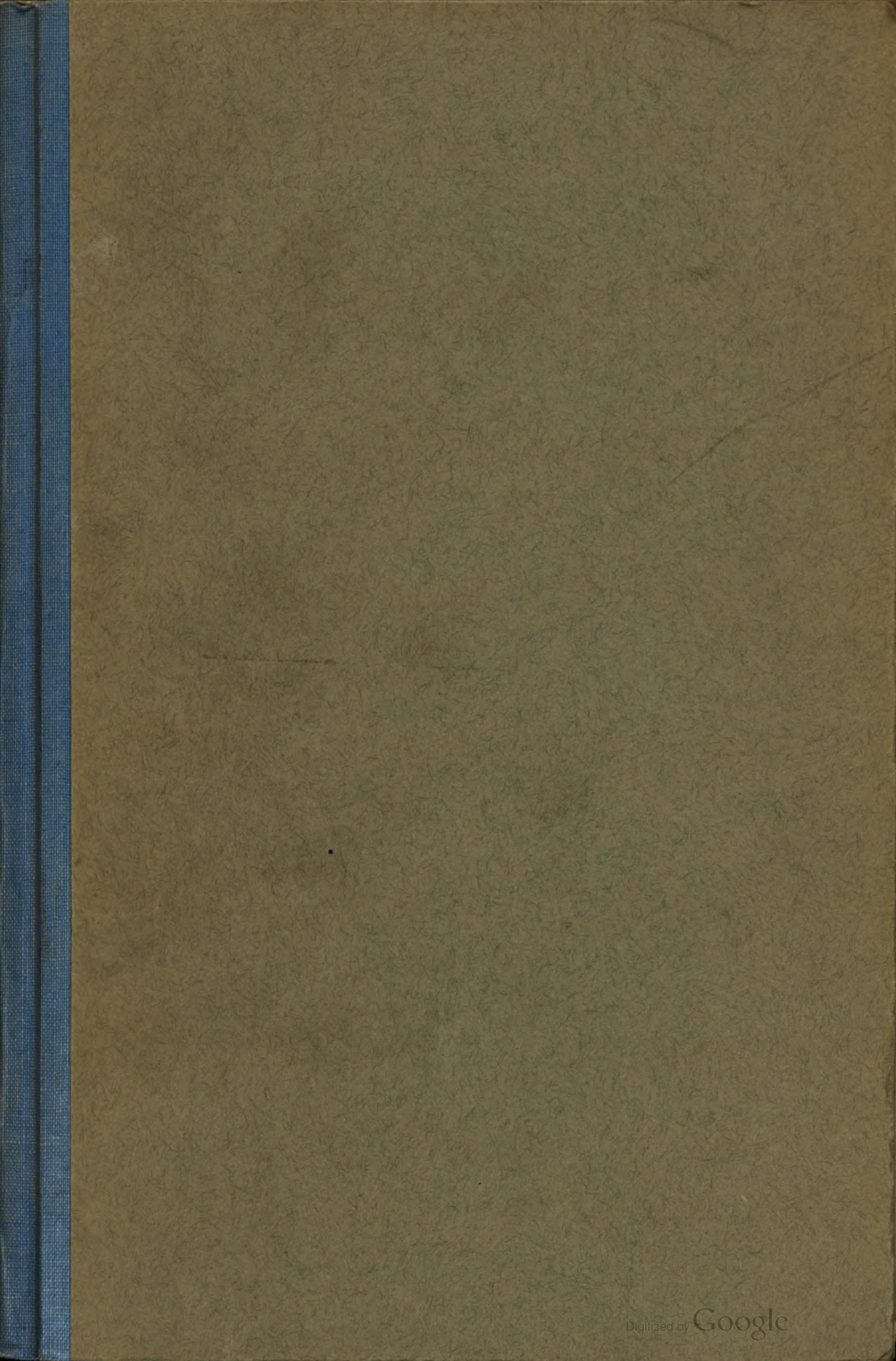




R. K. Rommel
Or. Gr.

*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES



ERSTER JAHRGANG · ERSTES HEFT
OKTOBER 1919

*

LEIPZIG
* IM INSEL-VERLAG *

INHALT

Preis des Jahrganges zu sechs Heften M 5.—,
des einzelnen Heftes M 1.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weißer, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

D A S
I N S E L S C H I F F
*
* E I N E *
Z W E I M O N A T S S C H R I F T



ERSTER JAHRGANG / ERSTES HEFT
OKTOBER 1919
*

Er kehrt in sich zurück und findet staunend
in seinem Busen das Verlorne wieder.
Goethe

FRIEDRICH MARKUS HUEBNER

JAN VAN RUISBROECK

JAN van Ruisbroeck begreift die geheimnisvolle Beziehung zwischen Mensch und Gott doppelt: als ein Erlebnis und als eine Wissenschaft. Hierbei steht ihm das eine nicht im Gegensatze zum andern. Er verfährt wissenschaftlich, ohne dasjenige, was er untersucht, wie ein Fremdes von sich fernzurücken. Er zieht die Schriften seiner theologischen Vorläufer zu Rate und verwertet deren Erfahrungen, jedoch derart, daß die Lehre, an welche er anschließt, bei ihm mit aller Eindringlichkeit und Frische einer ersten und ursprünglichen Offenbarung sich vor-

trägt. Wo er richtet und streitlustig wider kirchliche Mißbräuche oder wider ketzerische Gedankenausgeburten zum Angriffe vorgeht, unternimmt er es nicht tüftelnd und nicht zu Zwecken bloßen Bücherdisputs, sondern als ein praktischer Reformator, der seine ganze Persönlichkeit einsetzt. Er baut seine mystischen Abhandlungen nach den Regeln scholastischer Gliederungskunst und sorgt mit unbeirrter Schriftstellerstrenge für Helle der Gedankenführung, für stilistischen Zusammenhalt der Einzelbetrachtungen mit dem Maßverhältnisse der Gesamtfrage, für Treffsicherheit des verwendeten Bilds oder Vergleichs, für Richtigkeit und Sinnfolge des Satzgewebes, alles dies, während der Boden seines Ichs bebt und schüttert vor einem überwältigenden inneren Aufruhr, welchem diese Wachheit des erkennenden Verstandes trotzalledem keinerlei Abbruch tut. Das Menschenherz wird von ihm, gespannt spähend, nach seinen verborgensten Ausflüchten, Selbsttäuschungen und Halbheiten um und um durchgraben, nicht aber um hernach als kahle, totenhafte Trümmerstätte, sondern desto mehr versprechend und unfaßlicher in seinem alten Gnadenreichtume weiterzudauern.

Die Auswirkung geschieht auch nicht so, daß Erlebnis und Wissenschaft sich bei Ruisbroeck den Vortritt nur wechselweise und einzeln einräumen. Immerzu setzt beides im nämlichen Augenblicke ein. Begriffliches Nachdenken oder Schlußfolgern sättigt sich schon im Keime voll Gefühl und Inbrunst, und es bewahrt sich andererseits die gotterregte Seele selbst inmitten ihres höchsten Überschwangs jenen Einschlag von Nüchternheit, der ihr erlaubt, feinste Übergänge und noch jede leisest eintretende Gradsteigerung unmittelbar wahrzunehmen und darüber sich selbst Rechenschaft zu liefern. Forschung und Eingebung arbeiten zwiefach und so innig nebeneinander, daß beide geradezu verschmelzen und wie ein einziger Atemzug dem Bewußtsein des Mystikers einströmen und ausströmen.

Infolgedessen gehört das Werk Jan van Ruisbroecks weder völlig zur Gattung jener geistlichen Untersuchungen des Mittelalters, worin unter der Form einer Predigt, eines Gottesbeweises, einer Moralphilosophie der Glaube mit seinen Wundern als ein Katechismus abgezogener und lehrhafter Wahrheitssätze eingefangen steht, noch bietet hier die religiöse Erfahrung sich ausschließlich in jenem wallenden und artlosen Urzustande zur Schau, wie dieser in gewissen persönlichen Aufzeichnungen von mittelalterlichen Mönchen und Nonnen als trunkener Gesang, als Hellsehen und Wahrsagung Ausdruck gefunden hat. Dieses Unterschiedliche, das Bekenntnis und die Auslegung, drängt Jan van Ruisbroeck so leidenschaftlich und so nahe zusammen, daß die Grenzen einstürzen und beides bis zur vollkommenen Einheit sich durchdringt. Er läßt den Gedanken niemals ganz starr, das Gefühl nie ganz sich selber zur freien Beute werden. Den schaffenden Vorgang sich bindender, sich lösender Geisteskräfte hält er durch sein Wort genau und fortdauernd in der Schwebe. Alle Tiefen und Gründe werden bei ihm beredsam, aber sie verzehren sich nicht in ihrer eigenen ungeheuren Freiheitlichkeit. Die Überwelt spannt sich hin unter der Decke eines Sprachstils, der gegen alle andrängende Fülle sich biegsam, durchsichtig und widerstandsfähig genug erweist.

Was auf diese Weise mittels der Buchstaben sichtbar und bleibend fortlebt, besitzt zuletzt seine eigentliche Wirklichkeit, eine verborgene, seitdem wieder zu Vergangenheit gewordene, in Jan van Ruisbroeck selber. In ihm persönlich hat sich einst der Ausgleich, auf den es ankommt, vorweg vollzogen. Die Entwicklung, deren Träger das Ich des Schreibenden gewesen ist, schuf sich in der reinen Aussagekunst des Werks nur eben ihr Spiegelbild.

Es entformt sich in diesem Ich des Jan van Ruisbroeck alles sinnliche Dasein, alle räumliche und zeitliche Aufeinander-

folge, die Mannigfaltigkeit aller einzelnen seelischen Antriebe zu ein und derselben Gegenwart, welche, bilderlos und unbeschreibbar und unbeschaffen, sich selber auf das deutlichste weiß und umfaßt. Hier klafft keine Trennung mehr zwischen der Wahrnehmung und ihrem wahrgenommenen Gegenüber, zwischen dem Willen und seinem Ziel, zwischen der Liebe und ihrem Gegenstande. Das Ich erschließt sich und schreitet aus seiner Natur, um nichts zu sein denn ein nackender Zustand des Erwartens.

Der Übertritt in die eigene höhere Wesenheit, welcher das Endziel dieser inwendigen Entwerdung ist, läßt im Augenblicke des Vollzugs die erwartungsvolle Seele alsbald zusammentreffen mit einem Willen, der vom jenseitigen Ende her, aus den Tiefen des Alls, nach einer gleichen stufenweisen Läuterung strebt und der dieser Gelegenheit, sich hienieden für einen ewigen Augenblick zu verpersönlichen, voll Ungestüm entgegendrängt. Im Grade, wie die Seele der reinen Erscheinung ihrer selbst sich annähert, nimmt sie immer mehr und mehr diesen größeren Willen in sich auf, vermischt sich mit ihm, wird zu dessen Teil und zu dessen Ganzem. Andererseits überantwortet sich der fremde, von außen einströmende Wille immer enger in die Gebundenheit des fleischlichen Menschendaseins. Es begibt sich ein Locken, Lieben, Hinschenken, Erlöschen herüber und hinüber, darin sich die Vereinigung unter schmerzendem Genusse verwirklicht und der Mensch alsbald mit Gott eine einzige geistige Einheit formt.

Nicht er, der Mensch, allein wird in Gott durch die Geistliche Hochzeit selig, sondern dieselbe bringt in der Seele ebensosehr für Gott das Seligsein. Das Sichbereitmachen und die innere Entwicklung des Einzel-Ichs hinauf zu Gott bildet das genaue Gegenstück der göttlichen Allhaftigkeit, wie sie, um sich als Wort zu bezeugen, niederwärts sinkt zum Menschen.

Der Begegnungspunkt beider Bahnen liegt nicht an irgend-

einem entfernten dritten Orte. Er hat seine Stelle in jedem Menschtume, das andächtig ist. Hier, in diesem einzelnen Bewußtsein mündet der ganze Verlauf, hier nimmt er seinen Anfang. Um sich abzuspielen, bietet sich hier der eine Schauplatz. Das bloße Sein weiß nicht, daß es ist. Das bloße Wissen ist unmöglich ohne einen Träger. Indem Ruisbroeck die Offenbarungen widerstandslos in sich schalten läßt, verkörpert er deshalb den Mittelsmann für den Erkenntnisakt des Menschen so gut wie Gottes. Er bildet den gereinigten Spiegel, darein Gott leibhaftig seine unnennbaren Wesenszüge einstrahlt.

Gegenüber Gott ein auserwählter Stoff, hinnehmende Empfängnis, demütiges Verzichten, verhält er sich gegenüber seinem Selbst als Tat, die strebt, als von Stufe zu Stufe aufklimmende Überwindung des ihm nicht Zugehörigen.

Beider Erlösungsgeschichte schreibt er in seinem Werke von der Geistlichen Hochzeit, des geschaffenen Ichs und des unerschaffenen. Und seine Wissens- und Erlebenskraft ist so tief und stark, daß er diese doppelten Welten ihr Schicksal nicht getrennt sich erfüllen läßt — bis wohin und nicht weiter die Religion der Antike kam —, sondern daß er im Menschen den Himmel und die Erde ineinanderdenkt zu jener verklärten Einheit ohne Anderheit, von der Christus als dem Reiche Gottes gepredigt hat.

„Van der Cierheit der gheesteliker Brulocht" bildet innerhalb der elf erhaltenen, umfangreichen Abhandlungen des Jan van Ruisbroeck (1293—1381) diejenige Arbeit, welche nach äußerer wie innerer Anlage am meisten den Erfordernissen eines mystischen Systems, sofern ein solches möglich ist, sich annähert. Sie wird infolgedessen seit jeher von der Forschung und von den Stillen im Lande als das Hauptwerk des Meisters angesprochen. Dieser scheint seinerseits das Buch bevorzugt zu haben; ihm eine Verbreitung bis an den Fuß der Alpen wünschend, hat er selbst Anno 1350



Zwei Holzschnitte aus dem Buche: „Der Ackermann



und der Tod" von Johannes von Saaz (1460)

den Gottesfreunden in Oberdeutschland eine Abschrift zugehen lassen und hat bei seinen Lebzeiten für die Herstellung einer lateinischen Übersetzung Sorge getragen. Eine solche Übersetzung empfing zum Beispiel das Kloster Ter Doest in Flandern mit einem lateinischen Begleitbriefe von seiner Hand.

Daß Jan van Ruisbroeck sich in seinen Werken nicht des Lateinischen bediente, welche Sprache er durchaus meisterte — wie seine überall zutage tretende Kenntnis früher kirchlicher Schriftsteller und der angeführte Brief es beweisen —, hat seine Gründe darin, daß er mit seiner Weisheit weiterzudringen trachtete als bloß bis zu den Ohren der Kleriker und der Büchergelehrten. Wie seine Zeitgenossen in Deutschland, einen Tauler, einen Meister Eckhart, verlangte es ihn, praktische Bekehrungsarbeit zu leisten und den Menschen dort zu finden und zu rütteln, wo die göttlichen Kräfte am verwildertsten, aber zugleich am meist versprechenden brach lagen, im gemeinen Volke. So paßte er seine Mundart, das brabanter Flämisch, an die Gedankengänge und die feststehenden Philosophiebegriffe seiner entlegenen und ganz geistigen Weltanschauung an, ohne sie im mindesten der Ursprünglichkeit und ihrer eingeborenen Sinnenfülle zu berauben; vielmehr schuf er für das Durcheinander der „dietschen" Mundarten mit seiner Tat jenes Regeln setzende, oberste Sprachmuster, welches für die Folgezeit die Grundlage eines reinen, eigenen Schriftflämisch überhaupt abgegeben hat.

Aus dem Nachwort zu der Übertragung von Ruisbroecks Hauptwerk: „Die Zierde der geistlichen Hochzeit".

* * *

HUGO VON HOFMANNSTHAL

AUS EINEM NOTIZBUCH

EINE der schlimmsten Erfahrungen des reiferen Alters ist die, daß man niemanden vorwärts bringen kann, außer sich selbst.

* * *

Wo ist dein Selbst zu finden? Immer in der tiefsten Bezauberung, die du erlitten hast.

* * *

Der Mensch wird in der Welt nur das gewahr, was schon in ihm liegt; aber er braucht die Welt, um gewahr zu werden, was in ihm liegt: dazu aber sind Tätigkeit und Leiden nötig.

* * *

Die Welt will einen jeden aus ihm selbst herausreißen und wieder zu ihm selbst bringen.

* * *

Es braucht das ganze Leben, um einzusehen, wie dinglich sich die Dinge, wie menschlich sich die Menschen verhalten.

* * *

Der Geist entfaltet seine größte Kraft corps à corps mit dem Sinnlichen.

* * *

Nur zwischen dem Nichtseienden gibt es Ähnlichkeiten, das Seiende ist einzig.

* * *

Geist ist durchdrungene Wirklichkeit. Was sich von der Wirklichkeit absentiert, ist nicht Geist.

* * *

Eine Flaumfeder kann einen Kieselstein rund schleifen, wenn sie von der Hand der Liebe geführt wird.

* * *

Die Menschen sind oft die Sklaven ihrer Willkür, auch in sich selbst; aber es ist erstaunlich, wie selten sie ihren Willen anzusetzen wissen.

* * *

Wer Geist hat, braucht sein Leben lang, sich in seine Elemente auseinanderzulösen, das Genie baut aus diesen eine neue Welt.

* * *

Menschen unserer verworrenen Epoche erleben ihr Eigentliches in Zwischenerlebnissen, unaufgeklärten Mißverständnissen, Konfusionen, Zerstreutheiten.

* * *

Autorität über sich erkennen, ist Zeichen höherer Menschlichkeit.

* * *

Es ist etwas in uns, das hinter und über allen Altern ist und mit allen Altern spielt.

* * *

Was man in der dichterischen Darstellung das Plastische nennt, hat seine Wurzel in der Gerechtigkeit.

* * *

An einem Kunstwerk höherer Ordnung, ebenso wie beim organischen Gebilde, ist nicht die einzelne Form das Wunderbare, sondern das Hervortreten einer Form aus der andern.

* * *

Jedes ausgesprochene Wort supponiert den Hörer, jedes geschriebene den Leser: diesen mitzuschaffen, ist der verhüllte, aber größere Teil der schriftstellerischen Leistung.

* * *

Wahre Sprachliebe ist nicht möglich ohne Sprachverleugnung.

* * *

Im Höchstvergeistigten ist es noch die Naivetät, das irrational Körperhafte, wodurch das Geistige Bestand hat.

* * *

Naivetät ist das Grundelement der Würde. Darum ist sie unerlernbar.

* * *

Was Geist ist, erfaßt nur der Bedrängte.

* * *

Jede neue bedeutende Bekanntschaft zerlegt uns und setzt uns neu zusammen.

* * *

Der mittelmäßige Mensch hält zu knapp nach dem richtigen Gedanken inne; daher die vielen Halbwahrheiten in der Welt.

* * *

Man kann sechzig Jahre alt geworden sein, ohne zu wissen, was ein Charakter ist. Nichts ist verborgener als die Dinge, die wir beständig im Munde führen.

* * *

Die ahnende Jugend weiß die Welt von Kräften erfüllt; aber es kommt ihr nicht bei, welche Rolle in der Welt die Schwäche in ihren verschiedenen Formen spielt.

* * *

Das eigentliche Dichterische hält sich gleich weit vom Herzlosen wie vom Empfindsamen.

* * *

Selbstliebe und Selbsthaß sind die tiefsten von den irdischen produktiven Kräften.

* * *

Der Deutsche tut gern naiver als er ist.

* * *

Wie man empfindet, so will man empfunden sein.

* * *

Übereinstimmung ohne Sympathie gibt ein widerwärtiges Verhältnis.

★ ★ ★

LUIZ DE CAMOẼS

DREI SONETTE

Übertragen von Otto Freiherrn von Taube

NACH neuem Mittel sucht, nach neuem Wege
Die Liebe, neuer List, mich umzubringen.
Kann sie mir doch die Hoffnung nicht entringen,
Weil sie nicht nehmen kann, was ich nicht hege.

Seht, welche Hoffnung hält mich denn noch rege,
Wie kühn vermag ich mich noch aufzuschwingen, —
Der ich gefaßt mich unter wideren Dingen
Schiffbrüchig auf empörtem Meer bewege?

Die Liebe — fehlen auch Enttäuschungsschmerzen,
Wo Hoffnung fehlt — grad darin, mich zu morden,
Birgt sie ein Übel, das man nicht erkennt.

Wie lange Tage fühl ich schon im Herzen
Ein Irgendwas, das irgendher geworden
Und irgend kommt und irgendwarum brennt.

* * *

DIE Küste, Luft und Himmel ohne Hallen;
Die Wogen, die sich längs des Sandes weiten,
Die Fische, die im Schlaf das Meer durchgleiten,
Das Dunkel still in ruhevollem Wallen.

Aoniens Fischerknabe, hingefallen,
Wo sonst die Stürme mit den Fluten streiten,
Vergebens rufend über alle Breiten
Den Namen, nun nichts mehr als leeres Schatten.

Er rief: „O Meer, eh Liebe mich zerschelle,
Gib meine Nymphe wieder! Ach, zu balde
Entrissest du sie mir aus diesem Leben!“

Niemand erwidert: ferne schlägt die Welle;
Sacht wiegt es sich und weich im Küstenwalde;
Der Wind entführt das Wort, dem Wind gegeben.

* * *

SÜSSE Erinnerungen, so ihr trachtet,
In diesem argen Stand mich aufzubahren,
Zwar keiner lebt, der solchen Trug erfahren
Und noch erheblich einer Hoffnung achtet;

Doch an dem Glück verzweifeln, darin brachtet
Ihr zur Gewöhnung mich in langen Jahren;
Ich und das Schicksal sind uns jetzt im klaren:
Ich hab zu tragen, wie ihr mich bedachtet.

Am Ruder hab ich die Geduld gebunden,
Genug bei allen Lebensärgernissen,
Mag sich mein Geist, wie's ihm beliebe, bangen!

Und wenn, im Widerstande überwunden,
Ich stürzen sollte, wird mich als ein Kissen
Gelassenheit in meinem Sturz empfangen.

* * *

RAINER MARIA RILKE

UR-GERÄUSCH

ZUR Zeit, als ich die Schule besuchte, mochte der Phonograph erst kürzlich erfunden worden sein. Er stand jedenfalls im Mittelpunkte des öffentlichen Erstaunens, und so mag es sich erklären, daß unser Physiklehrer, ein zu allerhand emsigen Basteleien geneigter Mann, uns anleitete, einen derartigen Apparat aus dem handgreiflichsten Zubehöre geschickt zusammenzustellen. Dazu war nicht mehr nötig, als was ich im folgenden aufzähle. Ein Stück biegsamerer Pappe, zu einem Trichter zusammengebogen, dessen engere runde Öffnung man sofort mit einem Stück undurchlässigen Papiers, von jener Art, wie man es zum Verschlusse der Gläser eingekochten Obstes zu verwenden pflegt, verklebte, auf diese Weise eine schwingende Membran improvisierend, in deren Mitte, mit dem nächsten Griff, eine Borste aus einer stärkeren Kleiderbürste, senkrecht abstehend, eingesteckt wurde. Mit diesem Wenigen war die eine Seite der geheimnisvollen Maschine hergestellt, Annehmer und Weitergeber standen in voller Bereitschaft, und es handelte sich nun nur noch um die Verfertigung einer aufnehmenden Walze, die, mittels einer kleinen Kurbel drehbar, dicht an den einzeichnenden Stift herangeschoben werden konnte. Ich erinnere nicht, woraus wir sie herstellten; es fand sich eben irgendein Zylinder, den wir, so gut und so schlecht uns das gelingen mochte, mit einer dünnen Schicht Kerzenwachs überzogen, welches kaum verkaltet und erstarrt war, als wir schon, mit der Ungeduld, die über dem dringenden Geklebe und Gemache in uns zugenommen hatte, einer den andern fortdrängend, die Probe auf unsere Unternehmung anstellten. Man wird sich ohne weiteres vorstellen können, wie das geschah. Sprach oder sang jemand in den Schalltrichter hinein, so übertrug der in dem Pergamente steckende Stift

die Tonwellen auf die empfängliche Oberfläche der langsam an ihm vorbeigedrehten Rolle, und ließ man gleich darauf den eifrigen Zeiger seinen eigenen (inzwischen durch einen Firnis befestigten) Weg wieder verfolgen, so zitterte, schwankte aus der papierenen Tüte der eben noch unsrige Klang, unsicher zwar, unbeschreiblich leise und zaghaft und stellenweise versagend, auf uns zurück. Die Wirkung war jedesmal die vollkommenste. Unsere Klasse gehörte nicht eben zu den ruhigsten, und es möchten nicht viele Augenblicke gewesen sein, da sie, gemeinsam, einen ähnlichen Grad von Stille zu erreichen fähig war. Das Phänomen blieb ja auch überraschend, ja recht eigentlich erschütternd, von einem Male zum anderen. Man stand gewissermaßen einer neuen, noch unendlich zarten Stelle der Wirklichkeit gegenüber, aus der uns, Kinder, ein bei weitem Überlegenes doch unsäglich anfängerhaft und gleichsam Hilfe suchend ansprach. Damals und durch die Jahre hin meinte ich, es sollte mir gerade dieser selbständige, von uns abgezogene und draußen aufbewahrte Klang unvergeßlich bleiben. Daß es anders kam, ist die Ursache dieser Aufzeichnung. Nicht er, nicht der Ton aus dem Trichter, überwog, wie sich zeigen sollte, in meiner Erinnerung, sondern jene der Walze eingeritzten Zeichen waren mir um vieles eigentümlicher geblieben.

Vierzehn oder fünfzehn Jahre mochten seit jener Schulzeit hingegangen sein, als mir dies eines Tages zum Bewußtsein kam. Es war in meiner ersten Pariser Zeit, ich besuchte damals mit ziemlichem Eifer die Anatomie-Vorlesungen an der École des Beaux-Arts, wobei mich nicht so sehr das vielfältige Geflecht der Muskeln und Sehnen oder die vollkommene Verabredung der inneren Organe anzusprechen schien, als vielmehr das aride Skelett, dessen verhaltene Energie und Elastizität mir damals schon über den Blättern Lionardos sichtbar geworden war. So sehr ich nun auch an dem baulichen Ganzen

rätselte — es war mir zu viel; meine Betrachtung sammelte sich immer wieder zur Untersuchung des Schädels, in dem, sozusagen, das Äußerste, wozu dieses kalkige Element sich noch anspannen konnte, mir geleistet schien, als ob es gerade hier überredet worden wäre, sich zu einem entscheidenden Dienst bedeutend anzustrengen, um ein letzthin Gewagtes, im engen Einschluß schon wieder grenzenlos Wirkendes in seinen festesten Schutz zu nehmen. Die Bezauberung, die dieses besondere, gegen einen durchaus weltischen Raum abgeschlossene Gehäus auf mich ausübte, ging schließlich so weit, daß ich mir einen Schädel anschaffte, um nun auch so manche Nachtstunde mit ihm zuzubringen; und, wie es mir immer mit den Dingen geht: nicht allein die Augenblicke absichtlicher Beschäftigung haben mir diesen zweideutigen Gegenstand merkwürdiger angeeignet, — meine Vertrautheit mit ihm verdanke ich ohne Zweifel zu einem gewissen Teile dem streifenden Blick, mit dem wir die gewohnte Umgebung, wenn sie nur einige Beziehung zu uns hat, unwillkürlich prüfen und auffassen. Ein solcher Blick war es, den ich plötzlich in seinem Verlaufe anhielt und genau und aufmerksam einstellte. In dem oft so eigentümlich wachen und auffordernden Lichte der Kerze war mir soeben die Kronen-Naht ganz auffallend sichtbar geworden, und schon wußte ich auch, woran sie mich erinnerte: an eine jener unvergessenen Spuren, wie sie einmal durch die Spitze einer Borste in eine kleine Wachsrolle eingeritzt worden waren!

Und nun weiß ich nicht: ist es eine rhythmische Eigenheit meiner Einbildung, daß mir seither, oft in weiten Abständen von Jahren, immer wieder der Antrieb aufsteigt, aus dieser damals unvermittelt wahrgenommenen Ähnlichkeit den Absprung zu nehmen zu einer ganzen Reihe von unerhörten Versuchen? Ich gestehe sofort, daß ich die Lust dazu, so oft sie sich meldete, nie anders, als mit dem strengsten Mißtrauen

behandelt habe, — bedarf es eines Beweises dafür, so liege er in dem Umstande, daß ich mich erst jetzt, wiederum mehr als anderthalb Jahrzehnte später, zu einer vorsichtigen Mitteilung entschließe. Auch habe ich zugunsten meines Einfalls mehr nicht anzuführen, als seine eigensinnige Wiederkehr, durch die er mich, ohne Zusammenhang mit meinen übrigen Beschäftigungen, bald hier, bald dort, in den unterschiedlichsten Verhältnissen überrascht hat.

Was wird mir nun immer wieder innerlich vorgeschlagen? Es ist dieses:

Die Kronen-Naht des Schädels (was nun zunächst zu untersuchen wäre) hat — nehmen wirs an — eine gewisse Ähnlichkeit mit der dicht gewundenen Linie, die der Stift eines Phonographen in den empfangenden rotierenden Zylinder des Apparates eingräbt. Wie nun, wenn man diesen Stift täuschte und ihn, wo er zurückzuleiten hat, über eine Spur lenkte, die nicht aus der graphischen Übersetzung eines Tones stammte, sondern ein an sich und natürlich Bestehendes —, gut: sprechen wirs nur aus: eben (z. B.) die Kronen-Naht wäre —: Was würde geschehen? — Ein Ton müßte entstehen, eine Ton-Folge, ein Musik...

Gefühle — welche? Ungläubigkeit, Scheu, Furcht, Ehrfurcht —: ja, welches nur von allen hier möglichen Gefühlen verhindert mich, einen Namen vorzuschlagen für das Ur-Geräusch, welches da zur Welt kommen sollte...

Dieses für einen Augenblick hingestellt: was für irgendwo vorkommende Linien möchte man da nicht unterschieben und auf die Probe stellen? welchen Kontur nicht gewissermaßen auf diese Weise zu Ende ziehen, um ihn dann, verwandelt, in einem anderen Sinn-Bereich herandringen zu fühlen?

* * *

In einer gewissen Zeit, da ich mich mit arabischen Gedichten zu beschäftigen begann, an deren Entstehung die fünf Sinne

einen gleichzeitigeren und gleichmäßigeren Anteil zu haben schienen, fiel es mir zuerst auf, wie ungleich und einzeln der jetzige europäische Dichter sich dieser Zuträger bedient, von denen fast nur der eine, das Gesicht, mit Welt überladen, ihn beständig überwältigt; wie gering ist dagegen schon der Beitrag, den das unaufmerksame Gehör ihm zuflößt, gar nicht zu reden von der Teilnahmslosigkeit der übrigen Sinne, die nur abseits und mit vielen Unterbrechungen in ihren nützlich eingeschränkten Gebieten sich betätigen. Und doch kann das vollendete Gedicht nur unter der Bedingung entstehen, daß die mit fünf Hebeln gleichzeitig angegriffene Welt unter einem bestimmten Aspekt auf jener übernatürlichen Ebene erscheine, die eben die des Gedichtes ist.

Eine Frau, der solches in einem Gespräche vorgetragen wurde, rief aus, diese wunderbare, zugleich einsetzende Befähigung und Leistung aller Sinne sei doch nichts anderes, als Geistesgegenwart und Gnade der Liebe, — und sie legte damit (nebenbei) ein eigenes Zeugnis ein für die sublime Wirklichkeit des Gedichts. Aber eben deshalb ist der Liebende in so großartiger Gefahr, weil er auf das Zusammenwirken seiner Sinne angewiesen ist, von denen er doch weiß, daß sie nur in jener einzigen gewagten Mitte sich treffen, in der sie, alle Breite aufgebend, zusammenlaufen und in der kein Bestand ist.

Indem ich mich so ausdrücke, habe ich schon die Zeichnung vor mir, deren ich mich, als eines angenehmen Behelfes, jedesmal bediente, so oft ähnliche Erwägungen sich aufdrängten. Stellt man sich das gesamte Erfahrungsbereich der Welt, auch seine uns übertreffenden Gebiete, in einem vollen Kreise dar, so wird es sofort augenscheinlich, um wieviel größer die schwarzen Sektoren sind, die das uns Unerfahrbare bezeichnen, gemessen an den ungleichen lichten Ausschnitten, die den Scheinwerfern der Sensualität entsprechen.

Nun ist die Lage des Liebenden die, daß er sich unversehens in die Mitte des Kreises gestellt fühlt, dorthin also, wo das Bekannte und das Unerfaßliche in einem einzigen Punkte zusammendringt, vollzählig wird und Besitz schlechthin, allerdings unter Aufhebung aller Einzelheit. Dem Dichter wäre mit dieser Versetzung nicht gedient, ihm muß das vielfältig Einzelne gegenwärtig bleiben, er ist angehalten, die Sinnesausschnitte ihrer Breite nach zu gebrauchen, und so muß er auch wünschen, jeden einzelnen so weit als möglich auszudehnen, damit einmal seiner geschürzten Entzückung der Sprung durch die fünf Gärten in einem Atem gelänge.

Beruht die Gefahr des Liebenden in der Unausgedehntheit seines Standpunkts, so ist es jene des Dichters, der Abgründe gewahr zu werden, die die eine Ordnung der Sinnlichkeit von der anderen scheiden: in der Tat, sie sind weit und saugend genug, um den größeren Teil der Welt — und wer weiß, wieviel Welten — an uns vorbei hinwegzureißen.

Die Frage entsteht hier, ob die Arbeit des Forschers die Ausdehnung dieser Sektoren in der von uns angenommenen Ebene wesentlich zu erweitern vermag? Ob nicht die Erwerbungen des Mikroskops, des Fernrohrs und so vieler, die Sinne nach oben oder unten verschiebender Vorrichtungen in eine andere Schichtung zu liegen kommen, da doch der meiste, so gewonnene Zuwachs sinnlich nicht durchdrungen, also nicht eigentlich „erlebt" werden kann. Es möchte nicht voreilig sein, zu vermuten, daß der Künstler, der diese (wenn man es so nennen darf) fünffingrige Hand seiner Sinne zu immer regerem und geistigerem Griffe entwickelt, am entscheidendsten an einer Erweiterung der einzelnen Sinngebiete arbeitet, nur daß seine beweisende Leistung, da sie ohne das Wunder zuletzt nicht möglich ist, ihm nicht erlaubt, den persönlichen Gebietsgewinn in die aufgeschlagene allgemeine Karte einzutragen.

Sieht man sich aber nun nach einem Mittel um, unter so seltsam abgetrennten Bereichen die schließlich dringende Verbindung herzustellen, welches könnte versprechender sein, als jener, in den ersten Seiten dieser Erinnerung angeratene Versuch? Wenn er hier am Schlusse, mit der schon versicherten Zurückhaltung, nochmals vorgeschlagen wird, so möge man es dem Schreibenden in einem gewissen Grade anrechnen, daß er der Verführung widerstehen konnte, die damit gebotenen Voraussetzungen in den freien Bewegungen der Phantasie willkürlich auszuführen. Dafür schien ihm der, während so vielen Jahren übergegangene und immer wieder hervortretende Auftrag zu begrenzt und zu ausdrücklich zu sein.

Soglio, am Tage Mariae Himmelfahrt 1919.

* * *

GEORG WITKOWSKI

BÜCHNERS WOYZECK

Als Georg Büchner mit 23 Jahren ins Grab sank, war von seinen Dichtungen nur „Dantons Tod" erschienen. Im Jahre 1839 druckte Gutzkow in seiner Zeitschrift „Der Telegraph" das Fragment der Lenz-Novelle, 1850 brachten die Nachgelassenen Schriften „Leonce und Lena". Daß damit noch nicht alle Zeugnisse für das Schaffen des Dichters geborgen waren, lehrte das biographische Vorwort des Bruders Ludwig. Er zitiert einen Brief an die Braut, der kurz vor Beginn der tödlichen Krankheit das Erscheinen von „Leonce und Lena" mit noch zwei anderen Dramen in längstens acht Tagen ankündigt. Als das eine dieser beiden ungenannten Dramen ist ohne Zweifel der verlorene „Pietro Aretino", als das andere die einzige in Büchners Nachlaß aufgefundene Szenenreihe anzusehen. Von ihr berichtete Ludwig Büchner in der Einleitung der Nachgelassenen Schriften

(S. 40): „Was das erwähnte Trauerspielfragment anlangt, so ist dasselbe zum größten Teile mit blasser Tinte geschrieben und durchaus unleserlich; die einzelnen Szenen, die entziffert werden konnten, sind durch das Ausfallende so wenig untereinander in Zusammenhang zu bringen, daß nichts davon in der Sammlung mitgeteilt werden konnte."

Karl Emil Franzos gab 1879 Georg Büchners Sämtliche Werke auf Grund der Handschriften von neuem heraus. Als die wesentlichste Vermehrung des früher Bekannten erschien jenes „Trauerspielfragment", dessen Publikation der Bruder des Dichters für unmöglich erklärt hatte. Die von Franzos unter dem von ihm geprägten Titel „Wozzeck" vereinigten 26 Szenen schlossen sich zusammen zu einem Schicksalsverlauf, einer bürgerlichen Tragödie, deren erschütternde Wirkung sie den großen tragischen Kunstwerken zugesellte, mochte auch das Skizzenhafte der Entwürfe letzte formale Forderungen unerfüllt lassen.

Immer klarer ist seitdem der Wert dieses „Wozzeck" erkannt worden. Es bedeutet ein Verdienst des fleißigen Schriftstellers Franzos, daß er diesen Schatz gehoben hat. In einem Nachwort berichtet er darüber: „Ich hatte anfangs auch nicht die leiseste Hoffnung, daß mir die Entzifferung gelingen werde. Vor mir lagen vier Bogen dunkelgrauen, mürbe gewordenen Papiers, kreuz und quer mit langen Linien sehr feiner, sehr blasser gelblicher Strichelchen beschrieben. Da war absolut keine Linie lesbar. Ferner einige Blättchen weißen Papiers, mit ähnlichen Strichelchen bedeckt. Da hier die Zeichen größer waren, der Hintergrund heller, so war da stellenweise ein Wort zu entziffern, aber nirgendwo auch nur ein ganzer Satz." Franzos schildert dann, wie er durch Überstreichen mit destilliertem Wasser und Schwefel-Ammoniak die Handschrift lesbarer machte (ein barbarisches Verfahren, das, zumal von einem chemisch Unausgebildeten

angewandt, die davon betroffenen Handschriften aufs schwerste schädigen mußte), und fährt fort: „Die Schriftzüge waren mikroskopisch klein; oft mehr als dreißig Worte auf die gewöhnliche Zeile. Ich mußte zur Lupe greifen. Aber selbst mit bewaffnetem Auge und chemisch präpariertem Papier ging es schwer genug. Denn Georg Büchner hatte, wenn er rasch schrieb, die unleserlichste Handschrift, die man sich denken kann... Dazu kamen noch eigentümliche Abbreviaturen usw.... Was ich entziffert, waren offenbar zwei merklich verschiedene Entwürfe einer und derselben Arbeit. Die grauen Bogen waren der ältere und größere, die weißen Blättchen der jüngere und kleinere Entwurf des ‚Wozzeck'. Der erste Entwurf enthielt etwa zwanzig Szenen... Die weißen Blättchen enthielten nur etwa zehn Szenen... Diese Szenen des zweiten Entwurfs beziehen sich sämtlich auf die Katastrophe. Die Namen der Personen hat Büchner im zweiten Entwurfe geändert, bei einzelnen auch den Stand..."

Zum Schlusse sagt das Nachwort: „Im Vorstehenden findet sich nun der Wortlaut des Manuskripts mit buchstäblicher Treue wiedergegeben. War eine Stelle so unleserlich, daß ich ihren Inhalt nur zu vermuten, nicht aber bestimmt zu erkennen vermochte, so habe ich sie lieber ganz weggelassen, anstatt meine Vermutung hinzuschreiben. Die Szenen, welche sich sowohl im ersten, als im zweiten Entwurfe vorfanden, habe ich im Wortlaute des letzteren wiedergegeben, mit Ausnahme einer einzigen, welche in der älteren Fassung ungleich markiger und farbiger war . . . Was die Anreihung der Szenen betrifft, so war dies freilich eine schwierige Sache, da hierfür nicht die leiseste Andeutung vorlag . . . Weggelassen ist keine Silbe. Wo sich allzuderbe Ausdrücke bloß durch Anfangsbuchstaben und Striche angedeutet finden, hat schon der Dichter das Gleiche getan."

Dieser Bericht macht den Eindruck völliger Zuverlässigkeit.

Ihn anzuzweifeln war seit seinem Erscheinen im Jahre 1879 um so weniger ein Anlaß gegeben, da die Handschriften, von denen er sprach, im Verborgenen blieben. Alle späteren Herausgeber mußten die von Franzos geschaffene Gestalt des „Wozzeck" bieten; lediglich die Reihenfolge der Szenen durfte gemäß der ausdrücklich betonten, durch innere Gründe gestützten Willkür der Franzosschen Anordnung erneuter Erwägung unterzogen werden. Nur R. Franz hat in seiner guten Ausgabe von Büchners Dramatischen Werken (München 1913, S. 229) in bezug auf eine Stelle des „Wozzeck" einen leisen Zweifel geäußert, der übrigens unberechtigt war. Auch Franz erkannte an, daß Franzos den Text nach den Manuskripten liebevoll gestaltet habe.

Im Jahre 1914 mochte diese Sicherheit bei einzelnen zum ersten Male erschüttert werden. Hugo Bieber berichtete im „Literarischen Echo" über die geschichtliche Persönlichkeit, deren Wesen und Schicksal in dem Helden des Büchnerschen Dramas nachwirkte, und dieser Mensch, der am 21. Juni 1821 in Leipzig zum Mörder an seiner Geliebten geworden war, hieß — Woyzeck. Man durfte sich fragen, wie der Dichter dazu gekommen sein sollte, den gegebenen Namen willkürlich in „Wozzeck" zu ändern. Um das Andenken des Hingerichteten zu schonen? Schwerlich, und dieser Absicht konnte noch dazu die Vertauschung eines einzigen Buchstabens gewiß nicht dienen. Oder um den Klang des Namens charakteristischer und phonetisch vorteilhafter zu färben? Aber beides wurde durch den harten Klang des verdoppelten z nicht bewirkt. Immerhin ließ sich in solcher Weise die nun einmal feststehende Namensform Wozzeck noch nicht als irrig anfechten.

Bald darauf wurde der handschriftliche Nachlaß Georg Büchners, darunter auch die Handschrift des einzigen unvollendeten Trauerspiels, vom Insel-Verlag erworben, und in seiner Ausgabe der Gesammelten Werke konnte Wilhelm Hausen-

stein als erster sagen: „Der Name Wozzeck oder, wie die neueste, klanglich sehr überzeugende Lesung des Manuskripts will, Woyzeck."

Aus den mir zur Herausgabe anvertrauten Handschriften läßt sich nun in bezug auf die von dem Dichter angewandte Benennung folgendes feststellen. Die Form „Wozzeck" hat er niemals geschrieben, sondern immer bei einigermaßen ruhiger Federführung „Woyzeck", bei schnellem Schreiben allerlei Abkürzungen des Namens, darunter auch häufig „Wozeck" und „Wozek"; doch offenbar nur, um beim häufigen Schreiben des Namens die lästige Verbindung yz zu sparen. Die veränderten Formen finden sich immer unmittelbar neben der ursprünglichen des Namens Woyzeck.

Übrigens heißt der Held in der älteren Fassung (A) fast überall Louis, nur in drei von den 29 Szenen Woyzeck, meist in Verbindung mit dem neuen Vornamen Franz. In der zweiten Fassung (B) dagegen sind diese beiden Namen durchgängig angewandt. —

Neben dieser, durch Biebers Hinweis auf den historischen Anreger der Hauptgestalt schon einigermaßen vorausgenommenen Besserung ergaben sich beim Nachprüfen des Sachverhalts für Büchners Drama eine Fülle von neuen und wesentlichen Tatsachen. Der Glaube an die Treue der Wiedergabe durch Franzos mußte der Gewißheit weichen, daß er mit dem ihm übergebenen Gut in willkürlicher und nicht zu rechtfertigender Weise geschaltet hat und daß seine oben angeführten Sätze falsch oder wenigstens ungenau sind.

Vergebens frage ich mich, was ihn dazu bewogen hat, den Sachverhalt so zu entstellen. Man könnte es begreifen, daß er die Mühe der Entzifferung und damit sein Verdienst vergrößerte, daß er Zweifeln an der Zuverlässigkeit des von ihm hergestellten Textes vorzubeugen suchte; war er doch kein wissenschaftlicher Fachmann, der mit reiner Sachlich-

keit seine Aufgabe zu erfüllen verpflichtet ist. Aber die falschen Angaben werden aus den angedeuteten Motiven nur zum Teile erklärt. Z. B. wenn Franzos im Schlußsatz behauptet, er habe keine Silbe weggelassen und die unterdrückten Derbheiten seien schon vom Dichter nur durch Anfangsbuchstaben und Striche angedeutet worden, so findet man dagegen im Manuskript ausgedehnte Stellen, die Franzos weggelassen hat (nicht etwa Parallelstellen zu der von ihm bevorzugten zweiten Fassung!) und ferner nirgends auch nur ein einziges, noch so derbes Wort, das Büchner nicht voll ausgeschrieben hätte. Die Handschrift der ersten Fassung zählt nicht vier, sondern fünf Bogen, die zweite nicht „einige Blättchen", sondern 26 Quartseiten. Nirgends sind die Seiten „kreuz und quer beschrieben". Davon, daß „absolut keine Linie lesbar" sei, kann keine Rede sein. In der zweiten Handschrift ist nicht „stellenweise ein Wort zu entziffern", sondern sie ist auf vielen Seiten zweifelfrei zu lesen, was noch dazu durch eine alte, beiliegende Abschrift erleichtert wird, die den Namen „Wozzeck" schreibt und nach meiner Vermutung von Ludwig Büchner herstammt. (Wenn dieser mit den oben angeführten Worten auf die Herausgabe des „Woyzeck" wegen der angeblichen Unleserlichkeit verzichtete, so mag dies viel eher ein Vorwand gewesen sein, um das Andenken des Bruders und sich selbst nicht dem damals, 1850, sicher zu erwartendem Vorwurfe der Schmutzmalerei durch die Publikation des „Woyzeck" auszusetzen.)

Die Behauptung, die Schriftzüge seien „mikroskopisch klein", ist selbstverständlich nicht genau zu nehmen. Die Buchstabengröße bereitet an sich keine besonderen Schwierigkeiten, nur sind die Linien oft sehr flüchtig, auch durch das Vergilben der Tinte und das unglückselige Verfahren, das Franzos zur momentanen Verstärkung anwandte, an vielen

Stellen ganz geschwunden, so daß nun in der Tat in der ersten Fassung vieles für immer verloren ist. Umsonst haben eine Anzahl hilfsbereite Leipziger Chemiker und Physiker alle anwendbaren Verfahren aufgeboten, um diese, in erster Linie durch Franzos verschuldeten Einbußen auszugleichen; an wenigen Orten nur erzielte die Photographie, die Beleuchtung durch besonders starke Lichtquellen, die Anwendung blauer Scheiben oder chemischer Reagenzien in Dampfform ein bescheidenes Ergebnis.

Von einer „buchstäblichen Treue“ kann in der Wiedergabe der beiden Handschriften durch Franzos keine Rede sein. Vielmehr hat er mit einer kaum zu übertreffenden Willkür fortgelassen, geändert, verschoben und, was das Ärgste dünkt, durch eigne, frei erfundene Zusätze die Wirkung zu steigern gesucht.

Belege dafür lassen sich zu jeder Seite des Franzosschen Textes des „Woyzeck“ in Menge geben. Hier muß ich mich darauf beschränken, eine einzige Szene in der bis jetzt bekannten und in der von dem Dichter selbst herrührenden Form abzudrucken, wobei bemerkt sei, daß diese Szene in der Handschrift durchwegs zweifelfrei lesbar ist.

Franzos (S. 171 ff.):

Freies Feld. Die Stadt in der Ferne

Wozzeck und Andres schneiden Stöcke im Gebüsch.

Wozzeck. Du, der Platz ist verflucht!
Andres. Ach was! (Singt:)

Das ist die schöne Jägerei,
Schießen steht Jedem frei!
Da möcht ich Jäger sein,
Da möcht ich hin!

Wozzeck. Der Platz ist verflucht. Siehst du den lichten Streif da über das Gras hin, wo die Schwämme so nachwachsen? Da rollt Abends ein Kopf. Hob ihn einmal einer auf, meint', es wär' ein Igel.

Büchner (Handschrift B):

Freies Feld. Die Stadt in der Ferne

Woyzeck und Andres schneiden Stecken im Gebüsch.

Woyzeck. Ja, Andres. Der Streif da über das Gras hin, da rollt Abends der Kopf, es hob ihn einmal einer auf, er meint es wär' ein Igel. Drei Tag und drei Nächt und er lag auf den Hobelspänen (leise) Andres, das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer, still.

Drei Tage und drei Nächte drauf, und er lag auf den Hobelspänen.

Andres. Es wird finster, das macht dir angst. Ei was! (Singt:)

Läuft dort ein Haas vorbei,
Fragt mich, ob ich Jäger sei?
Jäger bin ich auch schon gewesen,
Schießen kann ich aber nit!

Wozzeck. Still, Andres! Das waren die Freimaurer, ich hab's, die Freimaurer! Still!

Andres. Sing lieber mit. (Singt:)

Saßen dort zwei Hasen,
Fraßen ab das grüne, grüne Gras.

Wozzeck. Hörst du, Andres, es geht was?! (Stampft auf dem Boden.) Hohl! Alles hohl! ein Schlund! es schwankt... Hörst du, es wandert was mit uns, da unten wandert was mit uns!

Andres (singt:)

Fraßen ab das grüne Gras
Bis auf den Rasen!

Wozzeck. Fort, fort! (Reißt ihn mit sich.)

Andres. He! Bist du toll?

Wozzeck (bleibt stehen). 's ist kurios still. Und schwül. Man möcht den Athem halten! Andres!

Andres. Was?

Wozzeck. Red' was! (Starrt in die Gegend.) Andres! wie hell! Ein Feuer fährt von der Erde in den Himmel und ein Getös herunter, wie Posaunen. Wie's heranklirrt!

Andres. Die Sonn' ist unter. Drinnen trommeln sie.

Wozzeck. Still, wieder Alles still, als wär' die Welt todt!

Andres. Nacht! Wir müssen heim!

Andres (singt:)

Saßen dort zwei Hasen
Fraßen ab das grüne, grüne Gras.

Woyzeck. Still! Es geht was!

Andres.

Fraßen ab das grüne, grüne Gras.
Bis auf den Rasen.

Woyzeck. Es geht hinter mir, unter mir (stampft auf den Boden) hohl, hörst du? Alles hohl da unten. Die Freimaurer!

Andres. Ich fürcht mich.

Woyzeck. S ist so kurios still. Man möcht den Athem halten. Andres!

Andres. Was?

Woyzeck. Red was! (starrt in die Gegend.) Andres! Wie hell! Ein Feuer fährt um den Himmel und ein Getös herunter wie Posaunen. Wie's heraufzieht! Fort. Sieh nicht hinter dich (reißt ihn in's Gebüsch.)

Andres (nach einer Pause.) Woyzeck, hörst du's noch?

Woyzeck. Still, alles still, als wär die Welt todt.

Andres. Hörst du? Sie trommeln drin. Wir müssen fort.

Wie dieses Beispiel zeigt, hat Franzos die in der Handschrift B enthaltene knappe Szene verbreitert und dadurch, wie jeder Leser zugeben wird, in ihrer Wirkung geschwächt. Die Mittel zu diesem Verfahren gab ihm zum Teil die Handschrift A, obwohl er selbst behauptet, er habe die in A und B enthaltenen Szenen mit Ausnahme einer einzigen

(die aber nicht die hier abgedruckte ist) im Wortlaute des zweiten Entwurfs gegeben. Daß diese Angabe unwahr ist, mag der Abdruck unserer Szene nach A beweisen. Sie beginnt dort nach der mit B gleichlautenden Überschrift:

Andres (pfeift und singt)

Das ist die schöne Jägerei
Schießen steht Jedem frei.
Da möcht' ich Jäger seyn
Da möcht' ich hin.

Läuft dort ein Has vorbei
Fragt mich ob ich Jäger sei
Jäger bin ich auch schon gewesen,
Schießen kann ich aber nit.

Woyzeck. Ja, Andres, das [?] ist er da [Lücke] Platz ist verflucht. Siehst du den [undeutliches Wort, sicher nicht lichten] Streif da über das Gras hin, wo die Schwämme so nachwachsen da rollt Abends der Kopf, es hob ihn einmal einer auf, er meint es sey ein Igel, 3 Tage u. 3 Nächte, wurde siech und er war todt. (Leise) Das waren die Freimaurer, ich hab' es heraus.

Andres. Es wird finster, faßt nicht schon [?] die [?] Angst. (Er singt.)

Woyzeck. Hörst du's Andres? Hörst du's es geht neben uns, unter uns. Fort, die Erde schwankt unter unsern Sohlen. Die Freimaurer! Wie sie wühlen! (Er reißt ihn mit sich.)

Andres. Laßt mich. Seyd Ihr toll [ein unlesbares Wort.]

Woyzeck (hastig). Mensch, bist du ein Maulwurf, sind deine Ohren voll Sand? Hörst du das Froschlaich. [unlesbares Wort] am Grund [drei unlesbare Worte]. Alles Gluth! Sieh nicht hinter dich. Wie es heranschleicht [?], und Alles [unlesbares Wort] steigt. Gestrichen: zu Boden, zu Boden (er wirft sich mit ihm in's Gebüsch).

Andres. Du machst mir Angst.

Woyzeck. Sieh nicht hinter dich. (Sie verstecken sich im Gebüsch.)

Andres. Woyzeck ich hör nichts mehr.

Woyzeck. Still, ganz still wie der Tod.

Andres. Sie trommeln drin. Wir müssen fort.

Wenn man die drei Gestalten des Textes miteinander vergleicht, wird man von dem Verfahren, das Franzos ein-

geschlagen hat, einen zutreffenden Begriff gewinnen, aber noch nicht von der Willkür seiner Änderungen und Zusätze, gerade an den für den künstlerischen Wert und die tragische Wirkung bedeutsamsten Stellen, von den rücksichtslosen Strichen, durch die er ihm unwesentlich oder störend Erscheinendes beseitigte. So hat er eine kurze Szene völlig unterdrückt, die vielleicht am kühnsten in Neuland psychologischer Dramatik hinausschritt. Sie steht nur in B und lautet:

Der Idiot. Das Kind. Woyzeck.

Karl (hält das Kind vor sich auf dem Schoß). Der is ins Wasser gefallen, der is ins Wasser gefallen, mir, der is ins Wasser gefallen.

Woyzeck. Bub, Christian.

Karl (Sieht in starr an). Der is ins Wasser gefallen.

Woyzeck (will das Kind liebkosen, es wendet sich weg und schreit). Herrgott!

Karl. Der is ins Wasser gefallen.

Woyzeck. Christianchen, du bekommst en Reuter sa sa (das Kind wehrt sich) (zu Karl) da kauf dem Bub en Reuter.

Karl (sieht in starr an).

Woyzeck. Hop! hop! Naß.

Karl (jauchzend). Hop! hop! Naß! Naß! (läuft mit dem Kind weg).

Erschütternd zeigt sich dem armen, vom Wahnsinn angepackten Woyzeck das Bild seines zukünftigen Zustandes. Sein Kind, nach Mariens Verrat das Einzige, was er noch besitzt, wendet sich furchtsam von ihm, wehrt seine Liebkosungen ab. In dem einen Ausruf „Herrgott!“ ist alle seine Verzweiflung zusammengepreßt. Und mit grenzenloser Kühnheit wird an diesen Ausbruch der skurrile Schluß der Szene gehängt.

Daß Franzos dieser Kunst ohne Verständnis gegenüberstand, bezeugt sein Gesamtverhalten zu dem für seine Zeit so fremdartigen genialen Werke. Er hat es so behandelt, wie früher Gemälderestauratoren mit den ihrem Stilgefühl unzugänglichen Bildern der Vergangenheit verfuhren. Er hat die große Konzeption durch Übermalungen verfälscht, ver-

süßlicht, dunkle Stellen in allzu helles Licht gestellt, Effekte aufgesetzt und ihnen zuliebe das Künstlertum Büchners aufs schwerste geschädigt. Was wir bisher vom „Woyzeck" besitzen, ist einer schlechten Kopie gleichzuachten.

Erst jetzt kann die echte, von Georg Büchner zweimal entworfene Skizzenreihe der Welt dargeboten werden, leider nicht so vollkommen, wie es einst möglich gewesen wäre, ehe Zeit und Unverstand ihren zerstörenden Einfluß ausübten, aber doch noch immer der entstellten, bisher allein bekannten Wiedergabe unendlich überlegen.

* * *

ALFRED MOMBERT
GESCHICHTE MEINES LEBENS

„— Glanz und Finsternis bezog mein Antlitz.
Hohe Vergessenheit. Erschienenes Sinnbild."

MEIN Leben in dieser Zeit — welches Mancher hier sich erwarten mag — wogte zwischen den gefesteten Ufer-Formen dieser Zeit. Soll ich die Kammern, Häuser, Städte, Länder; soll ich die Zeit-Genossen, Seelen aufzeichnen, in denen ich wachte und schlief? — Ich bin geboren in der Stadt Karlsruhe in Baden, am 6. Februar 1872. Meine Kindheit umrauschten weite Wälder. In der Schule klassisches Altertum; dann Neu-Deutschlands willkommenes Kriegerkleid. Studium der Rechtswissenschaft (— manch anderer Wissenschaft) auf vier Universitäten (1891—1895); Doktor juris (1897). Sieben Jahre Rechtsanwaltschaft (bis 1906). Bereisung der Länder, oft, und lange. Vesuvküsten-Freuden. Auf dem Ätna. Auf dem Montserrat, auf dem Parthenon, auf der Alhambra. In Jerusalem. In den Gräbern der Thebais. Heiterkeit des Meeres, die Feierlichkeit der Wüste. Triumph steiler Alpengipfel, seit früher Jugend, in jedem Jahr.



ALFRED MOMBERT

Zeichnung von Emil Rudolf Weiß
nach seiner Plakette

Das: hineingelebt in zeitweisen Aufgang und Untergang von Kunst, Musik, Dichtung, Philosophie früher und später Zeit: zugehört einem Vielen gemeinsamen, heutigen Europäer-Leben.

Aber als ich: ein Student der Rechte: wandelnd zwischen „Tag und Nacht“: mitten im Getöse der Straßen Berlins im Januar 1894 die Erscheinung des „Glühenden“ sichtete; — als ich: ein badischer Gerichtsschreiber: im Sommer 1896 im Schwurgerichtssaal amtierend, während der Verhandlungen nebenher noch große Teile der „Schöpfung“ dichtete; — als ich: ein deutscher Bücher-Autor: im Jahre 1901 vor dem Gedicht-Werk „Der Denker“ die Inschrift-Tafel aufrichtete: „Dem Sternbild Orion geweiht“ —

War es einziges, überzeitlich-selig-freies, versenktes, erhobenes Sinnbild-Leben. War es Dichter-Leben.

Das ist das Leben, das organisch, unaufhaltsam, jedes andere verdrängend, in mir und um mich, weitergewachsen ist. Es hat schaffend alle meine Zeiten und alle meine Räume gestaltet. Es hat mir die Welt: die „Blüte des Chaos“, ans Herz gelegt. Es hat mir — im schönen Wandel der Plejaden — die Schale des „Himmlischen Zechers“ gereicht. Es hat endlich „Aeon“, den ewigen Menschen, ins Körper-Reich eingeführt.

So wurde die Geschichte meiner Dichtung die wahre, die einzige Geschichte meines Lebens.

Wann nach fernen Geist-Forscherreisen zu „Welten im Entstehen, noch tief in Schatten“ — das rollende Rad an einem duftenden Abend mich wieder absetzt in die quelldurchklungene Stille eines alten Hauses unter dem Heidelberger Schlosse; unter den dunkelgrünen Efeu-Mauern, die für viel älter gelten, als ich bin, und doch so viel jünger sind als Ich: Dann raste ich. Dann bin ich in einer Heimat: auf einem meiner geliebten irdischen Schlachtfelder, auf dem ich Menschen-Jahre um ein Geister-Reich, um ein Welt-Glück, und um mei-

nen Mythos gekämpft habe; oder wahrer erkannt: auf dem um die Vollendung meiner Sage gekämpft wurde von starken Gewalten.

Ich sprach eingangs von meinem Leben „in dieser Zeit“. Auf die Gefahr hin, daß Wenige mich fassen, ganz Wenige mir folgen werden (ich habe diese Gefahr fast in jeder Zeile meiner Dichtungen auf mich genommen), spreche ich jetzt die Worte „Aeons“:

Ich habe gelebt in vielen Welten.
Und viele Leben.

Wen es gelüstet, davon zu erfahren, der muß sich in meine Dichtung versenken und erheben. Davon kündet der Gesang, nicht die Rede.

Am Fuße des Heidelberger Schlosses,
im Frühling 1911.

* * *

ALFRED MOMBERT
AUS DEM „HELDEN DER ERDE“

GLUT-Sonnen rollten groß um mich
in verklärter Luft.
Manche ruhten aus zu meinen Füßen
auf kristallenem See.
Zwischen ihnen, hin und her
waltend schritt ein Geist,
stand verborgen hinter Schatten-Säulen,
dann erschien er wieder auf den Licht-Seen.
Ich sog ein den Duft der Einsamkeit.
Ich sprach zu Jenem hinüber durch die Sonnen:

Nun bin ich endlich hier. Nun will ich ruhen.
Gleich dir will ich sein ein seliger Geist;

will auch schauen in die stillen All-Gluten.
Es war grauenhaft! so finster!
Sieh mich an, was ich geworden bin.
Meine Seele ist von Qual entstellt.
Mein Herz ist Stein.
An mir ist kein Teil, das nicht Entsetzen
ganz zerbrannte.
Todes Seufzer haben mich begraben
unter Aschen — ich kann nicht mehr weinen.

Er sprach zu mir — und seine Sprache
war der mildeste Gesang der Welt —:
„Sieh mich an.
Wenn du tausend lange Leben littest,
wenn tausend wilde Welten dich umgrauten —
es ist doch wenig gegen meine Leben,
die unzähligen, und meine Welten.
Sieh, wie alt ich bin.
Sieh mein Haupt, und diese Hände.
Willst du, daß ich: Solcher: wiederkomme
deiner Erde — kannst du mich dort wollen?
Du bist jung, du darfst Alles noch.
Kehre um, thu' es um meinetwillen.
An meiner Statt.
Mir zu Liebe, mir zur Freude."

Ich stand — es fuhr durch mich ein Schmerz,
als würde die Axe der Welt in mir zertrümmert —
dem Herzen entstürzten reißende Wetter,
ich stand bis an die Brust in brandenden Meeren,
meine Augen erflimmerten in Tränen-Gewölken —

Er sprach zu mir: und schlug den Blick zu Boden —:
„Die ewige Liebe bittet dich darum —"

— Und er führte mich — den Welt-Erschütterten,
den Schlummer-Kranken — hin auf einen Pfad —

zwischen steinigen Hügeln dunkler Zedern,
über ein Feld mit farbigen Lilien,
einmal vorüber einer ruhenden Schafherde,
vorüber einer Veilchen-Quelle,
durch thauglitzernde Rosenlorbeer-Haine,
durch einen Hauch von kühlen See-Winden —

den ich dann allein und rüstig fortschritt
in mein altes Land — in die Geschichte —
vorbei dräuenden Festungen verdeckt von Rosen —
durch duftende Jasmin-Büsche
— nahe und ehern jubelt eine Trompete —:

Zu den Schlachtfeldern —: zu den Völkern.

Geschrieben im Juli 1913.

* * *

Dämon:

Ich stürzte über die Kaiser-Krone von Assyrien,
wandelnd durch die Nacht-Wüsten
zu meiner Freundin: zu Astarte.
Im Sternlicht saß
ein Klagender unter einem Feigenbaum.

Ich sprach: Wenn du es willst,
sprech' ich den Zauber über die Krone.
Aus dem Staub heb' ich sie auf,
und neu erblüht das Reich Assyrien.

Er sprach: Ich klage nicht
über den Untergang des Reiches.

Ich klage, daß es einmal war,
und drum ewig sein wird.
Ich klage über alles Seiende.

Da lud ich ihn ein, mich zu begleiten
zu meiner Freundin: zu Astarte,
die mächtig ist im Nie-Gewesenen.
Doch da verstummt er und erblaßt.

Geschrieben im Mai 1914.

* * *

ADOLF VON HARNACK

DER VERFASSER DES JOHANNES-EVANGELIUMS

Von wem das Johannes-Evangelium verfaßt ist? Darüber herrscht noch immer Unsicherheit. Aber wenn man Natur und Absicht dieses Buches erkannt hat, verliert die Frage an Bedeutung: das Werk ist gewissermaßen zeitlos; es spricht für sich selber und bedarf keines menschlichen Namens. Augenscheinlich hat der Verfasser selbst so empfunden; denn er hat sich in seinem Buche verhüllt. Seine Freunde kannten ihn; das war ihm genug; die anderen brauchten ihn nicht zu kennen. Aber eben diese Freunde scheinen, was im Altertum nicht selten war, die Nachwelt absichtlich auf eine falsche Fährte gebracht zu haben zu Ehren des Apostels Johannes. Sie sind es auch, die das Werk herausgegeben haben, nicht der Verfasser selbst, wie der vorletzte Satz des Buchs beweist. Bei dieser Herausgabe müssen sie es eilig gehabt haben; sieht man nämlich näher zu, so stößt man auf allerlei Unebenheiten in dem Werk, die beweisen, daß es noch einer letzten Redaktion bedurft hätte. Es finden sich offenkundige Verstellungen von Stücken in dem Buch; der Schlußsatz des 14. Kapitels steht zu Unrecht an

dieser Stelle; manche Erklärungen fügen sich nicht wohl zu dem, was erklärt werden soll; zur Geschichte der Hochzeit von Kana ist keine Rede gestellt, obgleich sie einer solchen dringend bedarf, ohne sie unverständlich ist, und sonst niemals im Buche bedeutungsvolle Erzählungsstücke ohne erklärende Worte gelassen sind.

Darf ich meine Meinung sagen, so glaube ich doch, daß sich der Verfasser ermitteln läßt. Die sichere geschichtliche Überlieferung weiß von einem Johannes, der aus Palästina nach Ephesus gekommen ist, dort und in Kleinasien überhaupt eine bedeutende Wirksamkeit als Missionssuperintendent nach den Zeiten des Paulus entfaltet und bis zu den Tagen Trajans gelebt hat. Verschiedenes Glaubwürdige wird von ihm berichtet, anziehende und lebendige Züge des heiligen Eifers und der seelsorgerischen Liebe; zuletzt habe er sich in die Kirche tragen lassen und nur noch die Worte wiederholt: „Kindlein, liebet einander.“ Aus der Überlieferung und dem dritten Johannesbrief läßt sich auch erkennen, daß am Schluß seines Lebens seine Wirksamkeit und Einfluß beschränkt wurden und er sich auf einen kleineren Kreis angewiesen sah. Dieser Johannes, den die spätere Überlieferung irrtümlich mit dem Apostel Johannes identifiziert hat, darf aus guten Gründen als der Verfasser des Evangeliums und der drei Briefe gelten, ja auch als der Bearbeiter der Offenbarung Johannis; denn sie ist eine jüdische Offenbarungsschrift, die christlich überarbeitet ist. Dieser Johannes war wahrscheinlich kein persönlicher Jünger Jesu; aber an dem Apostel Johannes hatte er seinen Gewährsmann. Ihm hat er auch in dem Jünger, „den der Herr lieb hatte“, ein Denkmal in seinem Evangelium errichtet. Weil der Apostel Johannes sein Gewährsmann war, und zwar wahrscheinlich in Kleinasien — denn es spricht manches dafür, daß auch der Apostel dorthin gekommen ist —, so schrieb man dem Apostel die Abfassung des Evangeliums

zu, in einer Zeit, da man großes Gewicht darauf legte, schriftliches Apostelwort zu besitzen.

Aus dem Nachwort zu Nr. 251 der Insel-Bücherei: „Das Evangelium und die Briefe St. Johannis".

* * *

JOHANNES R. BECHER

AN KAETHE

I

AUS Schriftgelenken, magisch und verzückt,
Voll Wiesenweichheit, ewige Nacht enthaltend,
Hat dich zum erstenmal im Herbst erblickt
Der Dichter, frei der höllischen Gewalten.

Ein Engel du, aus Himmeln abgeschickt?!
Zu dir empor sich seine Wesen falten.
Der Baum dient dir, dir schmölz sein Erzgenick.
Und während rings die Räume jetzt erkalten

Und Nebel durch Gemäuer schimmelnd frißt,
Erhebst du dich voll Strahlgesang lobtönend,
So äols-süß, daß dich kein Traum vergißt.

Du trägst der Tage Hoheit, Dorn und Bürde —
Doch Hyazinthenabend füllt dich ganz
Und steigst! von Sternenfaltern jungfräulichst Umschwirrte.

II

Du Süd-Olive. Haupt aus Mondfrucht, Wiese.
Die Wange mit zerschmolzenem Himmelstern.
Ich —: Panthervieh und stampfend. Finsterer Riese,
Der schmiß in Trümmer euere Welten gern.

Der löscht mit Feuer aus die Fäulnis-Zeiten.
„— In dein Gehirn, o Mensch, den spitzen Blitz —“
... Du wirst wohl unterm Kokosbaum bereiten
Ihm ewigen Schlaf, den nicht Gewalt durchhitzt.

Den Traum der Götter. Schau der Pyramiden,
Olymp dem Aug'. Durch seine Adern Nil.
So atmet weich er, krasser Tat geschieden.
Betaut die Stirn. Laub in den Haaren viel.

* * *

CHARLES-LOUIS PHILIPPE
EIN LANDSTÄDTCHEN

Charles-Louis Philippe wurde am 4. August 1874 in Cérilly in der Landschaft Bourbonnais als Sohn eines Holzschuhmachers geboren. Er besuchte bis zu seinem zwölften Lebensjahre die Volksschule seiner Vaterstadt und setzte dann seine Studien auf den Gymnasien in Montluçon und, seit dem Jahre 1891, in Moulins fort. Seine Bemühungen, an der École Polytechnique in Paris Aufnahme zu finden, scheiterten; doch erhielt er, nachdem er vorübergehend Beschäftigung in der Pharmacie centrale du service de santé militaire gefunden hatte, Anstellung in der Pariser Stadtverwaltung. Nach kurzem Krankenlager starb er am 21. Dezember 1909 an einem Nervenfieber.

Die Werke des Dichters sind in sechs Bänden, denen der Nachlaß des Frühverstorbenen folgen wird, im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen.

Ich bin an einem Augustabend in einem ganz kleinen, weißen, grauen und blauen Städtchen geboren, und zwar in einem ganz kleinen Häuschen der Weißen Kreuzstraße, das etwas gelbe Hausteine und blaßrot getünchte Wände hat. Die

Landstädtchen sehen aus, als wären sie für die Kinder gebaut; erstens weil man darin ohne Furcht vor den Wagen spielen kann, dann weil daselbst infolge der Nähe des freien Landes die Luft gut ist, und endlich weil den Augen nicht viel zum Schauen geboten und so die Seele ungestört ihren Träumen überlassen und zart gestimmt wird. Ich bin an einem Augustabend in einem ganz kleinen, weißen, grauen und blauen Städtchen geboren. Ich werde euch seinen Namen nicht sagen, weil es niemand kennt, aber ich werde es euch beschreiben, daß ihr es ein wenig verstehen könnt.

Da ist einmal ein neues Bürgermeisterhaus, das ich erbauen sah. Es ist viereckig, massiv und weiß, mit einem Schieferdach und einem Glockentürmchen. Mir gefällt es nicht gar sehr, weil es den wichtigen Gebäuden der Bezirksämter gleicht. Aber von seinem Türmchen tönt der Stundenschlag langsamer als anderwärts, und immer dachte ich, daß es Minuten brauche, um zwölf Uhr zu schlagen. Da ist eine Kirche in romanischem Stil, deren Turm nicht gar hoch ist, aber die sich so schlicht und solid auf dem Platze erhebt, wie sich die schlichten Gefühle in unserer Seele regen. O du altes Kirchlein meiner Vaterstadt, man hat dich in den Geographiebüchern nicht abgebildet, weil du ein armes, altes, bescheidenes Kirchlein bist und man nur die formenreichen Kirchen der großen Städte als Bilder brauchen kann. Du hast dicke Mauern, Pfeiler, ein großes Portal, das nur an den Tagen der Prozessionen benützt wird, du gleichst den schlichten Gebeten der Unwissenden: dem *Vaterunser* und *Ave Maria*. Und auf dem Platze vor dir stehen dichtbelaubte Bäume in tiefem Schweigen.

In meinem kleinen Städtchen gibt es zweierlei Straßen. Die einen weit und weiß, von alten Häusern umsäumt, die man neu hergerichtet hat. Das Tageslicht strömt voll hinein, und sie scheinen die gesunde und strahlende Heiterkeit wider, die über dem Lande liegt. Ich habe euch gesagt, daß sie von alten

Häusern begrenzt waren; nun aber ist das Leben daselbst so angenehm, daß mir aus der Ferne scheint, als hätten die alten Häuser weiße Fassaden. Und doch kenne ich welche, die rissig sind, deren Dach schief steht, und andere kenne ich mit alten Wetterfahnen, die einen Jäger mit seinem Hund darstellen, alle aber scheinen sie mir noch wunderbar jung. Vielleicht, weil die Straßen von Osten nach Westen gehen, wie die Bahn der Sonne.

Dunkler sind zwei andere Straßen, die von Norden nach Süden führen. Die wichtigste ist die, welche, vom Lande kommend, an der Kirche vorbeiführt und am Kirchhof endigt. Da findet ihr den Zuckerbäcker, den großen Krämerladen, den Waffen- und Messerschmied, einen Metzger, einen Notar, zwei Modewarengeschäfte, zwei Holzschuhmacher, und das Bank- und Wechselgeschäft. Da diese Straße eng ist, erscheinen die Häuser höher und düsterer. Aber der Kirchplatz mit seinen Bäumen verleiht ihr Ruhe und etwas Schattiges, Melancholisches; das Pfarrhaus zur Linken gibt ihr ein Aussehen christlicher Sanftmut und Milde. Ich finde, diese Straße ist wie der Weg des Lebens: still und im Schatten treibt man ein Geschäft, unterhält geschäftliche Beziehungen mit den Leuten; eines Tages verliebt man sich und heiratet, was so zart und gut ist wie der Kirchplatz. Man geht seinen Weg weiter, und eines schönen Tages kommt man am Friedhofe an.

Mein Landstädtchen ist weder Industrie- noch Handelsstadt. Da wird nichts fabriziert und nicht eben viel verkauft. Das heißt, die Straßen sind still, und die Passanten gehen mit langsamem Schritt. Das heißt ferner, daß die Kaufleute und die Käufer nicht zu uns kommen und unsere bescheidene und gesunde Seele als seßhafte Arbeiter behalten.

Das lokale Leben ist ziemlich tätig. Vielleicht habt ihr verstanden, daß die Bürgermeisterei ein offizielles und abgeschmacktes Gebäude war, aber vielleicht jedoch nur, weil zur

Zeit ihrer Erbauung die dritte Republik ihre hochtrabenden Prinzipien aufstellte. Seitdem hat man eingesehen, daß die Republik mitsamt ihrem alten Gambetta nur von leeren Formeln und Worten geschwellt war, und verachtete die Minister und Präfekten. Die Einwohner meines Landstädtchens bezeugten ihre fortschrittlichen Ideen dadurch, daß sie den aus Bürgern bestehenden Stadtrat durch einen von Arbeitern gebildeten Stadtrat ersetzten. Es waren da zweierlei Bürger; die einen, deren Vermögen aus der Zeit des Königtums stammte, waren Royalisten, die andern, deren Vermögen von der Republik stammte, waren Republikaner. Nun, es war beiden unangenehm, daß die Stadträte Arbeiter waren.

Aber das ist nicht so sehr das lokale, als das politische Leben, d. h. etwas Neues in unsern Sitten, das manchmal sein Gutes hat, indem man die Bürger durch Arbeiter ersetzen kann, das aber auch wieder seine schlechte Seite hat, da die Politik unnütz und eitel ist und nur dazu dient, einem hochmütigen Bauch eine Schärpe umzubinden.

Das lokale Leben ist etwas sehr Altes, wie unser Kirchlein. Es besteht in Gesprächen von Tür zu Tür, umfaßt die kleinen Geschäfte des täglichen Lebens, es umfaßt auch das Vorübergehen der Passanten auf der Straße. Wenn am frühen Morgen die Schuhmachersfrau ihre Fensterläden aufmacht, schwatzt sie mit der Nachbarin. Ihre helle Stimme durchdringt die ruhige Luft und gleicht dem Morgengezwitscher der Vögel. Dann kommt die Milchfrau, und das taktmäßige Zusammenklingen ihrer Blechkübel tönt wie Glockenklingen und weckt die Kinder. Gleich darauf kommt der Lieblingsmoment der Frauen; denn alle sind zu gleicher Zeit draußen, ihre Schwelle zu kehren, und ihr erratet wohl, daß sie plaudern und schwatzen und sich die Neuigkeiten erzählen.

Ich habe es gern, wenn man zum Krämer Besorgungen zu machen gehen muß. Die Tür setzt beim Öffnen ein Glöck-

chen in Bewegung, und die Krämerin kommt in ihren Laden heraus. Während sie euch bedient, spricht sie ein wenig vom Wetter, scherzt zuweilen, und man hat den Eindruck, daß die kleinstädtischen Kaufleute gute, einfache Leute sind, die so anspruchslos Handel treiben, wie man ein Handwerk ausübt, und die nicht viel Geld verdienen. Wo seid ihr, lärmendes Gedränge von Paris und ihr albernen Ladenschwengel, die ihr eure Kunden voll Geziertheit bedient?

Und dann wie köstlich tönt nachmittags, besonders an Sommernachmittagen das Geräusch der Schritte! Ich liebe die Spaziergänge der schönen, sonnenschirmbewaffneten Damen nicht, die ihr kleines Mädchen begleiten und dabei die Schleppe ihres Rocks nachschleifen. Dagegen finde ich, daß die Schritte schlichter Frauen, die einen Gang zu machen haben, reizend und beschleunigt sind, wie ein Geräusch von Arbeit. Und im Vorübergehen sagen sie auch ein Wort, das sich auf ihrem Marsche verliert, aber das eine sehr einfache Reflexion ist wie: „Du ruhst dich aus?“ und zeigt, daß ihre guten Frauenseelen nur wenige Haupthandlungen im Leben sehen, Arbeit und Ruhe. Indes schnitzt in den Holzhäusern der Holzschuhmacher seine Holzschuhe, der Schuster klopft die Sohle, und der Faßbinder schlägt die Reifen ein. Die Frauen der Landstädtchen, welche nähen, und die Männer, die sich abmühen, erfüllen niedrige und ernste Funktionen, wie kleine Bächlein, die wie ein Spielzeug aussehen und doch den Städten klares, frisches Trinkwasser liefern.

Endlich, nach vollbrachtem Tagwerk wird es Abend. Man setzt sich vor seine Tür und schöpft Luft. Der Körper schmerzt etwas von der geleisteten Arbeit. Der Holzschuhmacher ist ganz lendenlahm, den Schuster schmerzt sein Sitzfleisch, dem Schäffler sind seine Arme vor Müdigkeit halb eingeschlafen. Da sitzen sie denn und reden von Tür zu Tür, langsam mit Worten, die sie wohl erwägen und die schwerfällig wie

Hammerschläge tönen. Vor allem ruhen sie aus. Und unter dem freien Himmel weitet sich die Brust, und der leise Windhauch, der durch die Baumkronen streicht, tut so wohl wie ein Likör. Wer nach der Arbeit die frische Abendluft atmet, weiß recht gut, daß die Luft das Angenehmste auf der Welt ist. Bald werden sie gehen, um bis morgen zu schlafen. Männer, Weiber, Kinder der kleinen Landstädtchen, ihr, die ihr in der Stille, fern von Paris, schlaft, wo man nichts hört als das Geräusch der Erde, eure Herzen sind ruhig und erwachen am Morgen frisch und rein wie die Strahlen des Lichts.

Übertragung von Fritz Holl

★ ★ ★

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Obgleich der Insel-Verlag in den Tagen, da dieses Heft in die Hände seiner Freunde gelangt, auf zwei arbeits-, aber auch, wie wir ohne Überhebung sagen können, ergebnisreiche Jahrzehnte zurückblicken darf, scheint uns doch der Zeitpunkt noch nicht gekommen, die Geschichte des Verlags zu schreiben. Wer anfängt, sich geschichtlich zu betrachten, fühlt schon die Versteinerung, der alle Dinge einmal anheimfallen, aber wenn auch im Verlaufe eines langen Wachstums der eine oder andere Zweig abstarb, so ist doch das Ganze zu beseelt und ergriffen von den Aufgaben, die Gegenwart und Zukunft stellen, als daß zur Rückschau Zeit und Besinnung bliebe. Es ist mehr ein Zufall, daß wir im Augenblick, da zwanzig Jahre Bestehens hinter uns liegen, an den Anfang anknüpfen und den Gedanken weiterspinnen, der zur Gründung der Zeitschrift „Die Insel" und damit des Verlags, dem sie den Namen gab, geführt hat. Lag doch, nachdem die Zeitschrift selbst am Widerstand der stumpfen Welt gescheitert war, die Aufforderung, sie in anderer Form fortzusetzen, schon in dem von Peter Behrens so klar gestalteten Verlagssignet, und so ist denn der Plan, eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Das Inselschiff" ins Leben zu rufen, bereits viele Jahre alt, seine Ausführung immer vertagt, durch den Krieg verzögert und dann erst recht gefördert worden. Wenn der Insel-Verlag anfänglich, trotz gelegentlicher Publikumserfolge wie Otto Julius Bierbaums „Irrgarten der Liebe" oder

der „Deutschen Chansons“ als Sammelpunkt jener Wegbereiter, die den Menschen wieder die Schönheit des Lebens sehen lehren und ihn zu ihren Quellen hinführen wollten, im Rufe der Exklusivität stand, so ging seine Wirkung in dem Maße, wie die Idee an Boden gewann, immer mehr in die Breite, so daß seine Gefolgschaft heute schon nach Millionen zählt. Da erschien es, zumal im Hinblick auf die nach allen Seiten hin ausstrahlenden Interessen des Verlags, erwünscht und geraten, in einer nur den Verlag und sein Gesicht widerspiegelnden Zeitschrift einen Mittelpunkt zu schaffen, von dem, wie von einer Warte aus, seine gesamte Tätigkeit überschaut und sein Herz und Hirn bei der Arbeit und im Austausch mit den von außen einwirkenden Kräften gezeigt werden kann. An dieser Stelle werden wir fortlaufend über die Neuerscheinungen und die in Vorbereitung befindlichen Bücher des Verlags berichten, so daß unsere Freunde in dauernder Verbindung mit unserm Schaffen bleiben werden.

* * *

Erfreulicherweise hat sich während und auch infolge des Krieges, der viele lesen gelehrt hat, die vorher noch kein oder kaum ein Verhältnis zu Büchern hatten, in unserm Volke die Freude am Buche in unerwartetem Umfang entwickelt, und es gilt nun, den Hunger weitester Kreise nach guter, preiswerter Kost zu befriedigen. Noch immer darf die Insel-Bücherei, trotzdem der Preis infolge der gewaltig steigenden Herstellungskosten auf M 1.35 erhöht werden mußte, sich rühmen, im Verhältnis zur Qualität des Gebotenen sowohl nach innen wie nach außen die wohlfeilste Sammlung zu sein; der Erfolg beweist, daß wir auf dem rechten Wege waren: nach siebenjährigem Bestehen hat die Insel-Bücherei den Absatz von fünf Millionen Exemplaren bereits überschritten. Noch in diesem Jahre wird die stattliche Anzahl von 286 Bänden erreicht haben, in denen Vergangenheit und Gegenwart, deutsches und ausländisches Schrifttum, wo immer sie Unveraltetes und Bleibendes darbieten, vereinigt sind. Mit einer von Max Unold illustrierten Ausgabe der „Judenbuche“ von Annette von Droste-Hülshoff eröffneten wir eine Folge von Bänden mit Zeichnungen moderner Künstler, womit wir die Idee des graphischen Buches auch denen nahe bringen, für die es bisher unerschwinglich gewesen war.

Auch die Schwesterunternehmung der Insel-Bücherei, die Bibliothek der Romane, schreitet vorwärts; ihre neuesten Bände sind Dostojewski, „Der Spieler und andere Erzählungen“, desselben Dich-

ters berühmter Roman „Die Brüder Karamasoff" und Jonas Lie, „Die Familie auf Gilje". Als Schmuck, nicht nur für die Auslagefenster der Buchhändler, erhielten die Bände der „Bibliothek der Romane" von Künstlern wie O. R. Bossert, G. A. Mathéy, H. A. Müller, W. Plünnecke, Walter Tiemann und E. R. Weiß gezeichnete reizvolle farbige Schutzumschläge, zumeist in Originallithographie.

Den Gegenpol zum wohlfeilen Buch bildet der in einmaliger Auflage erscheinende Vorzugsdruck, dessen vor Jahren unter günstigeren Sternen begonnene Pflege der Insel-Verlag sich nach wie vor in sorgfältiger Auslese angelegen lassen sein wird, weil er ihn als den Prüfstein seiner qualitativen Leistungsfähigkeit betrachtet. Durch die Begründung der Insel- und die Erwerbung der Janus-Presse, deren Leitung in den erfahrenen Händen von Carl Ernst Poeschel und Walter Tiemann liegt, sind wir instand gesetzt, technisch vollendete Drucke zu liefern. Als erster erschien „Das Märchen der 672. Nacht" von Hugo von Hofmannsthal in 200 Exemplaren, die bereits bei Erscheinen vergriffen waren. Es werden folgen eine Ausgabe von Rainer Maria Rilkes „Stundenbuch" in einer von uns vor dem Kriege in England aufgefundenen, wundervollen gotischen Schrift und Georg Büchners „Woyzeck" — wie man jetzt statt Wozzeck endgültig zu sagen hat — in einer von der bisher bekannten Fassung stark abweichenden Lesung nach dem Originalmanuskript, das mit dem Nachlaß des Dichters in den Besitz des Insel-Verlags übergegangen ist. Von weiteren Vorzugsdrucken ist soeben in einer Auflage von 500 numerierten Exemplaren die bei Drugulin in einer schönen alten Fraktur gedruckte Ausgabe von F. M. Huebners Übertragung der „Zierde der geistlichen Hochzeit" von Jan van Ruisbroeck erschienen, die das Haupt- und Meisterwerk des flämischen Mystikers ist. Im letzten Stadium der Herstellung befindet sich das „Stammbuch des Barons Heinrich von Offenberg", eine Faksimilereproduktion in mehrfarbigem Lichtdruck von 68 der bedeutendsten Blätter des Stammbuchs eines kurländischen Barons, der auf seinen Reisen durch Deutschland, Holland, Italien und die Schweiz in den Jahren 1778—1786 mit den größten Geistern dieser Zeit in Verbindung gestanden hat. Unsere originalgetreuen Neudrucke deutscher Literaturdenkmäler können wir durch die Faksimileausgabe des „Ackermanns aus Böhmen" von Johannes von Saaz bereichern, jenes Streit- und Trostgespräches vom Tode aus dem Jahre 1400, das als „das tiefste Werk des deutschen Humanismus in deutscher Prosa" be-

zeichnet worden ist. Die beiden Holzschnitte auf Seite 6 und 7 dieses Heftes sind dem Buche, das deren fünf enthält, entnommen. In diesem Zusammenhang dürfen wir mit Genugtuung feststellen, daß wir die günstige Konjunktur, die der Krieg nicht für die Herstellung, wohl aber für den Absatz von Luxusdrucken bot, nicht ausgenutzt haben; die einzigen Bücher, die in beschränkter Auflage erschienen, Christian Reuters Werke in der Ausgabe von Georg Witkowski und Bürgers „Münchhausen" mit den Holzschnitten von Gustave Doré waren bereits vor dem Kriege in Angriff genommen und wurden während desselben langsam vollendet.

Sein ganzes Können hat der Insel-Verlag auf die von Albert Köster besorgte achtbändige Ausgabe von Theodor Storms Sämtlichen Werken verwandt, womit die Reihe der Klassikerausgaben fortgesetzt wird. Mit dem Herausgeber, der über 220 Drucke und Handschriften bis auf den Buchstaben und die Interpunktionszeichen verglich, um durch Beseitigung zahlreicher Textverderbnisse den ganzen Rhythmus, die letzte, aber auch entscheidende Feinheit von Storms Vortrag wieder herzustellen, haben der Papierfabrikant, der ein schönes weißes Papier herstellte, der Drucker, der die Ungerschrift für die Ausgabe neu gießen ließ, der Buchbinder, der einen sehr reizvollen Entwurf von Walter Tiemann auszuführen hatte, gewetteifert, um eine Leistung zu erreichen, die bester Friedensarbeit gleichkommt. So ist alles aufgeboten, um in dieser Ausgabe ein Werk zu schaffen, das, gleich wie der Dichter im Herzen seines Volkes unvergänglich lebt, die Anwartschaft zu dauerndem Bestande in sich trägt. — Von den andern Klassikerausgaben des Insel-Verlags wird die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe von Goethes, Schillers und Schopenhauers Werken wieder vollständig, nachdem eine Anzahl von Bänden lange vergriffen war. Mit großer Freude wird die Ergänzung der Goethe-Ausgabe begrüßt werden, die ihr durch die Angliederung von „Goethes Gesprächen mit Eckermann" in Format und Ausstattung wie diese zuteil geworden ist. — Leider wird es auf längere Zeit hinaus infolge der zu hohen Kosten nicht möglich sein, den sechsbändigen Volksgoethe wieder aufzulegen. — Die Hölderlin-Ausgabe wird durch den vierten Band weitergeführt, die Kant-Ausgabe durch den fünften und sechsten Band abgeschlossen. Von der Lenau- und Heinse-Ausgabe ist der Schlußband in Vorbereitung. Der Registerband zu Heine ist ebenfalls bereits im Satz.

Von folgenden Werken der Weltliteratur, deren Klassizität ebenfalls

unbestreitbar ist, werden neue, bereicherte und verbesserte Ausgaben vorbereitet, von Balzacs Menschlicher Komödie, die auf zwanzig Bände erweitert wird, und den Erzählungen aus den tausend und ein Nächten, deren Übertragung von Enold Littmann mit dem arabischen Urtext genau verglichen wurde. Durch Verwendung von Dünndruckpapier wird es möglich sein, den Umfang der zwölf Bände der ersten Ausgabe von „1001 Nacht" auf den von sechs zu bringen und damit die Handlichkeit des Werkes wesentlich zu erhöhen. Nach Neudruck der seit langem fehlenden Bände „Raritätenladen" und „Pickwickier" erscheint unsere Taschenausgabe von Charles Dickens' Ausgewählten Werken wieder vollständig im Handel. Die Bibliotheksausgabe wird nicht wieder aufgelegt.

Der während des Krieges hinter dem Absatz beträchtlich zurückgebliebenen Ergänzung des Lagers durch Neuauflagen gilt nun begreiflicherweise die besondere Sorge des Verlags. Es ist unmöglich, alle die Werke hier aufzuführen, von denen neue Auflagen bereits erschienen oder in kürzester Frist zu erwarten sind. Am Jahresende wird der Friedensstand nahezu erreicht sein.

Über dem Wiederaufbau des Verlags ist sein Ausbau nicht vernachlässigt worden. Es liegen bereits vor oder erscheinen demnächst u. a. die folgenden Werke: Johannes R. Becher, Gedichte um Lotte; Fichtes Briefe; Alfred Mombert, Der Held der Erde. Gedicht-Werk; Karl Scheffler, Bismarck. Eine Studie; Albert Ehrenstein, Bericht aus einem Tollhaus; Rudolf Kaßner, Zahl und Gesicht. Der Umriß einer universalen Physiognomik; Eckart Peterich, Manfred. Eine Novelle in Briefen; Max Pulver, Auffahrt (Gedichte); Albrecht Schaeffer, Elli oder Sieben Treppen. Beschreibung eines weiblichen Lebens; Albrecht Schaeffer, Der göttliche Dulder; Felix Timmermans, Das Jesuskind in Flandern; Friedrich Theodor Vischer, Auch Einer.

Mit den Bänden: Sergei Timofejewitsch Aksakows „Familienchronik" und „Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth" erfährt die Sammlung Memoiren und Chroniken ihre weitere Ausgestaltung.

Über den gegenwärtigen Stand des Verlags und die augenblicklich geltenden Preise unterrichtet das soeben unter dem Titel „Die Bücher des Insel-Verlags. Herbst 1919" erschienene Gesamtverzeichnis.

* * *

DIE BÜCHER DES INSEL-VERLAGS
IM JAHRE 1919

NEUERSCHEINUNGEN

AKSAKOW-SERGEI TIMOFEJEWITSCH: FAMILIENCHRONIK. Nach Raczynskis Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von H. Röhl. In Pappband M 12.—; in Halbleder M 18.—.

Memoiren und Chroniken. Band 1.

BECHER -JOHANNES R.: GEDICHTE UM LOTTE. In Pappband M 4.50.

DOSTOJEWSKI: Der Spieler und andere Erzählungen. Übertragen von H. Röhl. In Halbleinen M 7.—.

DOSTOJEWSKI: Die Brüder Karamasoff. Übertragen und mit einem Nachwort versehen von Karl Nötzel. Drei Bände. In Halbleinen M 21.—.

EHRENSTEIN-ALBERT: BERICHT AUS EINEM TOLLHAUS. Nach dem ursprünglichen Plan des „Selbstmord eines Katers" umgearbeitet. 3.—7. Tausend. Geheftet M 4.—; in Pappband M 7.—.

FECHNER -GUSTAV THEODOR: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von Max Fischer. Geheftet M 7.50; in Halbleinen M 11.—; in Halbpergament M 18.—.

FICHTES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bergmann. In Halbleinen M 9.—.

HALLSTRÖM -PER: DIE ROTE ROSE. Ein Novellenbuch. Übertragen von Marie Franzos. Geheftet M 4.—; in Pappband M 6.50.

HOFFMANN-E.T.A.: PRINZESSIN BRAMBILLA. Ein Capriccio nach Jakob Callot. Mit 8 gestochenen Kupfern nach Callotschen Originalblättern. In Pappband M 20.—.

HUCH -RICARDA: DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. Geheftet M 5.50; in Pappband M 8.50.

KASSNER -RUDOLF: ZAHL UND GESICHT. Der Umriß einer universalen Physiognomik. Geheftet M 6.—; in Pappband M 9.—.

KOENIG -HERTHA: BLUMEN. [Gedichte.] In Pappband M 3.50.

LIE -JONAS: Die Familie auf Gilje. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von Mathilde Mann. In Halbleinen M 7.—.

MOMBERT -ALFRED: DER HELD DER ERDE. Gedichtwerk. Druckleitung und Einband von E. R. Weiß. Geheftet M 6.—; in Halbleinen M 9.—

PETERICH -ECKART: MANFRED. Eine Erzählung in Briefen. Geheftet M 3.50; in Pappband M 6.—.

PULVER -MAX: AUFFAHRT. Gedichte. Geheftet M 3.—; in Pappband M 5.50.

RUISBROECK -JAN VAN: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT. Aus dem Flämischen übertragen und herausgegeben von Friedrich Markus Huebner. Gedruckt in der Offizin W. Drugulin in einer einmaligen Auflage von 500 numerierten Exemplaren auf van Gelder-Bütten. Nr. 1—50 in Pergament mit der Hand gebunden (vergriffen); Nr. 51 bis 500 in Halbpergament M 75.—.

SCHAEFFER -ALBRECHT: GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. Geh. M 3.50; in Pappband M 5.50.

SCHAEFFER -ALBRECHT: ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. Geheftet M 4.50; in Pappband M 7.50.

SCHEFFLER -KARL: BISMARCK. Eine Studie. Geheftet M 3.50; in Pappband M 6.—.

STAMMBUCH DES BARONS HEINRICH VON OFFENBERG. Nach dem im Provinzial-Museum zu Mitau befindlichen Original herausgegeben von Otto Clemen. 68 Blätter in mehrfarbigem Lichtdruck mit einem Nachwort und einem Verzeichnis der Künstler und sonstigen Einträger. 300 Exemplare: Nr. 1—75 in Maroquin unter Benutzung alter Originalstempel mit der Hand gebunden: M 300.—; Nr. 76 bis 300 in Pappband M 180.—.

STORM -THEODOR: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. Geheftet M 48.—; in Halbleinen M 72.—; in Halbpergament M 108.—.

TIMMERMANS -FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. Geheftet M 5.—; in Pappband M 7.50.

ULLMANN -REGINA: GEDICHTE. In Pappband M 5.—.

VISCHER-FRIEDRICH THEODOR: AUCH EINER. Roman. In Pappband M 8.—; in Halbpergament M 13.—.

NEUE AUFLAGEN

ARABISCHE NÄCHTE. Nachdichtungen arabischer Lyrik von Hans Bethge. 5. bis 7. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 9.—.

BALZAC -HONORÉ DE: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von Benno Rüttenauer. Zwei Bände. 10. bis 13. Tausend. Geheftet M 9.—; in Pappbänden M 15.—; in Halbpergament M 36.—.

BALZAC -HONORÉ DE: PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutsche Übertragung von Heinrich Conrad. 6.—9. Tausend. In Pappband M 9.—; in Halbpergament M 18.—.

BIERBAUM -OTTO JULIUS: DER NEU BESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. VERLIEBTE, LAUNENHAFTE, MORALISCHE UND ANDERE LIEDER. Einbandzeichnung, Leisten und Schlußstücke von Heinrich Vogeler-Worpswede. 66.—75. Tausend. Geheftet M 4.—; in Pappband M 6.—.

BINDING -RUDOLF G.: DIE GEIGE. Vier Novellen. Dritte Auflage. Geheftet M 4.—; in Pappband M 6.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnnng von Carl Weidemeyer-Worpswede. 11.—14. Tausend. In Pappband M 10.—.

DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Zwei Serien zu je 3 Bänden. Druckleitung, Titel- und Einbandzeichnung von E. R. Weiß.

Die erste Serie, enthaltend die Bände „Von Liebe und Treue", „Vom rechten Weg" und „Mären und Lehren" ist erschienen (4. bis 7. Tausend). Geheftet M 18.—; in Pappbänden M 27.—; in Halbpergament M 33.—.

BUBER -MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. Zweite Auflage. In Pappband M 7.—; in Halbleder M 9.—.

DAS BUCH DER FABELN. Zusammengestellt von Chr. H. Kleukens. Eingeleitet von Otto Crusius. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—; in Halbleder M 20.—.

DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. Zehnte Auflage. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 9.—.

DE COSTER -CHARLES: BRIEFE AN ELISA. Übertragen von G. Goyert. Zweite Auflage. In Pappband M 5.50.

DE COSTER -CHARLES: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von A. Wesselski. 21.—30. Tausend. In Pappband M 9.—; in Halbpergament M 14.—.

DEUTSCHE CHANSONS. Von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 96.—112. Tausend. Geheftet M 3.—; in Pappband M 4.50.

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Zweite Auflage. In Pappband M 13.—; in Halbpergament M 18.—.

Deutsche Dichtungen aus dem 8.—11. Jahrhundert.

DÄUBLER -THEODOR: DER NEUE STANDPUNKT. [Aufsätze zur modernen Kunst.] Zweite Auflage. Geheftet M 3.50; in Pappband M 6.—.

DÄUBLER -THEODOR: DER STERNHELLE WEG. Gedichte. Zweite Auflage. Geheftet M 5.—; in Pappband M 8.—.

DÄUBLER -THEODOR: HYMNE AN ITALIEN. Zweite Auflage. Geheftet M 9.—; in Pappband M 12.—.

FRANK -LEONHARD: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 11.—15. Tausend. Geheftet M 5.—; in Pappband M 8.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Wohlfeile Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 36.–47. Tausend. In Pappband M 12.50; in Halbleder M 18.–.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie, I. und II. Teil, Paralipomena. 66.–75. Tausend. In Leinen M 7.50; in Leder M 22.–.

GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe, besorgt von Franz Deibel. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier (nach Art der Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe). In Leinen M 16.–.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Mit einer Silhouette der Frau Rat. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. 51.–57. Tausend. In Pappband M 6.–.

GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe, besorgt von Reinhard Buchwald. 11.–20. Tausend. In Pappband M 9.–; in Halbpergament M 14.–.

HAFIS: LIEDER. Nachdichtungen von Hans Bethge. 5.–7. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 9.–.

HUCH -RICARDA: MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve" siebente Auflage. Geheftet M 6.50; in Halbleinen M 10.–.

HUCH -RICARDA: VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Siebente Auflage. In Pappband M 8.50.

JACOBSEN -JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. In Leinen M 18.–.

JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik von Hans Bethge. Dritte Auflage. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 9.–.

LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von Alexander Ular. Vierte Auflage. In Pappband M 12.–.

DIE NACHTWACHEN DES BONAVENTURA. Herausgegeben von Franz Schultz. Zweite Auflage. In Pappband M 7.50; in Halbpergament M 14.–.

PRÉVOST D'EXILES-ABBÉ: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von Rud. G. Binding. Bilder von Franz von Bayros. Dritte Auflage. In Halbleder M 18.–.

RILKE -RAINER MARIA: DIE FRÜHEN GEDICHTE. 6.–10. Tausend. Geheftet M 8.–; in Pappband M 11.–.

RILKE -RAINER MARIA: NEUE GEDICHTE. 7.–9. Tausend. Geheftet M 5.–; in Pappband M 9.–.

RILKE -RAINER MARIA: DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. 6.–8. Tausend. Geheftet M 5.–; in Pappband M. 9.–.

RILKE-RAINER MARIA: DAS STUNDENBUCH. Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode. 20.–24. Tausend. In Halbleinen M 6.50.

RILKE -RAINER MARIA: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Vollbildern. 16.–25. Tausend. In Halbleinen M 12.–.

RILKE -RAINER MARIA: *GUÉRIN-MAURICE DE:* Der Kentauer. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M 5.–.

SCHAEFFER-ALBRECHT: JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 4.–7. Tausend. Geheftet M 6.–; in Pappband M 9.–.

SCHEFFLER -KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 102 Vollbildern. 11.–20. Tausend. In Pappband M 12.–.

SCHEFFLER-KARL: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Vollbildern. Zweite Auflage. In Halbleinen M 20.–; in Halbpergament M 24.–.

SEIDEL -WILLY: DER GARTEN DES SCHUCHÂN. Novellen. Zweite Auflage. Geheftet M 6.–; in Pappband M 9.–.

STIFTER -ADALBERT: STUDIEN. [Erzählungen.] Vollständige Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. 9.–13. Tausend. In Leinen M 24.–.

DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von Josef Bédier. Autorisierte Übertragung von Rudolf G. Binding. Dritte Auflage. In Leinen M 14.–; in Pergament M 30.–.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von Martin Buber. Dritte Auflage. In Pappband M 10.–.

VERHAEREN -ÉMILE: REMBRANDT. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts. 26.—30. Tausend. In Halbleinen M 10.—.

VERHAEREN -ÉMILE: RUBENS. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 95 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Rubens'. 16. bis 20. Tausend. In Halbleinen M 10.—.

VOGELER = WORPSWEDE -HEINRICH: DIR. Gedichte und Zeichnungen. Dritte Auflage. In Halbpergament M 16.—.

WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 8.—.

WILHELMINE, MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von Annette Kolb. Mit 10 Vollbildern. Zweite Auflage. In Pappband M 15.—; in Halbleder M 20.—.

Memoiren und Chroniken. Band 4.

KLASSIKERAUSGABEN

GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. In Leinen M 164.—. *(Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)*

Einzelausgaben:

I: Romane und Novellen. I. Band. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M 10.—.

II: Romane und Novellen. II. Band (Wilhelm Meister). Herausgegeben von Carl Schüddekopf. In Leinen M 12.—.

III: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Herausgegeben von Kurt Jahn. In Leinen M 11.—.

IV: Italienische Reise; Kampagne in Frankreich 1792; Belagerung von Mainz 1793. Herausgegeben von Kurt Jahn. In Leinen M 11.—.

V: Annalen und kleinere autobiographische Schriften. Herausgegeben von Kurt Jahn. In Leinen M 10.—.

VI: Dramatische Dichtungen. I. Band. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M 8.—.

VII: Dramatische Dichtungen. II. Band. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M 11.—.

VIII: Dramatische Dichtungen. III. Band. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M 12.—.

IX: Kunstschriften. I. Band. Herausgegeben von Max Hecker. In Leinen M 11.—.

X. Kunstschriften. II. Band. Herausgegeben von Max Hecker. In Leinen M 10.—.

XI: Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M 12.—.

XII: Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte. I. Band. Herausgegeben von Fritz Bergemann und Max Hecker. In Leinen M 10.—.

XIII: Schriften zur Literatur- und Kulturgeschichte. II. Band. Herausgegeben von Fritz Bergemann und Max Hecker. In Leinen M 10.—.

XIV und XV: Die lyrischen und epischen Dichtungen. In zeitlicher Folge herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Zwei Bände. In Leinen M 20.—.

XVI: Naturwissenschaftliche Schriften. Herausgegeben von Max Hecker. In Leinen M 10.—.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. *(Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leinen M 68.—.

Einzelausgaben (in Leinen je M 12.—):
- Dramen I. Teil.
- Dramen II. Teil.
- Gedichte und Erzählungen.
- Historische Schriften.
- Philosophische Schriften.
- Übersetzungen.

SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. *(Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leinen M 60.—.

Einzelausgaben:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Zwei Bände. Herausgegeben von Ed. Grisebach. In Leinen M 25.—.
Kleinere Schriften. Herausgegeben von Max Brahn. In Leinen M 13.—.
Parerga und Paralipomena. Zwei Bände. Herausgegeben von Hans Hennig. In Leinen M 25.—.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES



ERSTER JAHRGANG · ZWEITES HEFT

DEZEMBER 1919

*

LEIPZIG

* IM INSEL-VERLAG *

INHALT

Preis des Jahrganges zu sechs Heften M 5.—,
des einzelnen Heftes M 1.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT



ERSTER JAHRGANG / ZWEITES HEFT
DEZEMBER 1919

*

Ich habe geglaubet, nun glaub ich erst recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch schlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden:
So düster es oft und so dunkel es war
In drängenden Nöten, in naher Gefahr,
Auf einmal ist's lichter geworden.

Goethe

OSKAR WALZEL

RICARDA HUCH

IN ihrer Schrift über Wallenstein nennt Ricarda Huch das Lebensalter um die Fünfzig den Abschnitt, in dem die menschliche Natur vor der Beschränkung oder Erstarrung noch einmal blüht. Dieses Blühen aber gilt ihr nicht als frühlingshafte Lösung des Sichentfaltens, sondern als herbstliche Auflösung.

Im Juli 1914 beging Ricarda Huch ihren fünfzigsten Ge-

burtstag. Die Schrift über Wallenstein mag ungefähr aus gleicher Zeit stammen. Was sie über die neue Blüte des Menschen um das fünfzigste Lebensjahr und über das Täuschende solcher Blüte sagt, wird also wohl aus eigenster Erfahrung gesprochen sein. Hinter den streng sachlichen Worten versteckt sich ein bewußtes Verzichten. Ob die Beobachtung zutrifft oder nicht, ist lange nicht so wichtig wie das in ihr enthaltene Geständnis, daß die Künstlerin selbst die Blütezeit ihres Schaffens für abgeschlossen hält. Wirklich hat Ricarda Huch seitdem wohl viel veröffentlicht, aber augenscheinlich dichterisches Gestalten aufgegeben. Denn der „Fall Deruga", der in Buchform 1917 erschien, trat zuerst in einer Zeitschrift hervor, wird also wesentlich früher abgeschlossen worden sein und trägt — was am schwersten ins Gewicht fällt — unverkennbare Merkmale, die ihn von den gesamten übrigen dichterischen Werken Ricarda Huchs unterscheiden. Wäre die Behauptung zu kühn, daß der „Fall Deruga" ein letzter Versuch sei, die künstlerischen Griffe, die einst der Dichterin lieb und selbstverständlich gewesen waren, noch einmal, aber nicht mit der vollen und ungebrochenen Kraft ihrer Blütezeit zu üben?

Natürlich kann Ricarda Huch meine Vermutungen jederzeit Lügen strafen. Vielleicht schenkt sie uns morgen eine neue Schöpfung ihrer Phantasie. Tatsache aber ist, daß sie seit fünf Jahren ein Buch auf das andere folgen läßt, ohne das Gebiet der Dichtung anders als beurteilend zu berühren, vielmehr in einer Steigerung, die von wissenschaftlichem Darstellen emporgeht zu Betrachtung und Bekenntnis. Nach „Wallenstein" kam „Luthers Glaube". Vor kurzem trat das Buch „Der Sinn der Heiligen Schrift" hervor. Es ist vollends zu einer Art von Erbauungsschrift weitergetrieben.

Eine Behauptung, die ich in meiner kleinen Arbeit über Ricarda Huch von 1916 vorbrachte, gewinnt durch die un-

verkennbare Wandlung in ihrem Schaffen an Wert. Ich suchte festzustellen, daß die Erzählerin Ricarda Huch sich grundsätzlich ganz anders gebe als die Verfasserin wissenschaftlicher Erörterungen. Hier wie in ihrer Lyrik ist sie Bekennerin. In ihren Erzählungen ist von sittlicher Bewertung so gut wie nichts zu bemerken. Ihr Büchlein über Gottfried Keller erinnert einmal an Schopenhauers Begriffsbestimmung des Genies. Der Intellekt des Genies hat nach Schopenhauer die Fähigkeit, sich vorübergehend von dem tyrannischen Willen frei und zum Spiegel der Welt zu machen; er nimmt das Wesen der Welt rein auf, nicht wie sie dem gebundenen Menschen in bezug auf seine Bedürfnisse, Meinungen und Ziele erscheint. Ricarda Huch fügt hinzu, daß solche Fähigkeit auch Objektivität heiße. Gleiche Objektivität herrscht in ihren Erzählungen.

Sie aber stellt solche Objektivität bei Keller fest. Sie verknüpft diese Eigenheit Kellers mit dem gleichmäßig wohlwollenden Gefühl, das in Keller bestand für seine Geschöpfe. Sie nennt das den Humor Kellers. All das ist an ihren Dichtungen gleichfalls zu beobachten. Und ähnlich wie bei Keller geht es in ihren Erzählungen von liebevoll begreifendem Humor gern weiter zu einem ironischen Belächeln, das indes beileibe nicht Partei ergreift. Solche Ironie waltet etwa in ihrer Umdichtung der alten Geschichte vom Armen Heinrich. Man hat sich den Kopf zerbrochen, ob diese Erzählung ein unbedingtes Bekenntnis zu Nietzsches Umwertung der Sittlichkeit bedeute. Gewiß steht jedem frei, aus dem Buche solche Auffassung herauszulesen. Allein Ricarda Huch vermeidet es völlig, hier ihr persönliches Urteil auszusprechen. Kein Wort verrät, wie sie's selbst meint. Objektivität ist, wie in allen ihren Erzählungen, strenge gewahrt.

Wenn aber jetzt Ricarda Huch von gewollt objektiven Erzählungen sich völlig zu bekennenden Schriften wendet, so

beschreitet sie den Weg, den die deutsche Dichtung heute überhaupt geht. Auf ein Zeitalter, das in der Kunst sittliche Bewertung nach Kräften mied und sittliche Ziele wie etwas Un- und Widerkünstlerisches empfand, folgt jetzt eine Zeit des Bekennens. Der Künstler soll sittliche Entscheidungen treffen. Er soll seine Ansicht von dem Wert der Menschen und Dinge nicht länger bloß erraten lassen, sondern unverhohlen aussprechen.

Allein wenn andere aus der ältern Schicht unverkennbar Fühlung mit der neuen Kunst suchen, ihr zuliebe künstlerische Bräuche, die ihnen geläufig gewesen waren, ohne Bedenken aufgeben und neue künstlerische Griffe üben, so denkt Ricarda Huch an nichts weniger als an Zugeständnisse, die einem geänderten Zeitgeist gemacht werden. Bekennerin war sie längst gewesen, wenn sie sich nicht als Erzählerin gab. Jetzt verzichtet sie auf erzählendes Schaffen. Aber sicherlich aus einem rein innerlichen Drang und wahrscheinlich aus dem Bewußtsein, daß die Zeit des Dichtens für sie vorbei sei. Ihre eigene Entwicklung, die wie etwas Notwendiges ihr wie andern erscheinen mag, führt sie jetzt ausschließlich auf den Boden sittlich fordernder und bemessender Schriften. Die notwendige Entwicklung ihrer Persönlichkeit fällt mithin in überraschender Weise zusammen mit der Entwicklung ihrer Zeit, mit einer Entwicklung, die doch wohl auch für etwas Notwendiges gelten darf.

Ich aber möchte nicht die neue Ricarda Huch, die Bekennerin, hier zu erfassen suchen. Sondern ein Blick soll zurückfallen auf ihre erzählenden Schöpfungen von einst. Wenn sie wirklich wie etwas Abgeschlossenes und Vergangenes innerhalb der geistigen Arbeit Ricarda Huchs gelten müssen, dann lockt es um so mehr, den Gesamteindruck ihrer Erzählungskunst noch einmal festzuhalten. Nach allem, was schon zu sagen war, bedarf es nicht noch ausdrücklicher Versicherung,

daß diese Dichtungen den künstlerischen Absichten des Augenblicks nicht entsprechen. Es liegt nahe, daß sie deshalb den Vertretern der unmittelbaren Gegenwart wie etwas Abgenutztes und Veraltetes, wie überholte Kunst von gestern und vorgestern erscheinen. Dringend notwendig ist es daher, eine rasch vorwärts eilende Zeit vor einem Mißurteil zu bewahren, das nur Verluste, und zwar Verluste geistiger Bildung bedingen könnte. Heute, da viele gern über die Kunst der Zeit vor und um 1900 absprechen, kann gar nicht laut genug gesagt werden, was von dieser Kunst Anrecht auf dauernde Beachtung und Schätzung hat.

So mahnten viele bei der hundertsten Wiederkehr von Gottfried Kellers Geburtstag mit gutem Recht, die hohen Werte seines Schaffens heute nicht leichtherzig mit der Begründung preiszugeben, daß Keller den Ansprüchen der unmittelbaren Gegenwart nicht genüge. Eingeengt wurde ja von manchen kurzsichtigerweise Kellers Kunst auf das Bürgerliche, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschte und heute für überwunden gilt. Daß er in der bürgerlichen Welt seines Zeitalters wurzelt, wird kein Vernünftiger bestreiten. Aber weit über die Möglichkeiten einer Dichtung vom Bürgertum griff er hinaus. Das Eigentlichste und Wesentlichste seines Könnens liegt an ganz anderer Stelle als die Dichtung der bürgerlichen Erzähler vom Schlage Freytags oder Raabes.

Kellers Kunst und Ricarda Huchs Kunst waren hier schon einmal zusammen zu nennen. Bei allen beträchtlichen Gegensätzen, die zwischen der Persönlichkeit Kellers und der Persönlichkeit Ricarda Huchs bestehen, dürfen die Namen beider auch angesichts der Frage, die sich hier auftut, miteinander verbunden werden.

Ich denke nicht daran, Ricarda Huch als ganze künstlerische Persönlichkeit an Keller abzumessen und das Wertverhältnis beider zu bestimmen. Das sei andern und bleibe

vor allem der Zukunft überlassen. Allein eine tiefgreifende innere Verwandtschaft besteht sicherlich zwischen ihr und dem Schweizer, eine Verwandtschaft, die sich auch dort bewährt, wo sie nicht, wie in dieser oder jener humoristischen Erzählung ihrer Frühzeit, mit Willen eine Studie nach Keller liefert. Ganz und gar aber möchte ich sie nicht um solcher Studien willen oder wegen anderer Züge, die sie mit Keller teilt, bloß zu einem Ergebnis von Kellers Einfluß oder gar zu seiner Nachahmerin stempeln. Aus verwandten Voraussetzungen, die ihr sichtlich eingeboren, nicht von ihr erlernt sind, gelangt sie schließlich doch zu Schöpfungen, die sich wesentlich von Kellers Werken unterscheiden. Das ist so selbstverständlich, daß ich wohl darauf verzichten darf, die starken Gegensätze zwischen dem Roman „Michael Unger" und dem „Grünen Heinrich", zwischen dem Buch „Von den Königen und der Krone" und dem „Sinngedicht" zu unterstreichen.

Ausführlich genug äußerte sich Ricarda Huch selbst so über Keller wie über andere deutsche Dichter, die, Zeitgenossen und Nachbarn Kellers, vielfach wie seine nächsten Geistes- und Kunstverwandten empfunden, von ihr aber ganz anders als Keller gewertet werden. So wies sie auch auf die Stelle in Kellers Schaffen hin, die für ihre eigenen Gestaltungen von entscheidender Wichtigkeit ist. Sie selbst unterließ es, bei dieser Gelegenheit ihre Kunst mit der Kunst Kellers zu verknüpfen. Um so mehr wird dem Vergleicher Kellers und Ricarda Huchs zur Pflicht, die Worte ihrer Schrift über Keller, in denen sie das Wesen seines Dichtens auszusprechen sucht und tatsächlich ein entscheidendes Merkmal ihrer eigenen Schöpfungen feststellt, herauszuheben und für seine Zwecke zu nutzen: „Seine Lust zu schauen ist unverwüstlich; wer sich ihm anvertraut, geht an seiner Hand über die Erde wie durch ein Land an einem hohen Frühlingsfesttage, wo Himmel und Erde prangen, schöne Menschen bekränzt und

geschmückt in Prozessionen daherziehen, alle Häuser ihre Teppiche aus den Fenstern gehängt und ihr bestes Gerät ausgestellt haben."

Belege für Ricarda Huchs verwandtes Streben, schöne Menschen und eine schöne Welt wie etwas Festtägliches erstehen zu lassen, bringt der siebente Abschnitt meiner Arbeit über sie; leicht wären diese Belege zu vermehren. An Keller beobachtete als einer der ersten schon im Jahre 1861 Otto Ludwig solche Freude am reichen Kolorit. Nur Giorgione und Tizian hätten gleiche tiefe glühende Farben, meinte damals Ludwig. Wirklich und nicht im übertragenen Sinn ist dies Kolorit gemeint. Kellers Erzählungen bringen in den Ablauf eines Vorgangs Ruhepausen, in denen satte Farben und Goldton des Lichts den Sinn gefangennehmen und den Leser kraftvoll emportragen über die Welt des Alltags. Eine Überfülle von Farbe und Licht ist ausgegossen über die sonntägliche Wanderung Salis und Vrenchens in „Romeo und Julie auf dem Dorfe". Noch wirksamer hebt sich von der Umgebung in den „Mißbrauchten Liebesbriefen" das wandernde Ännchen mit ihrem starkabgetönten Bauerngewand ab. Oder in „Don Correa" die Sippe der Donna Feniza.

Diese farben- und lichtkräftigen Episoden schenken den Erzählungen Kellers etwas von dem bestechenden Gesamtton, von dem Märchenduft, den in einem Briefe an Keller vom 12. Oktober 1881 Paul Heyse feststellte. Noch an Kellers handfestesten Figuren wollte Heyse solchen Märchenduft beobachten. Und mit einer Wendung Gottfrieds von Straßburg machte er diesen Märchenduft zur Voraussetzung der Tatsache, daß die Welt, in der Kellers Gestalten atmen, so gar nicht „ir aller werlde" sei.

Realistische Erzählungen eines scharfäugigen Beobachters. Und gleichwohl etwas wie eine Märchenwelt. Ricarda Huch bezeichnet dieses eigentümliche Widerspiel in Kellers Schaf-

fen genauer. Sie weiß, daß er die einfachsten menschlichen Verhältnisse schildert: Trennung und Heimkehr, Erziehung, Schule, Beruf, Arbeit und Feste. Sie weiß auch, daß er das einfache Gerüst der Tatsachen schmückend mit üppiger Phantasie umwindet. Aber diese Phantasie sei exakt, sie phantasiere im Sinn der Wirklichkeit. Auch wo er am ausgelassensten fabuliert, röche man Fleisch und Blut und spüre man die siegesgewissen Elemente der Wirklichkeit.

Gewiß nicht völlig Gleiches, aber etwas Verwandtes besteht in Ricarda Huchs Dichtungen. Der Märchenduft macht sich bei ihr noch unmittelbarer Raum als bei Keller. Wenn vielleicht bloß der sorgsame Beobachter erkennt, daß die scheinbar ganz realistisch gefaßte Welt Kellers ins Märchenland hineinragt, daß seine scheinbar sorgfältige Wiedergabe der Umwelt vielmehr zu Festen des Lichts und der Farbe künstlerisch sich steigert, so erwecken die Schicksale Laskos in dem Buch „Von den Königen und der Krone", ja sogar die Vorgänge, in deren Mittelpunkt Ricarda Huchs Garibaldi steht, von vornherein den Eindruck, daß nicht „ir aller werlde" abkonterfeit wird, sondern eine fast unwirkliche, eine märchenhafte Welt sich eröffnet. Eine Welt, erfüllt von Farben und von Belichtungen, die nur in der Phantasie der Dichterin bestehen oder mindestens dem Auge des Alltagsmenschen kaum aufgehen.

Sicherlich ist Kellers Bedürfnis, aus dem Trüben und Eintönigen des Lebens emporzutauchen zu Gesichten, die durch ihre farbenfrohe Leuchtkraft alles Bedrückende und Herabstimmende vergessen lassen, bei Ricarda Huch gesteigert. Ein einziger Beleg bezeuge das. Lasko erzählt einmal von seinen Erlebnissen in Mexiko. Wie er in einen Urwald weiter vorgedrungen war, als jemals ein Mensch zuvor. Die unsterblichen Bäume waren dermaßen von Schlingpflanzen umwachsen, daß er sich einen Weg nur bahnen konnte, indem



Ricarda Huch

er von Zeit zu Zeit das Lianendickicht anzündete und Löcher hineinbrannte. Die Zweige der Bäume und die schwebenden Brücken der verschlungenen Gewächse waren voll von Papageien, Kakadus und Affen, die tanzend oder mit den Flügeln schlagend auf ihn zukamen. Von der Anstrengung ermüdet, legte er sich nieder. Und indem er über sich in die verknoteten Ranken sah, vermißte er den Himmel, auf den nirgends ein Durchblick war. Nur die schlanken Sonnenstrahlen schossen, wie von einem jenseitigen geschliffenen Diamanten geworfen, hindurch auf die braungrünen, faulenden Stämme und hinunter auf das wuchernde Moos. Lasko schoß seine Pistole mitten in das dicke Dach hinein. Und nun war es, wie wenn eine Knospe sich öffnet und zum ersten Male die sonnige Luft in den dumpfen Kelch einströmt, oder wie wenn ein Fels, vom Zauberstabe berührt, aufspringt und kühles Wasser daraus hervorrauscht. Nur ein kleines Stückchen Himmel war sichtbar geworden, aber die blaue Leuchtkraft war so stark, daß es schien, als hätte Lasko mitten hineingetroffen und der Äther selbst strömte als ein goldenes, unkörperliches Blut aus der schmerzlosen Wunde... In langer Schilderung führt Lasko noch die Wirkungen vor, die sein Schuß in den Tieren des Urwalddickichts wachrief.

Das geht weit hinaus über Kellers Technik des eingefügten farbenfrohen Bilds. Auch wenn Keller ins Exotische sich wendet, wagt er nicht solche überstarke Wirkungen im Wechsel von Hell und Dunkel. Ricarda Huch legt die rauschhaft üppige Schilderung in den Mund Laskos. Ist es Dichtung Laskos oder Wirklichkeit? Erzählt er, was ihm wirklich begegnet ist, oder gefällt sich der Phantasievolle im Ausmalen erfabulierter Gesichte? Ricarda Huch läßt die Frage offen. Und indem sie dies tut, schafft sie sich einen künstlerischen Rückhalt, gibt sie etwas wie eine künstlerische Begründung für einen Einschub, zu dem sie sich gedrängt fühlte und der ihr ein Be-

dürfnis war, weil sie, wie Keller und noch mehr als er, gern in Farben und Belichtungen von üppigem Reichtum schwelgt.

Wie sich dieses innere Bedürfnis bei Ricarda Huch schon früh anmeldet, wie es etwa schon im „Mondreigen von Schlaraffis“ sich auslebt, wie es sich steigert bis zu den Erzählungen Laskos, sei hier nur angedeutet. Es bestreitet einen guten Teil des Wunderbaren in ihren Erzählungen. Auch Keller liebt dieses Wunderbare, wenn er es auch kräftiger bändigt als sie. Dann aber sucht er das Wunderbare nicht so gern wie sie in der Seele seiner Menschen auf. Die Menschen Kellers besitzen ein Seelenleben, in dessen Tiefen wir leichter Einblick gewinnen, auch wenn er das Gebiet schweizerischen Menschentums seines Zeitalters verläßt und in die Vergangenheit oder in fernes Ausland weiterschreitet.

In ihrem Buch über die deutsche Romantik scheidet Ricarda Huch zwei Möglichkeiten des Wunderbaren in der Dichtung. Das Wunderbare kann durch abenteuerliche Handlung erbracht werden. Doch auch aus der Nachtseite der Seele und der Natur kann ein magisches Licht auf das bewußte, dem Verstande zugängliche Leben fallen. Traum und Wahnsinn, zwingende Neigung und dämonischen Haß zählt Ricarda Huch zu dieser Richtung des Wunderbaren.

Menschen von solcher seelischen Art liebt sie. Wieder seien Lasko und seine Umgebung als ausgesprochenste Vertreter dieser Menschenart genannt. Von Keller entfernte sich das alles beträchtlich. Es entsprach einem Zuge der Zeit, die mehr und mehr und weit hinaus über die Dichtung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts seelischen Rätseln nachspürte. Ein wichtiger und schwerwiegender Unterschied in der künstlerischen Prägung war die Folge. Mit Recht stutzt man, wenn mitten in der Welt wunderbarer seelischer Vorgänge des Romans „Von den Königen und der Krone“ erzählt wird, daß Lasko und sein Vater Lastari eine Eisenbahnfahrt unternehmen. Das

Märchenhafte des Romans stößt da unversehens auf die Prosa des Alltags von heute. Solche weitgespannte Gegensätze kennt Keller nicht. Sein Wunderbares ruht mehr in der Kunst, aus dem Alltäglichen zwanglos hinüberzugeleiten zu Eindrücken von Menschen oder von Natur, die wie Gesichte eines gottbegnadeten Auges wirken. Es ist ein Grundzug von Ricarda Huchs Kunst, daß sie Vorgänge, die etwas Märchenhaftes an sich tragen, zusammenprallen läßt mit der mechanisierten Welt von heute, daß sie das Wunder seelischer Vorgänge, das von ihr verwirklicht wird, für unsere Alltagswelt mit entschiedener Gebärde beansprucht.

Dagegen meidet sie mit Keller das Wunderbare des abenteuerlichen Vorgangs. Wieder einmal sei gesagt, daß Kellers hohes Verdienst um deutsche Erzählungskunst in dem Verzicht auf die Lieblingswendungen des Schauerromans beruht. Ricarda Huch leistete ihm darin treue Nachfolge. Selbst die Geschichte von Lasko, die nahe ans Abenteuerliche herangeht, wurzelt in einer zwar seltsamen, aber doch bestehenden, von Ricarda Huch erlebten und sorglich erforschten Wirklichkeitswelt. Nur ganz zuletzt überschritt sie die Grenzen, die sie sich sonst gut Kellerisch gezogen hatte. „Der Fall Deruga" nahm unverkennbar den Wettbewerb auf mit äußerlich spannenden Gerichtsromanen. Er teilt mit dem Schauerroman eine ganze Reihe von Merkmalen. Wieweit Ricarda Huch trotzdem auch diesmal etwas Künstlerisches geleistet und die wirksamen Lieblingsbräuche gewandter Erzähler durchgeistigt und geadelt hat, suchte ich nach dem Erscheinen des Buchs darzutun. Hier ist wichtiger, daß in dieser Erzählung Ricarda Huch von Keller sich mehr entfernt als in fast ihrer ganzen übrigen dichterischen Schöpfung. Nur das Wunderbare seelischer Vorgänge, also gerade das, was an ihren Erzählungen am wenigsten Kellerisch ist, verbindet den „Fall Deruga" mit dem ältern Schrifttum der Dichterin.

Der Weg, den die Erzählerin Ricarda Huch gegangen ist, tritt durch den „Fall Deruga“ nochmals in volles Licht. Wirklichkeit setzte sie um ins Märchenhafte wie Keller, und gleich ihm ließ sie sich tragen von dem innern Bedürfnis, reiche Farben und sattes Licht über die Wirklichkeit zu breiten und sie mit diesen Mitteln ins Märchenhafte zu steigern. Aber die Wirklichkeit, die sich bei ihr wie bei Keller mit Märchenduft umwob, verlor mehr und mehr die herbe, ja derbe Schlichtheit von Kellers Welt. Auf der Suche nach dämonischen Menschen, nach Menschen, die, wie von einer Gottheit besessen, ihr Schicksal sich gestalten, eroberte sie sich eine seelische Welt von eigenem und starkem persönlichem Ton, eine Welt, der ausgezeichnet der verklärende Märchenton ihrer Dichtung taugte, die dafür aber um so härter zusammenstieß mit der Wirklichkeit des Alltags, aus der sie doch wiederum stammte, ganz wie die Menschenwelt Kellers.

* * *

RICARDA HUCH
DREI GEDICHTE

(Bisher ungedruckt)

SAG mir dies nur, ob dich sandten
Götter, die mein Straucheln kennen?
Soll ich himmlischen Verwandten,
Führer, Dämon, Gott dich nennen?

Oder bist du in Verhüllung,
Lockend vor mir hergespiegelt,
Meines eignen Seins Erfüllung,
Das den müßigen Fuß beflügelt?

Oder ob dich nur, von Staube,
Meine Augen licht besäten,

Um der Schönheit, die ich glaube,
Bild zu schaun und anzubeten?

* * *

O meine Schwestern, die zertreten sterben,
Wie Blumen, von der Menge schweren Füßen!
Sie eilen harte Herzen zu umwerben
Und werfen Staub der Straße auf euch Süßen.

O Schwestern, hart ist unser Los! Wir gaben
Geduldig wie der Acker seine Garben.
Uns, wenn wir müde sind, will keiner laben,
Und keiner uns erquicken, wenn wir darben.

O Schwestern, nicht beklag ich unser Los!
Das Leben troff von unsern leichten Händen,
Wie Sterne rauschen aus des Himmels Horn,

Und herbsteten die Klugen Frucht und Korn,
So stürzten wir uns, trunken von Verschwenden
Und Liebe, in der Erde wunden Schoß.

* * *

AN EINEN BAUM VOR MEINEM FENSTER

Der Mond wird kommen wie aus Fabelmeeren
Ein Segel safrangelb, im Ufertang
Verstrickt; die Sterne werden wiederkehren

Und wie im Netz der blanken Fische Fang,
Mein Baum, erglitzern zwischen deinen Zweigen.
So wie sie heute sausend dich umschwang,

Tanzt dir die Fledermaus den Geisterreigen.
Einsame auch, die, deren Herz beklommen,
Ruhn bei dir aus, versunken in dein Schweigen;

Nur deine Freundin wird bald nicht mehr kommen.

* * *

RICARDA HUCH

VON ARMUT UND REICHTUM

Es sollte allerdinge kein Armer unter euch sein ... Es werden allezeit Arme sein im Lande. — 5. Mos. 15. 4. 11. — Reiche und Arme müssen untereinander sein; der Herr hat sie alle gemacht. — Sprüche 22. 2.

WIEVIEL himmlische Güte und Weisheit ist in der Heiligen Schrift geborgen. Es sollten keine Arme unter uns sein; denn genug ist da für alle; aber Gott weiß, daß die Menschen sich nicht genügen lassen, und aus dieser Ungenügsamkeit selbst läßt er noch das Große hervorgehen. Er hat Freude an der Mannigfaltigkeit des Lebens und läßt es sich hundertfältig äußern, jede Form mit ihrer Lust und ihren Schmerzen, solange sie noch Gott glauben und sich seinem Willen beugen. Es sollten keine Arme unter uns sein; das bleibt. Das Dasein der Armen ist immer eine Mahnung an die Reicheren; dennoch stellt Gott keine ideale Forderung auf, er gebietet nichts, was über die menschliche Natur hinausgeht. Verschwindet aber die brüderliche Gesinnung, das Mitleiden, das in der menschlichen Natur liegt, so entarten auch Volk und Mensch.

Der Trieb des Individuums nach Macht oder die Herrschsucht ist Trieb nach Reichtum; ohne diesen Trieb ist kein individuelles Leben zu denken. Wie nun aber das Individuum, durch Abzweigung von Gott, der Ganzheit, entstanden ist und auch entstehen sollte, aber doch zu Gott zurückkehren muß, wenn es nicht im Nichts sich verlieren will, so ist auch der Macht des einzelnen und dem Reichtum des einzelnen eine Grenze gesetzt.

Diese Grenze setzte das mosaische Gesetz durch die wundervolle Einrichtung der Halljahre und Sabbatjahre, Jahre der Ausgleichung für alles zu hoch Geschwollene, Götterjahre, wo alles Abgesonderte wieder gesammelt und im Ganzen geheiligt

wurde. Das Wesen der Welt ist es, sich solchen göttlichen Ausgleichungen möglichst zu entziehen und den Reichtumstrieb sich nach Kräften und unbedingt auswachsen zu lassen, ihn nur nach Möglichkeit verschleiernd.

Wenn der individuelle Machttrieb sich selbst überlassen ist, kommt es so, daß der Stärkere die leichte Arbeit und den hohen Ertrag für sich nimmt und die schwere Arbeit und den geringen Ertrag auf den Schwächeren abwälzt. Im Altertum löste man das Problem, diesen individuellen Trieb mit der Nächstenliebe zu vereinigen, durch das Institut der Sklaverei. Durch die Sklaven, ursprünglich unterworfene Völker und Verbrecher, wurde der belastete, schwächere Teil ausgeschaltet, und es konnte sich über dieser Basis geknechteter Leiber, über diesem eingemauerten Leben, eine Schicht von Freien, Glücklichen, Unbelasteten bewegen und eine schöne, ebenmäßige Kultur schaffen. Der Erdenrest, den jeder Mensch und jede menschliche Gesellschaft zu bewältigen hat, wurde durch die Sklaverei vollständig aus der Gesellschaft verdrängt, so daß etwas Makelloses und Lückenloses übrigbleiben konnte; nur daß dies ein Kunstwerk war, das zusammenstürzen mußte, sowie der lebendige Untergrund sich bewegte, oder sowie eine Macht von außen dagegen stürmte, wenn diese abgesonderte Gesellschaft nicht schon vorher durch Inzucht entartete und durch Überfütterung erlahmte. Obwohl das Christentum die Sklaverei abgeschafft hat, sucht die Welt, in der nach wie vor der Machttrieb herrscht, nur verdeckt, sie stets unter der Hand wieder einzuführen. Je höher die Kultur in einem Lande ist, desto mehr kann man von vornherein überzeugt sein, daß es entweder keinen sehr starken Arbeiterstand hat, weil es nicht viel Industrie treibt, keine bedeutende Rolle im Weltverkehr spielt, sondern überwiegend landwirtschaftlich ist; oder daß es seine Arbeiter in einem sklavenhaften Abstand von der übrigen Bevölkerung hält, wie das in England noch

bis vor kurzem der Fall war. Der Industriestaat, überhaupt der hochzivilisierte Staat muß entweder mit Sklaven arbeiten oder barbarisch wirken.

Arme sollen nicht da sein, aber sie werden immer da sein; denn Gottes Wille ist nicht Gegensatzlosigkeit und Unterschiedlosigkeit, sondern Gegensätze, die sich beständig ausgleichen und neu bilden; die Unterschiede dürfen also nicht zu groß, die Schranken dürfen nicht unübersteiglich sein. Sie werden es erst durch die Geldwirtschaft; denn das Geld ist eine Abstraktion des Wertes vom Ding und vermehrt sich aus sich selbst, gerade so wie Begriffe sich ins Unendliche vermehren können, ohne daß etwas Lebendiges dahinter ist. „Worte, Worte, nichts als Worte."

Armut und Reichtum gib mir nicht, laß mich aber mein beschieden Teil Speise dahin nehmen. — Sprüche 30. 8.

Modern ausgedrückt: gib mir ein mäßiges Verdienst aus meiner Arbeit, so daß ich leben kann, kein zinstragendes Vermögen. Das Gute liegt in der Mitte; auf dem sogenannten Mittelstande beruht die Kraft des Volkes.

Wo der Unterschied zwischen großem Reichtum und armseliger Armut nicht durch einen, die beiden äußersten Enden verknüpfenden Mittelstand ausgeglichen wird, ist das Gleichgewicht verschoben, und die Unhaltbarkeit der Lage muß sich bei einem starken Anstoß von außen zeigen. Übergroßer Reichtum ist der Kopf, der nach dem Wort der Bibel fallen muß, worauf das kraftlose Elend übrigbleibt. Die Welt- oder Geldwirtschaft, denn das ist ein und dasselbe, neigt aber dahin, das Kapital in einigen Händen zu sammeln, zu zentralisieren, wodurch der Mittelstand allmählich ausgesogen wird und übertriebener Reichtum und übertriebene Armut sich unvermittelt gegenüberstehen. Wenn dieser Zustand eingetreten ist, muß man auf gewaltsame Umwälzungen rechnen.

Ein gesunder, natürlicher Zustand herrscht nur da, wo die Unterschiede nicht so groß sind, daß nicht das Bewußtsein der brüderlichen Gemeinschaft aufgehoben wird; denn auf die brüderliche Gesinnung kommt es ja zuletzt an, und von ihr hängt zuletzt alles ab. In Moses' Gesetzen wird vor allem darauf Nachdruck gelegt, daß die Armen als Brüder zu betrachten sind. Das ist so lange möglich, als in der Hauptsache Naturalwirtschaft herrscht und Ackerbau und Viehzucht die Grundlage des Volkes bilden. Selbst jetzt noch können wir sehen, daß auf dem Lande und in der Landstadt der Unterschied zwischen arm und reich nicht dieselbe Bitterkeit hat wie in der Stadt und namentlich in der Großstadt, weil die Lebensbedingungen für alle annähernd die gleichen sind. Betrachten wir jetzt das Leben der Fürsten und Großen der Vergangenheit, noch im siebzehnten Jahrhundert, so bemerken wir, daß sie nicht viel schlechter lebten als ein Arbeiter unserer Zeit. Es ist die Geldwirtschaft, Welt oder Zivilisation, die eine Kluft zwischen arm und reich schafft, wie sie zwischen Bruder und Bruder nicht bestehen sollte, und die nicht nach Gottes Willen ist; diese selbst hat aber wieder ihren Ursprung in der Gottlosigkeit, das heißt im Fehlen des Maßes, das den ausschweifenden individuellen Gelüsten der einzelnen die Grenze setzt.

Die sorgfältigste Armenfürsorge unserer Zeit ist doch nicht christlich; denn das Göttliche und Christliche liegt in der brüderlichen Gesinnung und in der Gemeinschaft. Nun ist es allerdings nicht möglich, die Welt mit ihren künstlichen Ungleichheiten mit einem Schlage abzuschaffen und den natürlichen und gesunden Zustand wiederherzustellen; deshalb heißt es, daß Gott verkehrt mit den Verkehrten ist. Wenn der Grundzustand ungöttlich ist, geht auch das Gute, das geschieht, von dieser ungöttlichen Grundlage aus und paßt sich ihr an; täte es das nicht, könnte es überhaupt nicht wirken. Je höher die Unnatur der Zivilisation steigt, desto schwieriger ist es, das

Gute gut zu tun. Es muß zuletzt so kommen, daß gerade das Gute das Allerverkehrteste wird, wie der Sozialismus, um den Armen zu helfen, alle Welt arm machen will.

Allgemeine Sehnsucht nach Rückkehr zur Natur ist immer ein Zeichen, daß die Entwicklung in der eingeschlagenen Richtung nicht mehr weitergeht, daß also kein innerer Trieb mehr da ist, die Gesellschaft gottlos geworden ist. Eine Gesellschaft kommt aber wie der einzelne nie durch Rückwärtsbewegung zur Natur, sondern durch Auflösung; ob diese plötzlich, durch Krieg oder Revolution, oder allmählich geschieht, durch Völkerwanderung oder Völkerverschiebung, das hängt nicht vom Willen der Menschen, sondern vom Willen Gottes ab.

Aus dem „Sinn der Heiligen Schrift".

* * *

ARNO HOLZ

„PHANTASUS"

(Bisher ungedruckt)

SITZE ich über dem „Phantasus",
nicht bloß weil ichs „will", nein, weil ichs muß,
wird mir oft wunderlich seltsam zumut,
wie aus fern fernster Urzeit her pulst mein Blut.

Ich war alles, ich bin alles, ich werde sein,
flüchtiger als ein Windhauch, gefügter als aus Stein,
was ich schreibe, was ich treibe, es flüstert sich mir zu:
Tat wam asi, das bist du!

„Dein"... „Werk"?... „Dein"... „Tun"?... Jenun, jenun!
Wir lassen dich nicht locker, wir lassen dich nicht ruhn!
Wir weben an dir Tag und Nacht,
wir schlagen durch dich unsre Gedankenschlacht!

Was du dir langsam ergrübelst, es stand schon einmal da,
wir helfen dir, wir sind dir nah!
Ohne uns, ohne uns, du kämst nicht vom Fleck!
Du bist nur Mittel! Du bist nicht Zweck!

Suche weiter! Schürfe tiefer! Hör nicht auf!
Was schiert die „Welt“ dich und ihr „Lauf“?
Eh nicht zu Ende dein „Gedicht“:
wir lassen dich nicht! wir lassen dich nicht!

So raunts und wisperts um mich herum,
ich sitze gebückt, ich sitze krumm,
und nur noch ... dieses Eine ... bleibt mir ... als Rest:
Ich ... entziffere ... mühsam ... ein ... Palimpsest!

* * *

WORTE DES MEISTERS ECKHART

NACH der Art meiner ewigen Geburt bin ich ewig gewesen und bin jetzt und werde ewig bleiben. Das, was ich zeitlich bin, das soll sterben und soll zunichte werden, denn es gehört dem Tage, darum muß es mit der Zeit zugrunde gehen. In meiner Geburt wurden alle Dinge geboren, und ich war Ursache von mir selbst und aller Dinge. — Wer diese Rede nicht versteht, der beschwere nicht damit sein Herz.

* * *

Gott ist eine Sprache ohne Sprache und ein Wort ohne Wort, und in ihm werden alle Geschöpfe lebendig und wachsen.

* * *

In ihrem letzten Ziele suchen alle Kreaturen Ruhe, ob sie es selbst wissen oder nicht. Im Stein wird die Bewegung nicht früher geendet, bis er auf dem Boden liegt. Desgleichen tut das Feuer. Ebenso tun alle Geschöpfe: sie suchen ihre na-

türliche Statt. Also sollte auch die liebende Seele niemals ruhen als in Gott.

* * *

So viel als du selbst in Gott bist, so viel bist du im Frieden, und so viel außer Gott, so viel bist du außer Frieden. Ist etwas eins in Gott, das hat Frieden: so viel in Gott, so viel in Frieden. Darum erkenne die Zeit, wie viel du in Gott bist, und wenn es anders ist, wo du Frieden und Unfrieden hast. Denn wo du Unfrieden hast, dort muß er dir mit Ursache kommen, denn er kommt von den Geschöpfen und nicht aus Gott.

* * *

Wer unbetrübt und lauter sein will, der muß eines besitzen, das ist die innere Einsamkeit.

* * *

Du sollst wissen, daß rechte Abgeschiedenheit nichts anderes ist, als daß der Geist sich so unbeweglich verhalte gegen alle Zufälle Liebes und Leides, Ehren, Schande und Laster, wie ein breiter Berg unbeweglich bleibt in einem kleinen Winde.

* * *

Leer sein aller Kreatur heißt Gottes voll sein, und voll sein aller Kreatur heißt Gottes leer sein.

* * *

Ihr sollt wissen, daß all unsere Vollkommenheit und all unsere Seligkeit darin liegt, daß der Mensch durch und über alles Geschaffene und Zeitliche und alles Wesen hinausgehe und in den Grund steige, der ohne Grund ist.

* * *

Selig und am seligsten sind die, die da über Zeit und Raum und Form und Materie in das ewige Jetzt sich gestellt haben, unberührt durch Liebe und Leid und Reichtum und Armut, denn alle Dinge sind der Ewigkeit gleicher, je unbewegter sie sind.



Zeichnung von Max Unold zur „Judenbuche"
von Annette von Droste-Hülshoff

Alle Vollkommenheit besteht darin, daß man Armut und Elend und Schande und Widerwärtigkeit und alles, das in irgendeinem Drucke zustoßen mag, willig und fröhlich, ledig und gerne, vorgesehen und unberührt zu leiden verstehe und dabei zu bleiben bis in den Tod ohne alles Fragen.

* * *

Wer in seinem eigenen Hause fremd sein könnte, das wäre die wahre Armut.

* * *

Wer aller Dinge zu entbehren vermag und ihrer nicht bedarf, ist viel seliger als der, der alle Dinge besessen hat zu seiner Notdurft. Der Mensch ist der beste, der zu entbehren versteht, wessen er nicht nötig hat. Darum, wer am meisten zu entbehren und zu verschmähen vermag, der hat am meisten gelassen. Es scheint eine große Sache, wenn ein Mensch tausend Mark Goldes um Gottes willen gäbe und mit seinem Gelde Klausen und Klöster baute und alle Armen speiste, aber der wäre viel seliger, der ebensoviel um Gottes willen verschmähte. Und der Mensch hätte das wahre Himmelreich, der sich um Gott aller Dinge entäußern könnte, was Gott gäbe oder nicht gäbe.

Aus dem von Alois Bernt herausgegebenen „Eckhart-Breviarium" (Insel-Bücherei Nr. 280).

★ ★ ★

REINHARD BUCHWALD

LITERARISCHE VOLKSKULTUR

DIE literarische Kultur eines Volkes ist aus mehreren Elementen zusammengesetzt. Das erste ist, daß die schaffenden Künstler eine verständnisvolle und unbefangene, urteilsfähige und erfahrungsreiche Gefolgschaft besitzen, auf die sie nicht nur bei ihren wertvollsten Werken, sondern auch bei ihren

tastenden Versuchen auf neuen Wegen einer sich wandelnden Kunst sicher zählen können. Hinter diesem literarischen Publikum im engeren Sinn muß eine breitere Masse stehen, der die Beschäftigung mit großen Dichtungen zum natürlichen Bedürfnis geworden ist und die, sei es durch Erziehung, sei es durch angeborenen Geschmack, sei es durch Überlieferung, von der Literatur etwas Höheres fordert als bloße Zerstreuung. Beide Schichten, die der bewußten ästhetischen Kultur und die der literarischen Durchschnittsbildung, dürfen jedoch nicht als Standeskulturen getrennt nebeneinander existieren, sondern brauchen eine lebendige Verbindung. Sie müssen sich treffen in der Anerkennung und Pflege großer Werke der Vergangenheit und Gegenwart. So bedeutet diese Verbindung letzten Endes nichts andres als die große seelische Forderung, die wir überhaupt in Deutschland erheben müssen, die Frage nach der Einheit im Geistigen, die Ergänzung der äußeren Reichseinheit durch eine innere, die Sehnsucht nach einem gemeinsamen ideellen Besitz, der alle Deutschen einen soll und dessen bindende Kraft mindestens ebenso wichtig ist wie jede politische und soziale Annäherung.

Die Frage der literarischen Kultur erweitert sich so zur Frage der Volkskultur überhaupt. Wenn wir überhaupt wieder aufbauen, wenn wir etwas Gemeinsames, Vereinigendes schaffen wollen, so muß es zuerst dieses Seelische sein, dieser gemeinsame geistige Besitz, diese gemeinsame deutsche Kultur, in deren Erwerb sich die Jugend, in deren Pflege und Genuß sich das reife Alter finden und verstehen werden. Das hat uns ja so nach Ständen und Berufen und Bekenntnissen und dann weiter nach Parteien geschieden, daß wir außer Stamm und engerer Heimat und ein wenig zusammen erlebter Not nichts hatten, was wir miteinander hegen und pflegen mußten. Auf das engere Gebiet der Dichtung angewandt, heißt das: aus dem großen literarischen Besitz müssen wir die Werke

herausheben, die jedem Glied unseres Volkes, unabhängig von Bildung und Stand, irgendwie zugänglich sind, und wir haben dann alles zu tun, daß sie für alle zugänglich und lebendig werden und daß so der Aufbau unseres nationalen Daseins von dieser einen Seite her in Angriff genommen wird, wobei, wie in aller großen geistigen Arbeit, nahe und ferne Ziele, Selbstzweck und Dienst am Größeren, ohne Zwang ineinanderfließen.

So betrachtet, ist also „Volksbildung" gewissermaßen der Kern einer weitsichtigen Innenpolitik, und so liegt auch der oft freilich zum Schlagwort veräußerlichten Forderung der „Volkshochschule" ein sicheres Gefühl für das Notwendige zugrunde. Aber wiederum das Innerste jenes Kernes müssen „Volkskunst" und „Volksdichtung" sein, weil erst in ihnen der unterbewußte, tiefste Grund des gemeinsamen Seelenlebens, der „Volksseele", getroffen wird. Diese Volkskunst ist freilich nichts, was wir schon irgendwie besitzen, sei es praktisch oder theoretisch, als eine Auslese von Werken oder als ein System von Erfahrungen und Forderungen. Vor allem ist es nicht so, daß etwa die Gebildeten oder die „Volkserzieher" einen gewissen Bestand an „klassischen" oder „volkstümlichen" Werken dem „Volk" zu übergeben, zu vermitteln, das Volk auf sie hin zu erziehen hätten. Die neue Volkskunst muß wachsen; man kann sie nicht machen, aber man kann bewußt die natürlichen Mittel, die jede literarische Entwicklung braucht, in ihren Dienst stellen, vor allem den Buchhandel. Auf diese Weise sich durchsetzen und entstehen muß vor allem auch die anerkannte, im allgemeinen Bewußtsein lebendige Auswahl des besten literarischen Gutes, deren Anerkennung immer das äußere Zeichen für das Vorhandensein großer literarischer Volkskulturen gewesen ist.

Welche traditionelle, durch die allgemeine, unbedingte Zustimmung geheiligte kanonische Auswahl aus der deutschen

Dichtung hatten wir denn bis jetzt? Im Begriff des Klassischen verwirrten sich die Vorstellungen von einem höchsten Wertmaßstab und von einem bestimmten Stil und von einer literaturgeschichtlichen Epoche, und so blieb schließlich wenig mehr übrig als die Tatsache, daß der Klassiker dreißig Jahre tot und honorarlos nachdruckbar sein müsse. Und andererseits der Begriff „Volkskunst"? Der war, theoretisch und praktisch, der „Rest" im Subtraktionsexempel. Volksdichtung — das durfte weder zu hoch noch zu tief, weder zu kompliziert noch zu differenziert, um des Preises willen nicht zu lang sein, durfte keine Bildungselemente voraussetzen und keine bedenklichen religiösen oder politischen Willensziele verfolgen. Zwischen der Literatur der Gebildeten, die zu anspruchsvoll, teuer, exklusiv ist, und der Literatur der Volksbibliotheken, die zu absichtlich einfach ist, gedeiht dann freilich jene Alltagsliteratur, deren nomina odiosa sind.

Eine Volkskunst, die freie Kunst mit negativem Vorzeichen ist, brauchen wir nicht; sie ist auch gar nicht durchsetzbar; sie würde auch die hohe nationale Aufgabe der wirklichen Volkskunst gar nicht erfüllen. Die Worte „Volksliteratur" und „Volkskunst" bezeichnen überhaupt nichts Vorhandenes, irgendeine leicht herstellbare Auswahl aus dem Gesamtbesitz in usum delphinorum, sondern es ist damit ein kommender, anzustrebender Zustand gemeint.

Und nun noch einmal: was müssen wir tun, damit dieser Zustand, daß nach dem Wort des Novalis „die Bücher leben", Wirklichkeit wird?

Vor allem: wir müssen praktisch arbeiten, nicht theoretisieren. Wir dürfen also auch nicht glauben, mit Belehrung, Aufklärung, Erziehung schon praktische Arbeit zu leisten. Durch alle Einführungen, literarhistorische Einleitungen, Kritiken, Reden und Aufsätze über Dichtung stärken wir nur die Vorstellung, daß es auf der einen Seite eine bildungsbelastete,

klassische, geheimnisvolle, schwierige, langweilige Literatur gibt, nämlich die, welche die Gebildeten schön nennen und deren Schönheit sie ähnlich beweisen wollen wie ihre religiösen und politischen Sätze — und auf der anderen Seite die Bücher, die man lesen kann. Dagegen gibt es nur eine praktische Kunstpolitik: das Beste mit denselben Mitteln, nur eifriger, gewandter, billiger, eindringlicher auf den Markt bringen, wie es mit Schund und Durchschnitt geschieht.

Der Verlag hat den Weg weiter zu gehen, den er schon vor dem Kriege eingeschlagen hatte: daß er die besten Werke aus Gegenwart und Vergangenheit zu wohlfeilen Preisen in guter Ausstattung auf den Markt bringt. Dabei muß das Buch, auch wenn es den Weg zum Volke sucht, seinen angemessenen Preis haben; denn es ist auf die Dauer nicht damit geholfen, wenn durch allerhand wohltätige Manipulationen oder durch Honorarersparung oder durch die Beschränkung auf die „freien Autoren“ ein anomal billiges Buch hergestellt wird, das ja nur wieder abseits von der gesund vorwärts schreitenden Bücherproduktion steht. Wir wollen im Gegenteil das eigentliche literarische Leben, wie es nun einmal im Buchhandel wirtschaftlich verankert ist, zum Gemeingut machen, nicht aber dieses eigentliche literarische Leben dem kaufkräftigen Publikum anvertrauen und daneben eine künstliche Volksliteratur züchten.

Der Verlag, die Herstellung der guten Bücher, ist aber nur ein Anfang, bei dem wir uns nicht beruhigen dürfen. Wenn wir bisher mit unserer literarischen Reformarbeit nicht weitergekommen sind, wenn immer noch lustig die Schundliteratur gedeiht, wenn große Sammlungen „zeitgenössischer Romane“ mit einigen echten Perlen und einer Unmenge Talmi es zu Riesenauflagen bringen, so liegt es daran, daß die Entwicklung des volkstümlichen Verlags allenfalls durch eine Reform des Bücherhallenwesens, nicht aber durch eine Reform des buch-

händlerischen Einzelvertriebs unterstützt worden ist. Dazu würde aber zweierlei gehören, und in diesen folgenden zwei Forderungen ist vielleicht die Zukunft des ganzen deutschen Buchwesens enthalten:

Erstens kommt es darauf an, mit dem Angebot des Buches an das Volk überhaupt erst einmal heranzukommen. Denn die vornehmen Bücherläden betritt ja dieses Volk gar nicht; sie werden nur den gebildeten Mittelstand und die Bücherliebhaber versorgen. Das übrige Volk ist aber auch ein sehr eifriger Bücherkäufer, nur daß er seine besonderen Vertriebsorgane besitzt, nämlich kleine Papierläden, Parteibuchhandlungen, Kolporteure. Diese Organe haben bis jetzt aber fast ausschließlich im Dienste jener Durchschnittsliteratur und Romanfabrikation gestanden, deren Einfluß eben darum noch nie hat gebrochen werden können. In den Feldbuchhandlungen haben wir gelernt, daß auch diese Stellen recht wohl in den Dienst der guten Literatur zu stellen sind. Und deshalb sind wir in Thüringen und Sachsen daran gegangen, diesen Weg einmal bewußt und nachdrücklich einzuschlagen: wir gewinnen jene Bücherläden des Volksbedarfs, wir schicken Verkaufsausstellungen guter Jugend- und Volksliteratur in Orte, die keinen Sortimenter haben, und schicken Bücherbuden auf die Jahrmärkte und Messen; unsere Wanderbuchhändler gehen von Haus zu Haus; wir haben uns noch in manch anderer Weise den besonderen örtlichen Verhältnissen anzupassen gesucht.

Das Gelingen dieser Arbeit ist eine Persönlichkeitsfrage. Unsere Helfer sollen nicht bloß Händler und Ladendiener, sondern Berater des Publikums sein, Pioniere und Schrittmacher für die Beschäftigung mit geistigen Dingen, fähig, immer neue Kreise für das Buch als geistigen Lebenswert zu erobern. Es gilt ja, von Haus zu Haus mit dem guten Buch zugleich den Sinn für Erhebung des Lebens, Vertiefung der Berufsarbeit, Adelung der Erholung und des Feiertags zu

tragen. Wir haben gelegentlich gebildete Helfer herangezogen; die beste Erfahrung aber haben wir dann gemacht, wenn geistig rege Arbeiter die Arbeit im Hauptberuf übernehmen; sie waren die besten Vertrauensleute ihrer Standesgenossen.

Denn auch hier entsteht eine schwere, aber unerläßliche Forderung: der Sortimenter muß, ohne sich zum unangebrachten Erzieher aufzuwerfen, der verständige, kenntnisreiche Berater, Führer und Vermittler sein. Es geht nicht mehr an, daß nur immer Büchermassen wahllos und äußerlich aufgehäuft werden, denen jeder Käufer ratlos und hilflos gegenübersteht, der nicht schon mit einer ordentlichen Kenntnis davon herantritt. Gerade durch die Ratlosigkeit gegenüber einem unbekannten Durcheinander von Passendem und Unpassendem, Leichtem und Schwerem wird ja den Nichtliteraten das Bücherkaufen geradezu abgewöhnt, ähnlich wie ein Laie mit einem Bibliothekskatalog nichts anzufangen weiß, in dem er nur Namen und Titel findet. Auch eine neue Buchhändlerbildung tut also not, wenn die Buchhändler ihren kommenden Aufgaben gewachsen sein sollen.

Von diesen Betrachtungen nun zurück zu den Hoffnungen des Eingangs: der Wunsch nach einem gemeinsamen Besitz an Werken der lebenden Dichtung. Ein solcher Besitz bildet sich eben auf den geschilderten ganz natürlichen Wegen, besser jedenfalls als durch die absichtliche Auswahl und Volkserziehung. Es kommt nur darauf an, daß wir die natürlichen Wege auch bewußt beschreiten. Auf der einen Seite also ein Angebot von Qualitätswerten, von lauter guten Werken, unerbittlich streng gegen alle Oberflächlichkeit, und auf der anderen die Aufnahme und Ablehnung durch die werktätigen Menschen, die der dichterischen Schöpfung nicht als literarische Kritiker gegenüberstehen, sondern als empfängliche Seelen, die eine Ergänzung und Erhöhung ihres Alltags suchen. Die Volksdichtung der Zukunft, der gemeinsame literarische

Besitz, der den Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten aufheben soll, wird so erarbeitet, wird geboren durch ein verständiges und weitherziges Angebot und die Beobachtung seiner Wirkungen. Und dieser materielle Bestand, dieser neue Kanon, der den alten Kanon des „Klassischen" und des „literarhistorisch Wichtigen" ablöst, — der neue Kanon des zeitlos Lebendigen ist nur die sichtbare Begleiterscheinung für das, was literarische Volkskultur heißen darf, die lebendige Teilnahme des Volksganzen an dem besten dichterischen Gut von Gegenwart und Vergangenheit. Und dies wieder ist die Voraussetzung für die neue Entstehung eines ausgewählten Kreises von Menschen, denen die Kunst noch mehr ist als ein Gegengewicht im Haushalt ihres geistigen Daseins, denen die Hingabe an Geistiges ein beherrschender Lebensinhalt wird, oder die in sich eine solche Feinfühligkeit entdecken, daß sie dafür nur in den Gestaltungen ihrer Zeit durch ihre am weitesten vorwärts dringenden Künstler eine Auslösung finden. Aus den Teilhabern der großen Volkskunst erhebt sich die engere Gemeinde der Schaffenden. Was eine solche literarische Kultur für unsere Zukunft bedeuten könnte, das verklärt die vielfache Arbeit, die hier geschildert wurde.

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

EPILOG ZU „ELLI"

WIR aber fassen uns leicht an den Händen.
Den Reigen der Sterne sehen wir ohne Ergriffenheit an,
Allnächtlich, immer das Heilige gewohnt.
Stürzt eine Seele vom Weg in den neben ihr immer
Sie geleitenden Abgrund, so staunen wir wenig,
Als stürze ein Stern; wir schaun, und wir wünschen uns etwas
Dabei, — daß unser Leben beständiger sei, —

Und folgen so hoffend dem fallenden Glanz in die Nacht.
Ach, uns genügt
Ein einzig Herz zu wiegen, wie Blume im Gras
Den Falter wiegt, ihn säugend, und wieder auch
Mit unvergänglichem Staube bestäubt von ihm;
Und nennens Demut, wenn er das Haupt uns beugt
Mit seiner sanften Last. Die Anderen aber
Lassen wir ferne vorbei.

O so gieb uns, gnädiges über uns,
Lenkendes Wesen! gieb uns nahe das Herz
Ans unsre, wohlzutun einander im Zwiegespräch!
Gieb Nahes uns, das Haltbare, da umsonst
Vom fernen Leid uns gleitet der Blick, wie vom
Gestirn der Blick nur immer ins eigne Herz.
Die Schale gieb uns rein, und das reine drin:
Herzwasser der Liebe, — die Hände
Uns immer zu waschen in Unschuld,
Wenn Schwestermund von der düsteren Welle trank.

* * *

STEFAN ZWEIG
VERHAERENS SOMMER

(Mit einer Porträtzeichnung von Georges Tribout)

CAILLOU-QUI-BIQUE, das ist keine Stadt, kein Dorf, kein Weiler, keine Bahnstation, und selbst die ungeduldigste Neugier konnte dort nicht hinfinden ohne seine freundlich helfende Hand. Die nächste Eisenbahnstation ist Angreau, und dieses Statiönchen der kleinen Bahn, das der Fahrplan verzeichnet, selbst wieder keine wirkliche, sondern nur ein umgestürzter Eisenbahnlastwagen mit einem eingeklebten Fahrplan, bei dem der Vizinalbahnzug auf dem Weg nach Roisin

sich gar nicht aufhält, sondern, wenn nicht gerade ein Bäuerlein aussteigen will, nur den Postsack herausschleudert. Unendlich weit ist dieser kleine Ort von der Welt durch die Vertracktheit des Fahrplans und doch nur vier Stunden von Brüssel, London, Köln und Paris: ein Herzpunkt Europas im Unsichtbaren.

Dies Örtchen mit dem seltsamen Namen, den es einem überhängenden Stein in der Gegend verdankt, einem winzigen Naturwunder, das nur im Flachland überhaupt bemerkt werden konnte, dieses Örtchen von vier oder fünf Häusern liegt im äußersten Winkel von Belgien, knapp an der französischen Grenze. Vom Nachbarort Angre geht eine Straße nach Quiévrain, eine andere nach Valenciennes, und man kann sich sehr leicht den kleinen Luxus leisten, sich mittags in Belgien aufzumachen, den Nachmittag in Frankreich zu verbringen und abends wieder daheim zu sein. Wie leicht eine solche Grenzüberquerung ist, wissen die Schmuggler gut, die dort mit Tabak und Spitzen allenthalben rege sind und ihre Hunde mit den kleinen Paketen hin und her durch das Dunkel jagen, aber ebenso wissen es auch die Gendarmen, die mit geladenen Gewehren Posten stehen. So friedlich dort das Wallonenland scheint, so romantisch ist sein geheimes Grenztreiben. Hundert und hundert Geschichten hat mir Verhaeren davon erzählt, und unter seinen nachgelassenen Papieren muß sich auch ein Schmugglerdrama in Prosa finden, das er vor Jahren entwarf, als er in die Gegend kam. Er hat es nie vollendet, schob die Arbeit von Jahr zu Jahr, und nun dürfte dieser erste Versuch einer modernen bäuerlichen Tragödie etwa im harten, klobigen Stil unseres Schönherr für immer Fragment geblieben sein.

Ganz verloren liegt dieser Winkel, und ohne den gütigen Kompaß seiner Führung, ohne den Magnetismus seines Wesens fand der Fremde kaum hin. Man muß zuerst von

Brüssel nach Mons fahren, am hohen Gefängnis vorbei, wo Verlaine seine zwei Jahre absaß und die unsterblichen Verse seiner „Sagesse“ schrieb, in Mons auf eine Vizinalbahn umsteigen und von ihr auf eine zweite, die so langsam fährt, daß ein Fahrrad sie leicht überholt. Aber so langsam und umständlich sie ist, so schön und eindrucksvoll ist diese Fahrt. Plötzlich, kaum hat man Mons verlassen, tauchen im scholligen Lande spitze, kegelige Berge auf, die schlanken Kohlentürme der Kohlengruben, bleiern und schwarz wird der Himmel, und die Luft, die sonst feucht und salzig vom Meer her über Belgien weht, hier schmeckt sie plötzlich bitter und schwarz; wie durch eine Mattscheibe getrübt, breitet sich eine eigene Welt vor dem Blick: die Borinage, das Bergwerksgebiet, die schwarze Erde, deren proletarische Gestalten Constantin Meunier in seinen Plastiken für immer versteinert hat. Schritt für Schritt fast macht die Bahn halt, denn ein Arbeiterstädtchen drängt sich an das andere, und hundert schwarze Schornsteine hauchen bei Tag schwarzen Atem aus und stoßen nachts ihre feurigen Zungen in den ewig düstern Himmel hinein. Die ganze tragisch-häßliche und doch grandios moderne Welt tut sich auf in einer Stunde Fahrt. Aber bald ist dies alles vorbei wie ein böser Traum, hell und makellos strahlen die Wolken über einem klaren Himmel, die Häuschen glühen rot aus den gelben Feldern, und mit weichem Grün rauscht junger Wald an die Geleise. Fruchtbar und heiter glänzt das wallonische Land, und in Ungeduld schon liest man die Tafel der winzigen Station Angre und endlich Angreau.

Und da steht er schon, wartend, den Gast zu umarmen, die Hand fühlt den herzlichen Druck der seinen und die Wange den Kuß. Wie ein Arbeiter in weißem Samtanzug, mit Pluderhose, ohne Kragen, in Holzpantinen steht er im Wald, einem amerikanischen Farmer oder Landarbeiter ähnlicher als einem bürgerlichen Menschen. Mit seinem Knotenstock stapft er jetzt

freudig den engen Saumweg empor, der weiße Hund Mempi, der getreue, springt voran und voraus. Keine Fahrstraße führt zu seiner Wohnung, kein Menschenweg, nur ein schmaler Saumpfad, der immer wieder sich einwühlt in das üppige Gesträuch. Eine halbe Stunde lang geht es so über Wiese und Halde, durch Wald und Hecken, manchmal vorbei an einer Scheune oder an einem Bauernhaus, wo die Burschen ungelenk die Kappen vom strohblonden Haar ziehen und „Monsieur Verhaeren“ mit respektvoller Kameradschaftlichkeit grüßen. Rings ist das Land üppig grün, die Wiesen satt von der feuchten Luft, die Kühe, die darin lagern, weiß gefleckt wie die Wolken, die hier vom Meer her rastlos über den Himmel ziehen. Ein schütteres Wäldchen noch bergauf, dann lugt ein Haus nieder hinter einem Gärtchen hervor, ein kleines, umzäuntes Gehöft. Verhaeren klinkt die Gartentür auf. Wir treten ein. Wir sind in seinem Haus.

Aber Haus? Ist es denn wirklich ein Haus? Nicht einmal ein Häuschen, eigentlich nur eine backsteinerne Scheune mit hölzernem Dach, einfach und schmucklos, schön nur durch das aufsteigende Gerank von Rosen und Grün, das sich über das Grellrote der Ziegel flicht. Sechs Fenster oder acht im ganzen, blank und verhängt mit weißem Flor, eine Mansarde unter dem Dach, ein Hof mit gackernden Hühnern, ein Gärtchen mit ein paar prallen Sonnenblumen. Daneben steht freilich ein Haus, ein wirkliches, einstöckiges, mit einem kleinen Balkon, aber das gehört Laurent, dem Wirte des Caillou-qui-bique, und ist Gehöft, Wohnung und Wirtshaus zugleich. Sonntags kommen dort auf ihren Wägelchen aus den nahen Flecken die Bürger gefahren, setzen sich auf die Bänke in der Laube, trinken das fade, warme, belgische Bier, spielen ein Stündchen Standkegel, schleichen — in den letzten Jahren, als Verhaeren sogar in seinem Land anfing, berühmt zu werden — neugierig um das kleine Nachbarhäuschen heran, den

großen Dichter zu sehen, von dem sie so viel gehört und so wenig gelesen haben. Dann werden die Wägelchen wieder angezäumt, und nach einer Stunde Sonntagslärm fällt das Häuschen wieder in seine idyllische Stille zurück. Wochentags kommt kein Fremder hin, höchstens einmal der Pfarrer und der Postbote, dann ist nur Laurent dort, der gutmütige, breitschultrige Riese, der tagsüber auf den Feldern arbeitet und abends müde heimkehrt und hinter seinem Glas Bier die Zeitung liest oder mit seinem Freunde Verhaeren ein Spielchen macht. Wochentags ist hier der Gottesfriede vom ersten Schöpfungstag.

Diese Welt, die Heimstätte seiner größten und schönsten Werke, hatte sich Verhaeren durch einen Zufall gefunden. Vor Jahren war er einmal ruhebedürftig im Sommer hierher gekommen und hatte bei Laurent im Gasthofe gewohnt. Bald war ihm die Landschaft um ihrer Stille und Abgelegenheit willen lieb geworden. Es lockte ihn, hier zu bleiben, hier ganz abseits von der Welt, in einem Winkel seiner Heimat, und doch nahe den Zentren seiner geistigen Existenz, von Paris, Brüssel und vom Meer. Im gemieteten Zimmer zu wohnen, behagte ihm weniger, ein Haus zu bauen, schien ihm Belastung des Lebens und Verpflichtung, er aber liebte die Freiheit über alles, und so kam er mit Laurent überein, die Scheune nebenan, die unbenutzte, ein wenig adaptieren zu lassen. Ein paar Räume im Erdgeschoß wurden zu Zimmern umgestaltet, die Dachmansarde in eine Schlafstube, eine hölzerne Treppe hinaufgebaut, und so wuchs allmählich dieses primitive, vorbildliche Dichterheim, das die Heimat seiner letzten Jahre wurde und eine Stätte lieber Pilgerschaft für die Freunde.

Dort im Caillou, und nur dort, fand man ihn ganz. Hier, wo er im Samtanzug und ohne Kragen und Krawatte, in Holzschuhen bei Wind und Wetter, bei Sturm und Sonnenschein umherstapfte, hier war er auch innerlich frei und ganz auf-



getan. Hier fehlten die zufälligen Besuche, Verlockungen und Ablenkungen, hier gehörte er sich ganz, und wer hier empfangen war als Freund und Gast, der rührte nicht flüchtig das Leben an, sondern wuchs ein in das Haus, teilte den täglichen Tisch, die Stunden und die Stille. Auch hier wie in Paris war alles einfach und behaglich — die edle Einfachheit hat ja wenig Nuancen —, nur daß hier vor den Fenstern immer ein sanftes Grün von flüsterndem Laub Beruhigung wob und der Hahnenschrei statt der Dampfsirenen von Paris die Morgenstunde verkündete. Der Garten, der das Haus umzirkte, war ganz klein und mit fünf Schritten schon durchschritten, aber hinter dem Garten das Land, es gehörte jedem zu, der es wollte. Wiesen und Wälder und die fruchtbaren Äcker, sie waren bis ins Grenzenlose jeder Wanderung frei. Der Gedanke des Besitzes und der Grenze losch hier ganz in dem wundervollen Gefühle der selbstherrlichen Einsamkeit.

Wie still, wie voll, wie glücklich natürlich war hier der Tag! Fünf Sommer habe ich, immer gleich dankbar und froh, in Caillou-qui-bique verbringen dürfen, und ich weiß, daß ich in ihnen den Sinn des einfachen Lebens und seine spendende Schönheit zum ersten Male gelernt, zum erstenmal hier an dem Vorbilde dieser stillklingenden Existenz das tiefe Gesetz der Harmonie verstanden habe, in die jeder Mensch sich mit einer Landschaft bringen muß, um ganz einzugehen in Natur und Welt. Hier war alles Gleichmaß und Rast, und in der ungefüllten, ungewerteten, unzerbrochenen Zeit loderte wie in einer wunderbaren Windstille die ruhige, heitere Flamme der Arbeit aus dem Tage hoch in die Unvergänglichkeit! Wie lange weilte hier der Tag, und wie schnell verflog er zugleich: wie eine einzige tiefe selige Sommerstunde sind diese fünf Sommer in meiner Erinnerung, und der Begriff der Idylle, der sonst leicht etwas Künstliches und Literarisches meint, hier ward er mir kristallen klar. Man war in diesen Stunden bei Verhaeren

so sicher und nah, so geborgen und verloren, so offen und vertrauensvoll, man ruhte in sich und flog doch aus sich heraus, alles war hier die Einsamkeit und die Welt. Wenn man abends um den Tisch saß und einander aus Büchern vorlas, Gedichte, die der eine liebte oder der andere, schienen sie einem irgendwie göttlich und übernatürlich, wie aus fremder Welt in dieses kleine Zimmer getragen, und doch, in diesen Zimmern wieder, in eben denselben Zimmern entstanden in jenen Jahren die Werke, die selbst wieder über Europa klangen. O diese Stille, diese Stille um das Werk, wie ich sie nachsinnend doch selbst noch manche Stunde in mir höre, jene leise Musik der Stunden ohne Ärgernis! Nie habe ich hier Zank gehört, nie eine Gehässigkeit, nie eine laute Stimme, nie einen Schatten Mißtrauen gesehen in dem sanft strahlenden Licht von Heiterkeit, das hier um die Stunde wob. Meisterschaft des Lebens bei einem Dichter, hier habe ich sie zum erstenmal erfahren wie nie vordem und nie nachdem in meinem Leben.

Wie ein Bach, durchsichtig und klar, mit leiser Musik, rollten hier die Stunden. Frühmorgens krähte der Hahn und rief einen vom Bette, man ging hinüber zum Frühstück in Pantoffeln, oft ohne Rock, dann kam der Briefträger mit den Briefen, die drei Tage wanderten, und die Zeitungen von gestern und vorgestern. Aber hier war das Gestern und das Morgen nicht so eng an den Tag geschraubt, hier lag es nah und fern zugleich, ohne Gewalt an die Stunde gepreßt. Auf dem weißen Tisch gedeckt, wartete ländliches Frühstück, Eier und Milch in allen Formen, häusliches Backwerk und als einzige Frucht der Ferne die braune Zigarre, deren Rauch blauschwingig das Gespräch umflog. Dann ging man zur Arbeit. Sie war das erste Gesetz des Morgens, das selbst der Sonntag und der Feiertag selten unterbrach. Aber wie leicht war sie, wie freudig, draußen im kleinen Pavillon, im grünen Schatten unter der Sonne, und

durchflüstert von den vielfältigen Stimmen des Landes! Um zehn oder elf Uhr machte sich Verhaeren auf zum Spaziergang; meist ging er über die Felder, den Knüppel in der Hand, im Rhythmus des Verses und manchmal die Arme mitflügelnd im inneren Pathos der bildenden Leidenschaft. Wie oft habe ich ihn so gesehen von ferne, den breiten wandernden Mann, ganz wandelnd in seinem Gedicht, mit Worten in den Wind hinein, den er so liebte, und dann heimkehren, gerötet, strahlend heiter, weil er irgendwo einen Vers sich zurechtgefangen oder ein Gedicht zu Ende geknotet! Und rasch war der Mittag da. Alles war einfach, das meiste stellte der Garten bei und der Stall, die saftigen Früchte der Erde, Milch in den künstlichsten und leckersten Formen, ein kräftiges Stück Fleisch, das er selber zerschnitt. Meist war man allein mit ihm, manchmal kam noch ein Gast, gern empfangen und gern gelassen. Der Nachmittag gehörte der Wanderschaft. Man ging in den Wald oder nach Angre in das Dorf hinüber, besuchte die kleinen Bekannten, die er so liebte, setzte sich zum Kupferstecher Bernier und sah zu, wie er mit Nadel und Stift in die Platte grub, ging zum Advokaten und Pfarrer, zum Bierbrauer, zum Drucker, zum Schmied oder fuhr mit der Bahn nach Valenciennes, diskutierte über Politik, Landwirtschaft, aber nie über Literatur. Oder wenn der Regen kam, saß man zu Hause, plauderte, schrieb Briefe, las aus Büchern, und er selbst griff dann tief hinein in das Fach seiner gedruckten Arbeiten und rezitierte sie, selber wieder ganz Glut und Feuer im erneuerten Wort. Oder man stöberte in alten Briefen, jeder einzelne erweckte Erinnerungen an erste Erfolge, erste Widerstände, und in diesen langen rauschenden Regentagen habe ich viel von seinem Leben erfahren. Abends saß man wieder still beisammen, las ein wenig noch, oder er ging hinüber, sein Spielchen mit Laurent zu machen, am Schanktisch vor der Petroleumlampe wie ein alter Bauer, der sich vor dem Sturm in

eine trockene Unterkunft geflüchtet. Um neun Uhr war dann alles vorbei, alles dunkel, Nacht, Stille und Schlaf.

Kleinbürgerlich, so schien seine Existenz in der Stadt, kleinbäuerlich, so schien sie auf dem Lande. Und doch war diese anspruchslose, unscheinbare Form ihm wesentlich, um die ganzen Kräfte gegen die Stadt, gegen die Zeit oder dort gegen die Natur und die Ewigkeit zu wenden. So wie er in der Stadt sich volltrank mit Ideen, mit Menschen, allenthalben Anteil nehmend, so nährte er sich in diesen sechs Monaten mit Stille und füllte seinen Körper mit Gesundung und Kraft, seine Werke gleichsam mit der Luft und der Atmosphäre des Landes. Dort spannte er seine Nerven aufs äußerste, hier ruhte er sie aufs sorgsamste aus. Aber auch hier waren sie wunderbar wach, seine Sinne, und der Bildner lauschte allem entgegen. Wie in eine ungeheure Mühle strömten alle die fruchtenden Dinge der ländlichen Welt in ihn ein, Korn um Korn, Einzelheit um Einzelheit, um hier gemahlen zu werden zur feinsten und sublimsten dichterischen Form. Nur wer diese Gegend kennt, weiß das ganze Wunder, wie hier eine Landschaft restlos in einen Menschen einging. Jeder Weg und jede Blume des Gartens, die heiligen Jahreszeiten des Landes und die stille Arbeit des Menschen, hier ist alles in einzelne Zeilen sublimiert und zeitlos geworden. Immer, wenn ich in seinen idyllischen Gedichten lese, sehe ich den Weg um den Garten, sehe ich die Rosen um das Fenster blühen, die Bienen an den Scheiben summen und fühle den Wind, den meertrunkenen, der in Flandern weht, und sehe inmitten ihn selbst aus seinem Haus in die Felder schreiten wie in eine Unendlichkeit hinein.

* * *

THEODOR DÄUBLER

ZWEI GEDICHTE

HEIMAT

Da hasten sie her, meine bittern Genossen!
Ihr salzigen Freunde, entschnellt mich dem Schlund.
Ich habe mich auch in die Schaumlust ergossen,
Du Meer bist ein atmender jubelnder Mund!
Wir schwanken und schluchzen von Schwebe zu Schwebe;
Die Flut, meine Buhlin, mein Lehrer, der Wind,
Umhalsen mich stark, doch ich atme, ich lebe!
Ich rufe: ich lebe, ich, Sonne, dein Kind.
Ich lebe, ich lebe, ich habe das Leben,
Ich hab eine Heimat, ein witterndes Leid.
Ich brande aus Liebe in Schmerzeserbeben,
Und Schaum ist mein wechselndes rauschendes Kleid.
Ach Heimat, ach Heimat, du lachender Name!
Leibhaftiges prickelndes Salz unter mir,
Auch ich bin dein freudiger feuriger Same,
Auch ich bin dein feierndes, plötzliches Hier.
Ich hab eine Heimat! Aus sonniger Wiege
Entschnell ich in Mäntel aus rauschendem Gold,
Ich tauche, ich siege, ich tausche, ich fliege,
Ich werde in Wonnegewinde gerollt.
Ihr perlenden Hemden, ihr Sonnengewänder,
Ihr hascht mich und bringt mir die Jugend zurück.
Ihr windigen Joppen, ihr schwärmenden Bänder,
Ich juble euch zu: so tragt mich ein Stück!
Ich hab eine Heimat, sie hat mich erwunden,
Ich hatte sie unter den Füßen gesucht.
Nun bringt sie mich dar: überraschende Kunden
Sind unter geöffneten Wogen verbucht.

* * *

DÄMMERUNG

Am Himmel steht der erste Stern,
Die Wesen wähnen Gott den Herrn,
Und Boote laufen sprachlos aus,
Ein Licht erscheint bei mir zu Haus.

Die Wogen steigen weiß empor,
Es kommt mir alles heilig vor.
Was zieht in mich bedeutsam ein?
Du sollst nicht immer traurig sein.

Aus der zweiten Auflage des Buches: „Der sternhelle Weg".

* * *

KAKUZO OKAKURA

DER TEERAUM

Schweigend naht sich der Gast dem Heiligtume und läßt, wenn er ein Samurai ist, sein Schwert auf dem Sims unter dem Dach, denn der Teeraum ist das wahre Haus des Friedens. Dann schlüpft er, sich tief beugend, durch die enge, kaum drei Fuß hohe Tür in den Raum. Diese Prozedur bleibt keinem Gast erspart, dem hohen nicht und dem niederen; ihr Sinn ist Zucht zur Demut. Die Frage des Vortritts löst gemeinsamer Beschluß beim Warten im Machiai. Dann treten die Gäste einer nach dem anderen lautlos ein und setzen sich erst, nachdem sie dem Bild oder den Blumen auf dem Tokonoma ihre Reverenz erwiesen haben. Der Gastgeber kommt erst, wenn alle Gäste sitzen und Stille herrscht, die nur das Tönen des kochenden Wassers im Eisenkessel unterbricht. Der Kessel singt gut, denn auf seinem Grund sind Eisenstückchen so gelegt, daß sie eine eigene Melodie erzeugen, aus der man das Echo zu hören meint von einem Katarakt, abgedämpft durch Wolken, das Echo fernen Meers, brandend an den Felsen, des Regensturms, der durch den Bambuswald peitscht, und auch das Echo sausender Tannen auf irgendeinem weiten Hügel.

Selbst bei Tage ist das Licht im Raum gedämpft, denn die niederen Giebel des schiefen Daches lassen nur wenig Sonnenstrahlen ein. Alles ist ruhig in der Farbe von der Decke bis zum Boden; auch die Gäste wählen sorgfältig Kleider von unauffälligen Farben. Reife Milde des Alters ruht über allem. Was irgend aussehen könnte, als wäre es neu angeschafft, ist verbannt. Im Kontrast dazu stehen einzig Bambusschöpfer und leinenes Mundtuch, die beide makellos weiß und frisch sind. So abgebraucht Teeraum und Gerät auch sein mögen, alles ist restlos sauber. Auch in der dunkelsten Ecke findet sich kein Körnchen Staub, denn, wenn es da wäre, so wäre der Gastgeber kein Teemeister. Eine der unerläßlichen Eigenschaften eines Teemeisters ist das Wissen ums Fegen, Reinigen und Waschen. Reinigen und Abstauben ist auch eine Kunst. Ein Stück antiker Metallarbeit darf nicht mit dem rücksichtslosen Übereifer einer holländischen Hausfrau bearbeitet werden. Wassertropfen von einer Blumenvase brauchen nicht weggewischt zu werden, denn sie mahnen die Phantasie an Tau und Kühle.

In diesen Zusammenhang gehört eine Geschichte von Rikyu, die recht gut die Reinlichkeitsbegriffe, wie sie von den Teemeistern gepflegt werden, illustriert. Rikyu sah einmal seinem Sohne Shoan zu, wie er den Gartenpfad fegte und sprengte. „Nicht rein genug“, sagte Rikyu, als Shoan mit seiner Arbeit fertig war, und hieß sie ihn von neuem beginnen. Nach einer harten Stunde Arbeit kam der Sohn wieder zu Rikyu und sagte: „Vater, es ist nichts mehr zu tun. Die Stufen sind schon zum dritten Male gewaschen, die Steinlaternen und die Bäume gut abgesprengt, Moos und Flechten leuchten in grüner Frische; ich ließ auch keinen Zweig und kein Blatt auf dem Boden.“ „Närrischer Junge,“ schalt der Teemeister, „auf diese Weise soll man keinen Garten fegen.“ Sagte es und ging hinab in den Garten, schüttelte einen Baum, daß die goldenen und roten Blätter über den Garten hinstoben, Fetzen herbstlichen

Brokats! Was Rikyu wollte, war nicht Sauberkeit allein, es war auch das Schöne und das Natürliche.

Der Ausdruck „Stätte der Phantasie" deutet auf einen Bau hin, dazu geschaffen, ein individuelles künstlerisches Bedürfnis zu befriedigen. Der Teeraum ist für den Teemeister gemacht, und nicht der Teemeister für den Teeraum. Er ist nicht auf die Nachwelt gemünzt und darum vergänglich. Der Gedanke, daß jeder ein Haus sein eigen nennen soll, gründet sich auf die alte japanische Sitte, den Shinto-Aberglauben, nach dem jedes Wohnhaus beim Tode seines Hauptinhabers geräumt werden muß. Vielleicht hat dieser Brauch irgendeine unklare hygienische Ursache. Ein anderer uralter Brauch fordert, daß jedem jungen Ehepaar ein neugebautes Haus gestellt wird. Auf diese Sitte ist auch die Tatsache zurückzuführen, daß die Kaiserstädte in den alten Zeiten so häufig hin und her wanderten. Auch der alle zwanzig Jahre erfolgte Neubau des Ise-Tempels, des höchsten Heiligtumes der Sonnengöttin, ist ein Beispiel für einen dieser alten Riten, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Ihre Beobachtung war aber auch nur möglich bei einer Bauart, wie sie durch unser System der Holzarchitektur gegeben war, wo man ebenso leicht aufbauen wie niederreißen konnte. Eine dauerhaftere Bauart mit Ziegel und Steinen hätte derartige Wanderungen unmöglich gemacht, wie es auch geschah, als die stabileren und massiveren Holzkonstruktionen Chinas nach der Nara-Periode bei uns heimisch wurden.

Mit der wachsenden Vorherrschaft des Zen-Individualismus im fünfzehnten Jahrhundert wurde die alte Idee des Teeraums von tieferer Bedeutung durchtränkt. Der Zennismus erkannte kraft der buddhistischen Theorie von der Vergänglichkeit und ihrer Forderung nach der Herrschaft des Geistes über die Materie das Haus nur als einen zeitlichen Zufluchtsort des Körpers an. Der Körper selbst war nur eine Hütte in der Wildnis,

wie man sie sich schafft durch das Bündeln von Halmen, die ringsum wachsen, ein gebrechlicher Unterschlupf, der wieder ins Nichts aufging, wenn man die Bündel löste. Beim Teeraum ist das Flüchtige angedeutet in dem Strohdach, das Zerbrechliche in den schlanken Säulen, die Leichtigkeit in den Bambusträgern, die scheinbare Unsorgsamkeit in der Verwendung alltäglichen Materials. Das Ewige ist einzig und allein in dem Geist zu finden, der sich in dieser Einfachheit um ihn her verkörpert und sie verschönt durch das Leuchten, das unfaßbar von ihm ausströmt.

Die Forderung, daß der Teeraum da sein soll, um dem Geschmack des Einzelnen nachzugehen, verstärkt das Prinzip der Lebendigkeit in der Kunst. Kunst, die restlos gewürdigt werden will, muß dem Leben der Zeit treu sein. Nicht weil wir die Rechte der Vergangenheit übersehen wollen, sondern weil wir mehr darauf bedacht sein sollen, das Gegenwärtige zu genießen. Nicht weil wir die Schöpfungen vor uns mißachten wollen, sondern weil es gilt, sie unserer Innerlichkeit anzugleichen. Sklavische Anpassung an Überlieferungen und Formeln legt die individuelle Ausdrucksmöglichkeit in der Architektur in Fesseln. Muß man nicht weinen über die sinnlosen Nachahmungen europäischer Bauten, die man im modernen Japan sieht? Es ist erstaunlich, daß die Architektur gerade der fortgeschrittensten Völker des Westens so jeder Originalität bar und so überlastet ist mit Wiederholung toter Stile. Es ist möglich, daß wir gerade jetzt eine Zeit der Demokratisierung in der Kunst durchmachen und dabei eines königlichen Meisters harren, der eine neue Kunstdynastie aufrichten soll. Ich wollte, wir liebten die Alten mehr und kopierten sie weniger. Man hat von den Griechen gesagt, sie wären darum so groß gewesen, weil sie nie aus der Antike geschöpft hätten.

Der Ausdruck „Stätte des Leerseins“ schließt den Begriff eines dauernd notwendigen Wechsels des Dekorativen ein,

zumal er ja die taoistische Theorie vom Umfassen des Alls enthält. Der Teeraum ist völlig leer, mit Ausnahme dessen, was vorübergehend dort zur Befriedigung einer ästhetischen Stimmung Platz findet. Irgendein Kunstgegenstand wird für irgendeine Gelegenheit hineingebracht, und alles andere wird so gewählt und gestellt, daß es die Schönheit dieses Leitmotivs verstärkt. Man kann nicht verschiedenen Musikstücken zu gleicher Zeit zuhören, und so ist auch das wahre Erfassen des Schönen nur möglich in der Konzentration auf irgendein Hauptmotiv. Daraus erhellt, daß das dekorative Prinzip in unserm Teeraum dem völlig entgegengesetzt ist, das in Europa herrscht, wo das Innere eines Hauses oft in ein Museum verwandelt wird. Für einen Japaner, der an die Einfachheit der Ausschmückung und an den häufigen Wechsel des Dekorativen gewöhnt ist, macht das europäische Interieur mit seiner üppigen Sammlung von Bildern, Statuen und Kleinkunst den Eindruck der rein vulgären Ausstellung von Reichtümern. Schon der dauernde Anblick eines einzigen Meisterwerkes setzt einen großen Reichtum an Kunstverständnis voraus. Aber ohne Grenzen müßte in der Tat die Fähigkeit künstlerischen Nachfühlens bei denen sein, die Tag für Tag inmitten eines derartigen Zusammenflusses von Farben und Formen leben wollen, wie wir sie in einzelnen Häusern in Europa und Amerika so oft wahrnehmen.

„Stätte mangelnder Symmetrie" wiederum ist der Ausdruck für eine andere Phase unserer dekorativen Kunst. Das Fehlen der Symmetrie bei unseren Kunstwerken ist häufig von westlichen Kritikern erörtert worden. Sie ist ebenfalls ein Ergebnis der Auswirkung taoistischer Ideen auf dem Wege über den Zennismus. Der Konfuzianismus mit seiner tiefwurzelnden Idee des Dualismus und der Buddhismus des Nordens mit seinem Kult einer Dreieinigkeit standen in keinem Punkte im Gegensatz zu einer symmetrischen Ausdrucksform. Tatsäch-

lich erkennen wir auch beim Studium altchinesischer Bronzen oder der religiösen Kunstwerke der T'ang-Dynastie und der Nara-Periode ein unablässiges Streben nach Symmetrie. Auch die Ausschmückung unserer klassischen Interieurs war in ihrer ganzen Anordnung ausgesprochen regelmäßig. Die taoistische und zennistische Auffassung indessen von der Vollkommenheit war anders. Der dynamische Charakter ihrer Philosophie legte das Hauptgewicht auf den Prozeß, durch den die Vollkommenheit erreicht werden sollte, und nicht auf die Vollkommenheit selbst. Das wahrhaft Schöne ließ sich nur von dem entdecken, der denkend das Unvollendete vollendete. Die Kraft des Lebens und der Kunst lag in ihren Möglichkeiten, zu wachsen. Im Teeraum ist es jedem Gast gegeben, in seiner Phantasie die gesamte Wirkung in ihrer Beziehung zu seinem Ich zu vollenden. Nachdem der Zennismus die herrschende Gedankenrichtung geworden war, vermied die Kunst des äußersten Ostens bewußt die Symmetrie, weil sie Wiederholung bringt und nicht nur Vollendung. Uniformität im Entwurf galt als verhängnisvoll für die Frische der Phantasie. So wurden denn Landschaften, Vögel und Blumen beliebte Vorwürfe der Malerei statt des Menschen, der ja in der Person des Beschauers stets gegenwärtig ist. Wir treten sowieso allzuoft ins Sichtbare, und bei aller unserer Eitelkeit wird sogar die Selbstbetrachtung allmählich langweilig.

Sich wiederholen zu können ist die ewige Furcht, die aus dem Teeraum spricht. Die verschiedenen Ausschmückungsgegenstände werden so gewählt, daß sich ja nicht eine Farbe oder ein Muster wiederholt. Wenn eine lebende Blume da ist, ist das Blumenbild verpönt. Wird ein runder Kessel gebraucht, muß der Wasserkrug eckig sein. Hat die Tasse eine schwarze Glasur, so darf sie nicht zusammengebracht werden mit einer Teebüchse von schwarzem Lack. Stellt man eine Vase auf das Weihrauchbecken des Tokonomas, so muß Sorge getragen

werden, daß man sie nicht gerade in die Mitte stellt, auf daß sie nicht den Raum in zwei gleiche Teile teile. Die Säule vom Tokonoma soll von anderer Holzart sein als die übrigen Pfeiler, damit kein Gefühl von Monotonie in dem Raum aufkommt.

Auch hier wieder scheidet sich die japanische Art der Innendekoration von der des Okzidents, wo wir alle Dinge symmetrisch angeordnet finden auf Kaminsimsen und anderwärts. In den Häusern des Westens stehen wir oft dem gegenüber, was uns als nutzlose Wiederholung erscheint. Es fällt uns schwer, uns mit einem Manne zu unterhalten, dessen lebensgroßes Bild uns über seinem Rücken von der Wand her anstarrt. Wir fragen uns, wer nun wirklich da ist, der auf dem Bild oder der, welcher spricht, und wir haben das seltsame Gefühl, daß einer von beiden gefälscht sein muß. Wie oft mußten wir uns an die festliche Tafel setzen und mit innerem Entsetzen für unsere Verdauung die Darstellung einer Speisenfülle an den Eßzimmerwänden betrachten. Wozu diese gemalten Opfer von Jagd und Sport, diese kunstvollen Darstellungen von Fischen und Früchten? Wozu diese Ausstellung von Familiensilber, die uns an die erinnert, die damit gegessen haben und nun tot sind?

Die Einfachheit und das Freisein vom Alltag macht den Teeraum wahrhaft zu einer Freistatt vor den Ärgernissen der Außenwelt. Dort und dort allein kann man sich ungestört der Anbetung des Schönen weihen. Im 16. Jahrhundert gewährte der Teeraum den rauhen Kriegsleuten und Staatsmännern, die für die Einheit und den Aufbau Japans tätig waren, eine willkommene Erholung von ihrer Arbeit. Im 17. Jahrhundert, als der strenge Formalismus der Tokugawa-Herrschaft entwickelt war, bot er die einzige Möglichkeit für einen freien Verkehr künstlerischer Geister. Denn vor einem großen Kunstwerk gab es keinen Unterschied mehr zwischen Daimyo, Samurai und

gemeinem Mann. Heutzutage macht der Industrialismus in der ganzen Welt wirkliche Kultur schwerer und schwerer. Brauchen wir darum den Teeraum nicht mehr denn je?

Aus dem „Buch vom Tee". (Insel-Bücherei Nr. 274).

* * *

LUDWIG AURBACHER

ZWEI ABENTEUER VON DEN SIEBEN SCHWABEN

(Mit einer Zeichnung von Ferdinand Fellner)

Wie die sieben Schwaben auf einen Bären stoßen, und was sie dazu sagen

ALS einstmals die sieben Schwaben, gegen vier bis fünf Stunden außer Augsburg, durch einen Hohlweg ziehen, siehe, da liegt ein großmächtiger Bär am Weg, und der Allgäuer bemerkt ihn nicht eher, bis er fast mit der Nase auf ihn fällt. Der schreit was er kann: „Ein Bär! ein Bär!" und stößt den Spieß aus Leibeskräften gegen das Tier. Doch das rührt sich nicht mehr, denn es war maustot. Darob erfreut, schaut der Allgäuer um und sieht die Gesellen alle auf dem Boden liegen, und vermeinend, sie seien auch tot, und er habe sie hinterrücks mit dem Spieß erstochen, fing er laut an zu lamentieren. Die aber waren, man weiß nicht ob aus Schrecken oder weil sie den Spieß zu fest gehalten, zu Boden gefallen; und als sie hörten, daß der Bär tot sei, standen sie frisch und gesund wieder auf und stellten sich um den Bären herum, und der eine rupfte ihn beim Pelz, und der andere steckte gar seine Hand in den Rachen, und kein einziger fürchtete sich mehr vor ihm. Und als sie den Bären näher untersuchten und kein Loch an ihm fanden als das, was er schon bei Lebzeiten gehabt, so merkten sie wohl, daß er nicht erstochen sei, sondern verreckt; und der Spiegelschwab warf die Frage auf: woran er wohl

gestorben sein mag. Der Knöpfleschwab sagte: „Woran denn sonst als am Hunger.“ „Nein,“ sagte der Gelbfüßler, „aus Kälte.“ Und so hatte denn jeder seine aparte Meinung, wie die Schildbürger ob des toten Wolfes. Erraten aber hats wohl nur



der Spiegelschwab, der pfiffigste unter ihnen, welcher sagte: „Er sei, wo nicht an Wehtagen, doch am Tod gestorben.“ Hierauf beratschlagten sie, was sie mit dem Luder anfangen wollten, und nach langem Hin- und Herreden beschlossen sie, ihm die Haut abzuziehen; die sollte einst demjenigen zuteil werden, der sich beim Abenteuer am männlichsten halten

werde. Das Aas wollten sie liegen lassen. „So mögen ihn die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen," sagte einer, ich weiß nicht mehr was für einer.

* * *

Was für eine Gefahr dem Spiegelschwaben gedroht, und wie er sich daraus gerettet

„DURCH Memmingen gehen wir nicht, obwohl drin gute digene Würste zu haben sind," sagte der Spiegelschwab. Und als man ihn fragte: warum? so sagte er: „Darum; und er müsse sich doch wohl am besten auswissen." „Sei's," sagte der Nestelschwab, „wir können ja um die Mauern herum und dann zum andern Tor hinaus." Die sieben Schwaben gingen also um die Mauern herum durch die Hopfengärten. Aber, da hat sichs denn wiederum augenfällig gezeigt, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen könne. Denn ehe sichs der Spiegelschwab versehen, sprang aus einem Hopfengarten ein Weib auf ihn zu, eine rechte Runkunkel, und schrie in einem Ton, der durch Mark und Bein ging: „Bist du endlich wiederum da, du Schlingel? Wo bist du so lange Zeit herumkalfaktert, du Galgenstrick?" Der Spiegelschwab erkannte in ihr sogleich seine liebe Ehehälfte, und er rief: „Helft mir, alle Heiligen! der Teufel ist los!" und huschte in den andern Hopfengarten hinein. Das Weib ihm nach. In der Herzensangst fiel ihm eine List ein. Er hatte nichts zu tragen, weil er nichts hatte, als das Bärenfell; das tat ihm nun guten Dienst. Er warfs in Eile über den Kopf, schloff in die Bratzen und kreiste nun auf allen Vieren wie ein leibhafter Bär. Wie nun das Weib näher kam, richtete er sich auf und trappelte brummend auf sie zu. Die sah nicht sobald den Bären, als sie laut aufschrie und über Hals und Kopf davonrannte. Der Bär aber holte sie ein und drückte und herzte sie, daß ihr fast die Sinnen vergingen.

Dann ließ er sie los und ging den Gesellen nach. Seit der Zeit, als dieser Schwank kund geworden unter den Memminger Frauen, werden die bösen Männer von ihnen Brummbären genannt.

Aus Insel-Bücherei Nr. 277.

* * *

FELIX TIMMERMANS

WEIHNACHTEN

(Mit zwei Zeichnungen des Verfassers)



LS all und jedes schlief und die ganze Welt in der nächtlichen Stille lag, als die Sterne allein wirkten, hoch und hell über der beschneiten Erde, saßen arme Hirten bei einem knisternden Feuer auf einem Hügel und weideten ihre Herde.

Die vielen Schafe lagen ruhig und warm zusammengerollt unter dem eingedrückten Strohdach, das nach allen Seiten offen war und durch alle Windlöcher die Helle der Nacht hereinließ.

Ein paar Kühe lagen mit dummen Augen da und guckten nach nichts, etwas weiter brüllte ein weißer Ochse, und eine graue Ziege tat, als ob sie schliefe.

Von den Hirten, die die Wache hatten, während die anderen zwischen den fettigen, wollenen Schafleibern die Ruhe genossen, saßen vier neben dem Feuer bei einem Krug Bier und spielten Sechsundsechzig; jeder, der gewann, durfte einen Schluck von dem leckeren Oudenaarder Bier trinken.

An einen Pfosten des Schutzdaches gelehnt, stand der alte aufrechte Bienus, bis über die Ohren in seinen dreifachen Mantel von Ziegenfellen gewickelt, und strickte, emsig wie eine Frau, mit Holznadeln an einem Wollstrumpf. Auf dem Heuboden, in der Dunkelheit, saß einer und träumte auf seiner

Geige. Sonst war es heimlich und still unter diesen einfachen Menschen, die nach Mist und Erde rochen, die tagaus, tagein mit ihren Tieren lebten und mit Leib und Seele verwachsen waren der friedlichen Stille der Felder und der Unendlichkeit des Himmels.

Das Feuer, das neben ihnen lustig knisterte und von einem spindeldürren Jungen (einem Kinde, das sie auf ihren Wanderungen hinter einem Holzhaufen gefunden hatten) unterhalten wurde, legte eine warme, freundliche Helle über ihre haarigen, ungeschorenen Bauerngesichter, warf aber gespenstische Schatten auf den Schnee, wenn ihr Arm in die Höhe ging, um einen Trumpf ins Spiel zu schlagen. Die zwei schwarzen Schäferhunde genossen das Feuer mit und knurrten vor Behagen.

„Seht das Wetterleuchten!" rief der kleine stumpfnäsige Bucklige und wies mit einem zu langen Arm in die Richtung von Bethlehem.

Bienus sagte ohne aufzusehn mit Prophetenworten: „Es kann nicht wetterleuchten, der Himmel steht voller Sterne." — „Ich hab es doch, mein' ich, gesehn," wagte der Bucklige zögernd Bienus zu entgegnen, der den Lauf der Sterne kannte, und fuhr geduldig fort, den Himmel abzusuchen, um noch einmal den wunderbaren Lichtschein zu entdecken. Die anderen wendeten ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Spiel, und flüsternd ging es von neuem, gleichsam scheu vor der großen Stille der Nacht: „Schippenwenzel, ich passe, Herzaß." Eintönig und doch voll zarten Gefühls stieg der weiche Klang der Geige weiter hinauf in die Dunkelheit, bis auf einmal der schwarzäugige Junge rief: „Mutter, Mutter, der Himmel fällt ein!"

Sie sahen alle miteinander empor; der ganze Himmel kam in Bewegung, Millionen Sterne fielen aus der Luft und erleuchteten die Erde, als sei heller Tag, aber wie auf Verab-

redung hörte es plötzlich auf; der Große Bär, die Milchstraße, der Riese, sie waren wohl noch auf ihrem Platz, aber in all seiner erhabenen Glorie stand da drüben ein ungeheuer großer Komet.

„Der Stern mit dem Schweif! Der Stern mit dem Schweif!“ wurde erstaunt gerufen. Ein Schauder fuhr durch diese schlichten Menschen hindurch, der Schreck fiel ihnen aufs Herz, die Karten entglitten ihren Händen, und die, welche schliefen, fuhren aus dem Schlaf auf, erhoben den Kopf über den Rücken der Schafe und liefen von Furcht erfüllt zu den andern.

Nur der da oben süß auf seiner Geige träumend saß, blieb dabei und lebte mit seiner Seele. Aber die andern standen mit zitternden Knieen da und betrachteten das Himmelswunder, das seine Herrlichkeit über dem fernen dunklen Betlehem in den Himmel reckte.

Dies war das zweitemal in kurzer Zeit, daß der Stern sich so den Menschen zeigte: der Kopf von kreisendem, strahlendem, regenbogigem Feuer und der Schweif stolz aufgerichtet, voll wimmelnder Funken und breit zerfließend mit zarten Pfauenaugen, in der höchsten Höhe der Luft. Zum zweiten Male stand er da wie ein strahlender Verkündiger von Unglück und Tod, und all diese Menschen, einfältig von Gedanken, sahen einer in des andern Augen die Furcht. Bange, voller Demut, scharten sie sich um Bienus, der ihr Führer und ihr Berater war. Seine Stimme war ein Gebot; er war gelehrt, denn er konnte Bücher lesen und war erfahren in allen Geheimnissen der Schafe und der Bienen, er konnte Giftkräuter beschwören, kannte den Lauf der Sterne und wußte aus Wasser-, Sonne- und Mondstand das Wetter für den folgenden Tag, bisweilen auch für eine ganze Jahreszeit, zu prophezeien. Man sagte sogar, daß er den Wind zur Umkehr zwingen konnte, und viele Zauberer aus der Gegend, die mit dem

„Schwarzen Raben" arbeiteten, waren neidisch auf ihn, weil er mehr konnte als sie und Kraft schöpfte aus den Worten Gottes und der Engel.

Voll hoher Ehrfurcht sahen die Hirten stets zu ihm auf, und nun in diesem Augenblick, als von neuem der Stern mit dem Schweif ihr Herz mit Schreck erfüllte, erwarteten sie, vertrauend auf sein Wissen und seine Weisheit, Erklärung und Trost.

Ruhig, mit geschlossenen Lippen, stand er aufgerichtet da und betrachtete unverwandt mit seinen grauen, rotumränderten Augen die nächtliche Erscheinung. Man sah, daß er gewohnt war, über Flächen und Fernen zu schauen, seine Augen blickten gesenkt und gerade nach vorn wie die der Kamele. Es herrschte eine fragende Stille zu ihm hin, und mit seiner dürren, gelben Hand über den spärlichen Stoppelbart streichend, sagte er bedächtig: „Der Stern erscheint zum zweitenmal; er kommt, uns etwas zu sagen; alle Sterne mit einem Schweif kommen, etwas zu sagen. Ich glaube, daß wir es heute noch erfahren werden."

Zuerst war es nach diesen bestimmten Worten still, doch dann fragte der Bucklige, der auch Schafe kurieren konnte, sonst aber keine Geheimnisse wußte: „Wird es Krieg geben?"

„Oder kommt die Pest?" fragte eine zitternde, schmale Gestalt mit blassen, blauen Kinderaugen.

„Oder Hungersnot?" lispelte ein kleiner Dicksack, der noch Schlaf in den Augen hatte und Wolle im Haar.

„Geht die Welt vielleicht unter?" meinte zähneklappernd das Findelkind.

Die Älteren schwiegen und ließen Bienus das Wort, der nach langem Nachdenken entschied: „Er steht zum zweitenmal im Osten, er steht zum zweitenmal über Bethlehem. Es ist derselbe Stern ..."

„Und?" fragte der blasse Jüngling.

„Ich glaube, daß in Bethlehem große Dinge geschehen werden.“

„Schreckliche Dinge!“ stammelte der Bucklige.

„Aber laß doch Bienus erst mal weiter nachdenken!“ brüllte ein Riese von einem Kerl dem Männlein zu.

Und während Bienus mit all seinem Scharfsinn zu ergründen suchte, warum der Stern dort stand, redeten die andern aufgeregt weiter.

„Ich setze niemals wieder einen Fuß in dieses Teufelsnest,“ sagte der kleine Dicksack.

„Wir täten am besten, nach Westen zu ziehn, zu den Dünen und zum Meer,“ schlug ein Schwarzbärtiger vor.

„Da gibt's kein Futter für die Schafe,“ behauptete der Bucklige.

„Ich bleibe hier nicht,“ sagte der Blasse.

„Nein, ich auch nicht, ich auch nicht,“ riefen andere.

„Soll ich euch mal was sagen?“ meinte ein kleines gelbbärtiges Männlein, so alt wie ein Steinbock. „Bethlehem ist eine schlechte Stadt, eine Stadt, reif für die Sündflut; es sitzt voll von schlechten Weibern, Säufern, Gaunern und Banditen. Es steht kaum noch ein Stein auf dem andern, und von Jahr zu Jahr wachsen da weniger Blätter auf den Bäumen; Hexen und ...“

„Seht, der Stern wird heller!“ riefen Stimmen.

„Er gibt so viel Licht wie der Mond!“ nickte ein plattnäsiger Tropf, der bis dahin noch nichts gesagt hatte.

„Seht mal hinter mir den Schatten!“ rief der Bucklige.

„Und,“ fuhr das gelbbärtige Männlein fort, „daß Bethlehem eine verfluchte Stadt ist, das steht in alten Büchern geschrieben. Wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen.“

„Hört nur, was da heute erst passiert ist,“ sagte der Riese voll Entrüstung: „Der Ludwig aus Gent, der mit seinem Plan-

wagen hier vorbeifuhr, hat mit eigenen Augen gesehn, wie man einer Frau, die jeden Augenblick ein Kind kriegen konnte, die Türe wies. Niemand hat sie aufnehmen wollen, und da war ein alter Mann dabei mit einem Esel. Ist das nicht eine Schande? Ist das nicht viehisch? Ludwig hat nachher noch aus Mitleid darnach gesucht, hat sie aber im Menschengewühl nicht mehr gefunden."

„Wo mögen die armen Menschen nun sein?" fragte eine weiche Stimme.

„Ja, wo mögen sie sein?" dachten einige laut.

„Weiß der Himmel, ob sie nicht im Schnee herumirren!" sagte der blasse Jüngling.

„Ach, wenn sie doch hier nur vorbeikämen, wie würde das Kindlein es hier warm haben, inmitten unserer Schafe," wünschte sich der Knabe.

Und während sie dachten und sprachen von jenen Menschen, die durch Schnee und Dunkelheit nach Hilfe suchten, sah Bienus immerfort ohne zu blinzeln nach dem lebenden Licht der Sterne, und der Klang der Geige, süß wie eine Frauenstimme, entschwebte immer noch in die Nacht.

„Es kräht ein Hahn!" rief einer.

„Hört, überall krähen Hähne!" riefen andere.

„Kinder! Kinder! Was wird nicht alles passieren!" rief der Bucklige und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, „seht mal die Schafe an, sie sind alle zusammen aufgestanden und gucken mit ihren Köpfen nach Osten!"

„Laßt uns weggehen," flehte der Junge, weiß wie der Tod, „ich bin so bange!"

Und darauf entstand eine weite Stille, in der die Geige klagte und der Stern heller aufleuchtete.

Würgender legte der Schreck sich um die Herzen der frommen Hirten, die schon lange fortgelaufen wären, tief ins Land

hinein, hätte Bienus, der Sternendeuter, da nicht so ruhig und sicher gestanden.

„Ich höre Musik," flüsterte der Dicksack.

„Das ist der Blinde," sagte der von Natur streitlustige Bucklige.

„Nein, der Blinde ist es nicht," widersprach der Dicke, „der Blinde ist es auch, aber da ist noch jemand anderes, der spielt, hoch in der Luft."

Alle lauschten nun nach einer feinen Musik, die wie ein Tau über die Hügel träufelte; es waren kurze und lange Klänge, hier, dann dort, dann drüben, wie langsame Regentropfen, die jeder einen süßen Ton gaben, wenn sie die Bäume auf der Erde berührten.

„Laßt den Blinden schweigen," sagte der Riese.

„Weiß er noch nicht, daß der Stern da ist?" fragte der blauäugige Junge.

„Wie kann er das wissen," spottete der Bucklige, „er kann ja nicht sehen! Hört, er schweigt! ... Da kommt er von der Leiter!" Große Füße suchten die Sprossen, und da kam ein linkischer, großer Mensch mit dicken Lippen und geschlossenen Lidern; er trug eine Geige unter dem Arm.

„Wer spielt da so schön?" fragte er.

„Der Stern mit dem Schweif ist wieder da," sagte der Bucklige.

„Wo?" fragte der Blinde.

„Da drüben!" sagte der Bucklige, und in all seiner Angst wies er auf den herrlichen Stern.

„Wie kannst du nur dem Blinden etwas zeigen!" brummte der schwarze Riese. „Er steht über Bethlehem, Jodocus, und leuchtet uns wie der Mondschein."

„Macht er diese schöne Musik?" fragte der Blinde verwundert.

Und wieder entstand eine furchtbare Stille, wie vor einem

großen Unwetter; kein Schaf rührte sich, nicht einmal das Reisig knackte. Vor Schreck wurden ihre Gesichter fahl; ein jeder fühlte, daß etwas Gewaltiges im Anzug war, und aller Augen waren auf Bienus gerichtet, als wollten sie Hilfe und Beistand von ihm erflehen.

Und mit bebender Stimme, was noch niemals vorgekommen war, sprach er: „Freunde, etwas Großes bereitet sich vor, ich weiß nicht, was es ist, es kann das Ende der Welt bedeuten; aber laßt uns nicht bange sein, wir haben einen festen Glauben, und alles, was über uns kommen kann, geschieht um eines Besseren willen. Aber laßt uns nun knieen und beten, denn meine Worte vermögen nichts und haben ihre Kraft verloren."

Alle knieten nieder in den Schnee, aber vor Schreck konnte kein einziger beten, und zu nichts geworden, sich zusammenkrümmend, sich klein machend, erwarteten sie das Gewaltigste. Bienus indessen hatte doch noch den Mut, im Schein der verlöschenden Flammen aus einem fettigen Büchlein vorzulesen.

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken, wenngleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen.

Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, die die heiligen Wohnungen des Höchsten sind...

Die Heiden müssen verzagen und die Königreiche fallen; das Erdreich muß vergehen, wenn er sich hören läßt.

Der Herr Zebaoth ist mit uns; der Gott Jakobs ist unser Schutz.

Kommt her und beschauet die Werke des Herrn, der auf Erden solch Zerstören anrichtet, der den Kriegen steuert in aller Welt...

Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin..."

Aus aller Munde ein Schrei, und plötzlich hoch vor ihnen ein strahlender Engel, von kreisenden Lichtkränzen in tausend Farben umflossen!

Der blasse Jüngling fiel hintenüber, das Buch entglitt Bienus' Hand, der kleine Dicksack schlug die Hände vor die Augen und der Bucklige seinen Hut; einige liefen weg unter das Schutzdach, aber der Blinde lächelte; eine Kuh steckte ihren Kopf ins Stroh, eine andere begann vor Schreck ihr Wasser zu lassen, die Schäferhunde zitterten, den Schwanz zwischen den Beinen, die Ziege riß an ihrem Seil, um loszukommen, während die Schafe holterdipolter übereinander liefen.

Doch ein Lämmlein lief vom Muttereuter weg und fing an, fröhlich zu blöken an des Engels bloßen Füßen, dessen Nägel wie feingenarbte Meeresmuscheln waren.

All diese bebenden Männer waren umhängt von dem perlmutternen Licht, das von dem Engel kam, aus seinen wassergrünen Mantelfalten, aus seinen goldenen Haaren, dem himmelblauen Kleid und seinen zitternden Flammenflügeln.

Aber als der Engel gesagt hatte mit einer so tiefen, süßtönenden Stimme, daß sie mehr in ihren Herzen sang, als aus des Engels Munde: „Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird," sahen sie voll Demut zu ihm auf; es kam Ruhe unter die Tiere, und die einfältigen Menschen hörten bebend und mit klopfenden Herzen die gewaltige Kunde: daß heute der Heiland geboren war in Gestalt eines kleinen, unmündigen Kindleins, das sie drüben tief im Feld, bei Bethlehem, in Windeln gewickelt finden würden.

Und derweil sie den überherrlichen Engel in ihrer Bauernbewunderung anschauten und glückselig wurden bei dem Blick seiner funkelnden Augen, dem Duft seines Leibes und

der sanften Gebärde seiner zierlichen Hände, tat sich der ganze Himmel auf und wurde der Raum eine Rose von strahlendem Engelgewimmel, und mächtig wie der Sturm, aber betäubend wie die Nachtigall in ihrer Liebeszeit, sang es bis weit hinein in die schwindelnde Tiefe von Engellicht: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind!"

Säulen von Licht wandelten über die Welt, die Sterne machten große Kreise, es regnete Blumen und Vogelgesang, die Luft roch nach Mai und Paradiesen.

Und als die Erscheinung verschwunden war, standen wieder in ihrer heiligen Unbewegtheit die Sterne am Himmel, lag Schnee und Kälte über der Erde und thronte der Komet wie eine Säule huldigend über Bethlehem.

Die Hirten, von Rührung und Staunen ergriffen, sahen Bienus die Worte vom Munde ab.

Sein stoppelhaariges Kinn bebte, die Freude saß zitternd in seinen Händen, und überfließend von Glück jauchzte er: „Männer! Männer! Welche Gnade kommt über uns! Laßt uns gleich nach Bethlehem gehn, das Kindlein zu suchen... daß mir jeder etwas mitnimmt für das Kind... es kann nicht genug sein... Das ist die Frau, der man die Türe gewiesen hat. O Freunde, was bedeutet es doch, daß der ganze Himmel für uns aufgeschlossen wird und Engel armen Hirten die erhabene Botschaft singen! Meine grauen Haare zittern vor Freude auf meinem Kopf! Macht Musik, nehmt eure Dudelsäcke, Klarinette und Geige, denn nun beginnt ein Fest über dem ganzen Erdreich. Seht, der Stern mit dem Schweif läßt seine Festfeder flattern in die Luft!"

Ein jeder kramte schon in seinem Eßbeutel oder in seinem Doppelsack, um etwas zu suchen, und der eine rief dem andern zu:

„Ich gebe zwei Schafpelze!"

„Ich einen Korb mit schönen Kartoffeln."

„Ich den Ochsen!" rief Bienus, „zum Aufessen!"

„Ich eine geweihte Kerze, um das Unglück abzuhalten, und dazu noch zwei Pfund Pfefferkuchen!"

„Ich ein Lämmlein, um damit zu spielen," rief das Findelkind.

„Ich Öl und Brot," rief der gelbbärtige Alte — und so fort.

„Wollen wir die andern Hirten von den Hügeln nicht rufen?" fragte der Bucklige, der unter seinem Arm einen geräucherten Schinken trug.

„Ja," sagte Bienus.

Und nun begann der schwarze Riese auf einem Kuhhorn zu blasen, und durch die Stille der Nacht wandelte der Schall über die Berge und gab ein mattes Echo zurück. Von den jenseitigen Hügeln antwortete man mit demselben Hörnertuten, und alle Hügel sprachen...

Und nur von dem sanften Licht des herrlichen Kometen beschienen, zogen sie den Hügel hinab, beim Brummen des Dudelsacks und dem feinen Klang von Fiedel und Klarinette, fröhlich und ausgelassen, wie eine Kinderschar...

Aus den einsamen Hütten, an denen sie vorbeigingen, kamen Köpfe mit Schlafmützen hervor und riefen den Hirten zu: „Was ist los, daß ihr so lustig seid?"

Diese riefen verworren zurück: „Der Heiland ist geboren, der Engel hat es uns gesagt, darum scheint der Stern mit dem Schweif," und singend und spielend eilten sie weiter.

„Wir gehn mit, wir gehn mit!"

Und in jeder Hütte, wo Frömmigkeit wohnte, warf die Frau ihren Rock um, der Mann fuhr mit den Beinen in die Hose, und die Kinder krochen aus ihrem Strohsack und baten, das schöne Kindlein auch sehn zu dürfen. Aber das Kindlein war arm, die Hirten hatten ihre Gaben, und sie nahmen auch

mehr, als sie missen konnten: Eier, Butter, Schmalz, Tücher und anderes.

Und siehe! durch den stillen Schnee gingen Trüpplein von Menschen, Frauen in Kapuzenmänteln, Männer und Kinder, alle in derselben Richtung, nach dem Stern mit dem Schweif, der hoch und herrlich erstrahlte in der unendlichen Tiefe der Sternennacht.

Aus: „Das Jesuskind in Flandern". Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg.

HERDER

DER EISTANZ

Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkristallen dahin und daher;
Der Stahl ist uns Fittich, der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind heilig und schweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe das Leben dahin.

Wer wölbte dich oben, du goldenes Haus,
Und legte den Boden mit Demant uns aus,
Und gab uns den flüchtigen Funken im Stahl,
Zu tanzen, zu schweben im himmlischen Saal?
So schweben wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Im himmlischen Saale das Leben dahin.

Da stand sie, die Sonne, in Düfte gehüllt,
Da rauchen die Berge, da schwebet ihr Bild,
Da ging sie danieder, und siehe, der Mond,
Wie silbern er über und unter uns wohnt!
So wallen wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Durch Mond und durch Sonne das Leben dahin.

Seht auf nun, da brennen im himmlischen Meer
Die Funken und brennen im Frost um uns her.
Der oben den Himmel mit Sonnen besteckt,
Hat's unten mit Blumen des Frostes gedeckt.
  Wir gleiten, o Brüder, mit fröhlichem Sinn
  Auf Sternengefilden das Leben dahin.

Er macht' uns geräumig den luftigen Saal
Und gab uns in Nöten die Füße von Stahl
Und gab uns im Froste das wärmende Herz,
Zu stehn auf den Fluten, zu schweben im Scherz.
  Wir streben, o Brüder, mit ehernem Sinn
  Auf Fluten und Abgrund das Leben dahin.

* * *

VON MENSCHEN UND BÜCHERN

Wir glauben, daß jene im Unrecht sind, die behaupten, die wirtschaftliche Not werde dem Menschen noch die Freude am Buche entwinden, weil sie dabei außer acht lassen, daß das Buch ein unabtrennbarer Bestandteil unseres geistigen Lebens geworden ist. Gewiß behält Lichtenberg recht, wenn er meint, ein Louisdor in der Tasche sei besser als zehn auf dem Bücherbrett, aber auch der Hunger nach den Gütern des Geistes kann unerträglich werden, wenn er keine Sättigung erfährt. Das Lesen, das Lichtwark einmal ein Laster genannt hat, ist es nur dann, wenn es uns den Aufgaben unseres Lebens entfremdet oder gar entzieht; selten umfaßt das eigene Erleben eines Menschen so große geistige Komplexe, daß er nicht zur Bereicherung von Wissen und Erfahrung der Bücher bedürfte. Unmerkbar saugt das Buch den Lesenden an, bis es ihn ganz ergriffen hat und er im dunklen Fluß des Ineinanderströmens beider Seelen spürt, wie ein fremder Wille aus der Ferne unsichtbar sein Schicksal lenkt. Einem Verlag von der Anlage des Insel-Verlags, der seine Aufgabe darin sieht, ein Abbild der Welt in ihrer Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit zu sein, sind weite Grenzen gesteckt; er gleicht der umfänglichen Seele im Sinne Nietzsches, in der keines das andere ausschließt: so finden wir neben dem hohen, das Bestehende schützenden Ethos Fichtes das an den Grundfesten der Gesellschaft

rüttelnde und nach einer Erneuerung der Menschheit verlangende Pathos Bechers; neben Schaeffers rührender, von Mitleid umstrahlter Gestalt der Elli den gnaden- und erbarmungslosen Typus Mensch in Ehrensteins „Bericht aus einem Tollhaus". Der kleine Ausschnitt dieses Heftes mit Namen wie Verhaeren, Kakuzo Okakura, Timmermans zeigt unser Bestreben, über der eigenen die fremde oder verwandte Kultur nicht zu übersehen, sofern sie nur Förderndes bieten.

Von der Tätigkeit des Insel-Verlags in dem nunmehr bald abgelaufenen Jahre haben wir in den Mitteilungen des ersten Heftes ausführlich berichtet; nachzutragen ist die Aufnahme der wundervollen Brautbriefe Wilhelms und Carolinens von Humboldt in die Sammlung Memoiren und Chroniken, in der auch die Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth soeben erschienen sind und der Band Katharina II. neuaufgelegt werden mußte.

Dann sei noch von drei neuen großen Unternehmungen des Verlags die Rede: nach jahrelanger, sorgfältiger Vorbereitung wird unter dem Titel Der Dom eine von Dr. Hans Kayser geleitete und von ihm und andern ersten Fachmännern herausgegebene Sammlung von Schriften deutscher Mystiker mit der „Theologia deutsch" und Fechners „Zend-Avesta" zu erscheinen beginnen, gleichzeitig damit im Rahmen der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker eine auf sechs Bände berechnete Ausgabe von Jakob Böhmes Sämtlichen Schriften, und schließlich werden in Kürze die ersten Bände unserer schon vor dem Kriege in Angriff genommenen Shakespeare-Ausgabe vorliegen, die die Übertragung von Schlegel-Tieck wiedergibt, aber die bisher noch nicht berücksichtigten Handschriften von A. W. Schlegels Übertragung verwertet, die nachträglich von Carolinens Hand zahlreiche Schlimmbesserungen erfahren hat. Die Dramen werden in Einzelausgaben erscheinen. Als Herausgeber haben wir hervorragende Anglisten und Shakespearekenner, wie Hermann Conrad, der inzwischen leider verstorben ist, Max Förster, Ludwig Fränkel, Marie Gothein, Rudolf Imelmann, Max Jung und Max J. Wolff, gewonnen. Von diesen drei Unternehmungen wird noch öfter in diesen Heften zu sprechen sein. — Im übrigen: Heaven prosper the manufacturers of paper under this propitious reign, which is now opened to us! (Tristram Shandy. Vol. IV ch. 13.)

* * *

RICARDA HUCH

VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Siebente Auflage. Geheftet M 5.—, in Pappband M 9.— . . . .

MICHAEL UNGER. Des Romans »Vita somnium breve« siebente Auflage. Geheftet M 6.50, in Halbleinen M 10.—.

MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 3.—5. Tausend. Geheftet M 4.—, in Halbleinen M 7.—.

WALLENSTEIN. Eine Charakterstudie. 7.—9. Tausend. Geheftet M 4.—, in Halbleinen M 7.50 . . . .

LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 11.—14. Tausend. Geheftet M 5.—, in Halbleinen M 8.50 . . . .

DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. Geheftet M 5.50, in Pappband M 9.— . . . .

LIEBESGEDICHTE. Insel-Bücherei Nr. 22 . . . .

DAS JUDENGRAB. AUS BIMBOS SEELENWANDERUNGEN. [Erzählungen.] Insel-Bücherei Nr. 193 . . . . . .

LEBENSLAUF DES HEILIGEN WONNEBALD PÜCK. [Erzählung.] Insel-Bücherei Nr. 58 . . . .

GOTTFRIED KELLER. Insel-Bücherei Nr. 113 . . . .

WALZEL-OSKAR: RICARDA HUCH. Ein Wort über Kunst des Erzählens. Geheftet M 1.20, in Pappband M 2.— . .

IM NEUDRUCK BEFINDEN SICH:

DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 10.—13. Tausend . . . .

DIE GESCHICHTEN VON GARIBALDI. Historischer Roman. Zwei Bände. Fünfte Auflage . . . .
Band I: Die Verteidigung Roms. Band II: Der Kampf um Rom.

DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 9.—12. Tausend. . . . .

DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. Zweite Auflage . . . .

*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES



ERSTER JAHRGANG · DRITTES HEFT

FEBRUAR 1920

*

LEIPZIG

IM INSEL-VERLAG

INHALT

Preis des Jahrganges zu sechs Heften M 5.—,
des einzelnen Heftes M 1.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

D A S

I N S E L S C H I F F

*

* E I N E *

Z W E I M O N A T S S C H R I F T



ERSTER JAHRGANG / DRITTES HEFT

FEBRUAR 1920

*

Licht über Lande —
das wollen wir ja.
Jens Peter Jacobsen

JEAN PAUL

WORTE IN DIE ZEIT

WIRST du, künftiges Deutschland, das jetzige, welches dich zeugt, so verkennen in seiner lichtlosen Gestalt wie Telemach seinen ärmlich gekleideten Vater Odysseus? — Pallas wird es wiederum verhüten, die Göttin nicht nur des Kriegs, auch der Wissenschaft. Sie zeigte ja einst mit dem berührenden Goldstabe dem Telemach den Odysseus; da erglänzten dessen Kleider, und der Sohn erkannte den Vater.

* * *

Gutes Deutschland, oft haben dich die Sittenlehrer und Länderkundigen das Herz Europas genannt! Du bist es auch; unermüdlicher schlagend als deine Hand, bewegst du dich wärmend fort, sogar im Schlafe und im Siechtum.

* * *

Deutschland war lange ein Wald; aber nach Wäldern ziehen sich Gewitter und Regen.

* * *

Die deutsche Seele besteht nicht, wie nach Thales die menschliche, aus Wasser, nicht, wie nach Demokritos diese, aus Feuer, sondern, wie nach Hippokrates, aus beiden. Diese Mischung von Feuer und Kälte — zu welcher ich noch die geographische von Süd- und Norddeutschland bringe — könnte uns sehr entwickeln und zu hohem Wuchse treiben.

* * *

Kein Land wird reich oder mächtig — vielmehr das Gegenteil — durch das, was es von außen hineinbekommt, sondern nur durch alles, was es aus sich selber gebiert und emportreibt. Nur der gesunde dichte Baum trägt jährlich seine Honigblüten und Honigfrüchte, aber der Baum, in welchem Bienen ihren Honig aufhäufen, ist hohl und faul, und steht bald ohne Honigkelche da.

* * *

Jeder glaubt und sagt, die Vergangenheit, d. h. die Geschichte, gebe die rechte Lehre der Zukunft; aber fehlt's denn dem Menschen an irgendeiner Vergangenheit, an eigner oder an fremder? Kommen wir nicht alle von gestern her? Jeder hatte Vergangenheit genug in sich, um eine reine Zukunft auszubilden; aber jede Zeit — welche von den dreien es auch sei — wird nur vom schöpferischen Sinn erfaßt; und es ist mithin einerlei für diesen, von Gegenwart zu lernen, oder von Vergangenheit oder von Zukunft.

* * *

Stellt doch eure Trauergesänge über deutschen Zeitgeist ein, als wären wir bloß der Kraft des ausländischen erlegen, der doch gewiß nicht besser ist. Überhaupt den Zeitgeist anlangend, so sprechen ihn nicht Schlachtensiege — diese Kinder der Stunde, diese neuern Geschöpfe, weniger der Herzens- als Berechnungskraft —, sondern nur die Art und Weise aus, wie Kampf geführt, Niederlage ertragen und Sieg genossen wird.

* * *

Jedes Umstürzen alter Verfassungen, sogar jedes Ausbessern derselben, welches ja doch ein teilweises Stürzen ist, dieses muß — es mag von einem philosophischen oder politischen Systeme die Rede sein — im Anfange immer schlechtere als gute Folgen gebären. Das eingesessene Übel und Gewürm wehrt sich und beißt noch grimmiger, wilder, kopfloser als vorher in seinem ruhigen Bau; und die neue Ansiedlung übertreibt das Neue so gut, einführend, als jene, das Alte abwehrend. Erst wenn Alte und Neue sich in Alltägliche verwandelt haben, kommt die Saat des Guten in Blüte.

* * *

Mit Revolution oder Umwälzung heilet ihr nicht gerade ein Volk; ihr stürzt und stellt es ja bloß wie einen Ertrunkenen auf den Kopf, oder ihr tragt ein erfrorenes Volk schnell in ein heißes Zimmer: die Scheinleiche stirbt daran.

* * *

Unter dem Kriegsfeuer der Staaten sind freilich die Reinigungen derselben so schwer als nötig. Aber der Schornsteinfeger säubert den Schornstein, während ihn das Feuer im Ofen räuchert und schwärzt. Kein Mensch und kein Fürst darf das Heilige und Heiligende eine Minute lang verschieben; denn es kennt selber keine Zeit.

* * *

Ich hatte das Glück, unglücklich zu sein, darf zuweilen ein Volk so gut sagen, als ein Mensch. Verunreinigte Völker gleichen Strömen, welche ihren Schlamm nur fallen lassen, wenn sie sich zwischen aufhaltenden eckigen Ufern durchkrümmen.

* * *

Die ganze Erde wurde noch in keine Seelennacht eingewickelt — denn wie hätte dann alles Umwenden ihr aus dieser helfen können? —, sondern die Himmelsonne der Bildung senkte sich, wie auf den nordischen Meeren die andere Sonne nach langem Tag, bis auf die Wellen nieder, hob sich aber aus gedrohter Nacht unerwartet auf, und ein neuer Morgen fuhr hinter der Mitternacht aufgeblüht hervor.

* * *

Vergeßt über die nähere Vergangenheit nicht die fernere Vergangenheit, so wenig als die vielgestaltige Zukunft. Wie am langen Tage in Schweden die Abendröte ohne eine abteilende Nacht in das Morgenrot verfließt; so schmilzt jetzt Fürchten und Hoffen ineinander, West-Abend und Ost-Morgen; folglich ist das Aufsteigen der Sonne nicht weit. Amen!

★ ★ ★

JOHANNES REIHER
JEAN PAUL ALS POLITIKER

JEAN Paul erlebte die Napoleonische Fremdherrschaft seitab in Bayreuth, wo er sich 1804 angesiedelt hatte. War ihm auch aus äußeren Gründen — durch die Abgeschlossenheit des Städtchens vom Welttheater, die Rücksicht auf seine Familie, die Strenge der Zensur — und innerlich durch seine weltweiten Anschauungen die schroffe patriotische Einstellung versagt, die etwa Arndt kennzeichnet — auch er hat doch unbedenklich sein dichterisches Schaffen beinahe völlig der gei-

stigen Vorbereitung des deutschen Aufstieges geopfert. Als politischer Schriftsteller trat er zuerst 1808 mit der „Friedenspredigt“ hervor, denen die „Dämmerungen für Deutschland“ (1809), die „Nachdämmerungen“ (1810) und die „Dämmerungsschmetterlinge oder Sphinxe“ (1812) folgen sollten.

Nie vorher war Jean Paul ohne politische Interessen gewesen. Satiren gegen die verderbliche Kleinstaaterei und gegen die Narrheiten im Hofleben von Duodezfürsten durchziehen sein damals fast abgeschlossenes Dichterwerk. Sehr falsch aber ist es, daraus den oft nachgesprochenen unbedachten Schluß zu ziehen, als sei er ein heimlicher Jakobiner gewesen. Wohl war er Volksfreund, aber im Sinne nicht des Parteipolitikers, sondern des Menschenfreundes. Zudem stehen diesen Übungen eines witzigen Verstandes gegenüber ein tiefes Bedürfnis nach Fürstenfreundschaft und der Typus der hohen Helden seiner Romane. Niemals wird Richter verstehen, wer die Dualität seines Wesens zugunsten eines unfruchtbaren Einheitspunktes auflösen und gar seinen rationalen dem Gefühlsmenschen überordnen will.

Jean Pauls Geschichtsauffassung ist vielmehr bestimmt durch das Menschheitsideal, wie es in seinen Dichtungen 1806 schon ausgesprochen vorlag. Der vollendete Mensch ist derjenige, der, im Zusammenhang mit der Natur bleibend, sich seines ihm eingeborenen Ideals bewußt geworden ist, ausreifend am tausendjährigen Kulturgut der Menschheit. Die höchste Ausformung solcher „Preismenschen“ ist das Genie. Dieses bestimmt auch das Werden und Vergehen der Völker, indem es ihnen Ideen vermittelt und sie in seine Bahn zwingt, bis sie, spät vielleicht, das Recht ihrer Heroen anerkennen und sich selbst an diesem Vermächtnis verehrend weiterbilden.

Zwei Pole hat diese kulturgeschichtliche Auffassung. Der S t a a t, und selbst die Nation, hat für Richter nur eine enge,

zeitliche Aufgabe. Er bleibe der Schützer und Garant von Eigentum und Sicherheit seiner Bürger, ähnlich wie es Wilhelm von Humboldt mit kühler Verwahrung in seinen „Ideen“ gefordert hatte. Sittliche, religiöse oder künstlerische Aufgaben sind dem Staatsmechanismus wesensfremd. Nur physische Anforderungen darf er an seine Glieder stellen, und gegen solche ist Jean Paul auffällig unempfindlich: dem Staate werden selbst erzwungene Abgaben und Rekrutenpressen zugestanden, solange diese leiblichen Dienste nicht an den Freibezirk des inneren Menschen rühren.

Fortschritt und Ausbreitung der Kultur müssen fast gesetzmäßig zur Überwindung der Einzelstaaten führen. Dann werden die Kriege aufhören, ein Universalreich mit ewigem Frieden wird die Erde umspannen. Nur geistige Kämpfe wird es in diesem „goldenen Zeitalter“ geben, wo die Völkerindividuen — und voran die weltoffenen Deutschen — durch Einschmelzen und Durchdringen mit ihren Einzelvorzügen dem Ganzen dienen und vorwärtshelfen.

Andererseits beruht der Fortschritt der Menschheit auf der Größe und der Freiheit der Persönlichkeit, des Genius. Am sichtbarsten und blendendsten tritt er in der äußeren Not eines Volkes auf, dem so plötzlich sein Retter ersteht. Höher aber als den Kriegshelden stellt Jean Paul den intellektuellen und den sittlichen Übermenschen, einen Plato, Christus, Luther. „Geniale Wesen allein regieren die Weltgeschichte.“ Nirgends macht die Masse allein schöpferisch Geschichte; für sich ist sie dumpf; das Genie erst ist die Seele des Volkes „wie Gott die Seele der Tiere“. Es verkörpert die Freiheit des menschlichen Wollens gegenüber der undifferenzierten Menge, die sich ohne jenes Eingreifen nur naturgesetzlich entwickeln würde. Immer wieder, in mystisch-verzückten Bildern, wird dieser „Weltgang nach freigeistigen Gesetzen“ von Richter gefeiert. Der säkularische Mensch ist das dem Volke vorauf-

gestellte Fanal, dem es, oft mißverstehend oder irregeleitet, doch zustrebt. Das Genie ist kein „potenzierter Mensch", sondern Vermenschlichung Gottes, selbstlos die ihm offenbarten ewigen Ideen realisierend. —

Von diesen Grundanschauungen aus unternahm es Jean Paul in seinen politischen Schriften, das 1806 zusammengebrochene Deutschland durch geistige Kräftigung der Befreiung zuzuführen. Den Glauben an die hohe Bestimmung des Deutschen gewann er aus der Bewährung des Volkes im Unglück. Dadurch erhielt auch seine Darstellung eine kräftigere nationale Färbung, als er früher hätte Wort haben mögen. Nur der Zufall des Kriegsglückes hat gegen Deutschland entschieden; er verurteilt die „ängstliche Gebärde der Zeit", deshalb über innere Entartung zu klagen. „Nur aus Brand und Asche wiederersteht der Phönix."

Daß Napoleon den morschen deutschen Reichskörper aufgesprengt hat, wird ihm zum Verdienst gerechnet, ebenso wie seine Feindschaft gegen den kalten Handelsegoismus Englands. Gerade die Regierenden tragen schuld an dem überschnellen Ende; Luxus und Fremdtümelei hatten ihrer zu viele geschwächt. Das Volk aber birgt noch die gesunde germanische Reckenkraft; in ihm glüht ein „herrlicher Auferstehungsgeist", und den gilt es zu schüren. Ihm hat zum Siegen nur ein Napoleon, das Genie an der Spitze gefehlt. Jetzt lassen die fremden Unterdrücker den Deutschen sein Vaterland neu entdecken, Norden und Süden finden sich zu neuer Einheit zusammen. Die gemeinsame Not möge die Fürsten enger mit ihrem Volke verbinden; in ihnen, den sichtbarsten Märtyrern, kristallisiert sich am besten die Vaterlandsliebe.

An dem Schatze ihrer Kultur sollen die deutschen Untertanen zu freien Menschen umgebildet werden. Das Daseinsrecht der Deutschen ist erwiesen an der Schaffung höchster geistiger und sittlicher Werte. Es richte sich der Mut auf an

dem deutschen Gemeinbesitz an Philosophie und Literatur, in denen kein anderes Volk mit dem unseren wetteifern kann. Ist nicht, an der gewaltigen Luthersprache gemessen, das Französische wie „angeworfene Schwärmer"? Die Vorschule der geistigen Durchdringung der breitesten Volkskreise ist die Kirche. Ohne rationales oder dogmatisches Klügeln stähle man den sittlichen Mut wieder an der Gewalt lebendiger Beispiele aus Bibel und Geschichte. Wie Fichte fordert Richter die Pflege der Jugend im nationalen Geiste: „Auf den Jünglingen ruht und wächst die Welt." Der ersehnte Krieg, den er früher verdammt hätte, wird jetzt gerechtfertigt als unternommen im Dienste einer Idee, der Freiheit.

Nicht „mit der unaufhörlichen militärischen Disposition des Gemütes" Fichtes vermochte Jean Paul sein Volk aufzurütteln. Die Entschiedenheit der Kraft des Berliner Philosophen war ihm immer unheimlich; mit der „Flöte der Humanität und Dichtkunst" wollte er, ein Seelenarzt, wirken, „daß Dichten und Denken sich zur Tapferkeit verdichte". Wie er des Glaubens lebte, das ewige Genie werde noch Jahrhunderte nach seinem Tode die Welt segnen, so möge er einer ähnlich wie der seinen zerrütteten Zeit neu zum Wegweiser werden.

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

DAS ZIEL

Seele, wohin reisest du?
— Über Felder, Wälder, Wogen —
Seele, womit speisest du
Deine Kräfte, müd geflogen?

Ich geh zu einem schönen, hellen Haus.
Es ist nicht schwer, nicht weit, dahin zu flüchten.
Dort werd ich schön willkommt; dort ruh ich aus;
Dort werd ich viel gelabt mit Brot und Früchten.

ALBRECHT SCHAEFFER

DER HUND

Anekdote

AN einem sonneblitzenden Wintermittag, nicht lange bevor der Frieden zu Osnabrück geschlossen wurde, tauchte ein Pikett kaiserlicher Dragoner, zehn Mann unter Führung eines Wachtmeisters, aus dem verschneiten Bergwald hervorbrechend, so plötzlich über der talwärts gesenkten Straße eines weimarischen Dorfes auf, daß ihnen einige menschliche Gestalten nicht entgingen, wie sie neben der Kirche hervor über den hohen Schnee der Straße hüpften und — nebst einem Kinde und einem kleinen gelben Hunde — jenseits zwischen den Häusern und kahlen Bäumen verschwanden. Sofort abschwenkend, schnitten zwei Mann ihnen den Weg zum Walde ab und brachten sie, während der Wachtmeister mit den übrigen gemächlich bis zur Kirche hinabtrabte, zum Vorschein: einen Mann, zwei Frauen, ein vier Jahre altes Mädchen und den giftig kläffenden Hund. Es war der Pfarrer des Dorfes, ein noch jugendlich blonder, zorniger Mensch, todbleich und elendiglich mager wie seine Frau und die ältliche Magd. Er versicherte, das Dorf sei seit langem verlassen und gänzlich ausgeraubt; sie viere seit Tagen ohne Nahrung bis auf ein wenig Brot.

Der Wachtmeister und seine Leute hatten selber, seit sie aufgesessen waren, nichts in den Magen bekommen und seit Tagen nur das Dürftigste; die ganze Gegend war verödet und leer. Und schon wollte der Wachtmeister, von den hungerentstellten Gesichtern der Menschen mehr überzeugt als von ihren mündlichen Beteuerungen, den Befehl zum Antraben geben, als einer seiner Leute ihn auf die gesunde und straffe Haut des kindlichen Gesichts im Gegensatz zu der der Erwachsenen aufmerksam machte und, den braunen Gaul im

struppigen Winterfell schneestäubend zwischen ihnen herumlenkend, schrie: „Ihr Lausbande habt eine milchende Kuh und legende Hennen im Wald, daß ich verdammt würde, alles für den Balg!“ Und zielte mit seiner Muskete auf das Kind.

Die Bemerkung war treffend; der Wachtmeister zog blank, drängte sein fuchsiges Pferd gegen den Pfarrer und verlangte, längst gereizt durch sein glühendes Augenpaar, ein Bekenntnis. Der gepeinigte Mensch log lange verzweifelt, bis die letzte Erbitterung vor den rohen Zügen des Folterers in ihm schwoll und er schwieg. Der Wachtmeister, die Plempe hebend, fragte noch zweimal und hieb zu; der Stahl blitzte und spaltete die hohe weiße Stirn; der Mann stürzte lautlos vornüber, daß der Schnee funkelnd wölkte; eine rote Lache verbreitete sich rasch und dampfend um seinen Kopf. „Zwei ins Haus, die Andern in den Wald!“ schrie der Mörder, saß ab, nahm den Pallasch in die Linke, ging, den Zwein, welche die umsinkende Pfarrerin hielten, einen Wink gebend, auf sie zu, um ihr — salva venia! — die Röcke hoch zu heben und die Gewalttat an ihr zu verrichten wie sonst ein Leibesgeschäft. Er überließ sie dem Nächsten, dieweil Andre mit der Magd desgleichen verfuhren, gewahrte dabei das Kind, das, weit über seine Fassung entsetzt, ohne schreien zu können, offenen Mundes dastand, und schleuderte es mit einem solchen Tritt in den Schnee, daß es liegen blieb, noch eine Zeitlang die Augen verdrehte und lautlos verschied. Er sah hiervon nichts, da er ins Haus trat.

In der Küche brannte ein kleines Feuer; sonst hatte das Haus, ausgenommen ein paar irdene Näpfe und Lager von Stroh, nichts zu zeigen als kahle Wände. Der Unmensch fluchte und spuckte, stach ein brennendes Scheit mit dem Degen aus dem Herd, streute es über die Bettstätten und trat, als der Qualm beizte, hustend wieder ins Freie.

Dort lag, anscheinend entseelt, die Frau über dem Leichnam

des Mannes; abseits die kleine Leiche, unruhig umschnuppert von dem gelben Hund; die Magd ächzte an der Mauer; lauter dunkle Bündel von Kleidern im zerstampften, blutigen und von Goldfunken überstäubten Schnee. Aber vom Waldrand schrieen sie nun und winkten in ihren buntfarbenen Hosen und Ärmeln und eisengrauen Sturmhauben und Harnischen: da wäre ein ganzes Lager im Wald! worauf sie zum Vorschein brachten: eine falbe, magere Kuh, mehrere Hühner, einen halben Hasen und einen Haufen Kleider.

Der ganze Haufe zog nun, teils aufgesessen, teils zu Fuße, bergunter zu einer platzartigen Verbreiterung der Dorfstraße, allwo sie in einen großen, äußerlich unversehrten und schönen, innen aber leergeplünderten Bauernhof einfielen und sich tummelten. Während Einige die Kuh zunftgerecht umbrachten, häuteten, ausweideten und zerlegten, schlachteten und rupften Andre die Hühner, zerhackten wieder Andre einen eichenen Tisch und zwei Schränke und machten drei Feuer, eins im Hof, eins auf dem Küchenherd, ein drittes im Ofen. Alledem sah der Anführer, herumschlendernd, wortlos zu, spuckte in den und jenen der verödeten Ställe, fing zuletzt an zu frieren und gesellte sich zum bereits bullernden Ofen, wo er, einen Fuß auf der Bank, den Pallasch aufgestemmt, eine theatralisch martialische und nachdenkliche Haltung zur Schau trug. — Er war seines Zeichens ursprünglich relegierter Student und seit zwanzig Jahren im Felde. Sein rotes Gesicht mit tobsüchtigen Augen quoll von schon geifernder Verödung zwischen einem Netzwerk alter Schlägernarben; der rechten Hand fehlten die letzten zwei Finger.

Der Dragoner, der ihm einen Napf voll gebratener Fleischstücke und einen Zinnbecher brachte, erzählte, sie hätten in einem Loch im Kuhstall ein kleines Faß Wein gefunden; sei aber beißender als chymische Säure. Er brachte noch einen Topf voll. Der Wachtmeister kostete und spie, trank aber

aus und später noch mehr. Er kaute und schlang, auf der Ofenbank sitzend, die harten Brocken, den Kopf überm Napf nach oben schielend wie ein Hund, im Rücken wohlig angeglüht von der Hitze der Kacheln. Inmitten seiner Mahlzeit gewahrte er beim Dämmerlicht, das die kleinen und blinden Fenster einließen, plötzlich den kleinen gelben Hund am Boden, der, zitternd vor Kälte, mit schiefem Kopf sich die Lippen leckend, erwartungsvoll aufsah. Scheinbar war er allzuviel menschliche Güte gewohnt, denn er sprang nun auf die Ofenbank neben den Schenkel des Essenden.

Der kam erst jetzt zu sich von einem jähen und wilden Erschrecken, das ihm die lautlose Erscheinung des Tiers eingejagt hatte. Ob aus einer Furchtsamkeit, oder aus List, oder aus beiden: er setzte den Napf, ohne den Blick von dem Kleinen zu wenden, leise beiseite und hatte mit einem Zupacken den mageren Körper mit weißem Bauchfell zwischen den Händen, der indeß keinen Laut hören ließ. Eine Minute verging unter schweigsamem Starren des Menschen in die kleinen, bläulich glimmenden, unruhigen Augen des Hundes; worauf er ihn weder in den Ofen steckte, noch erwürgte, sondern aufstehend zum Fenster trug und auf das nahe Pflaster des Hofes fallen ließ. Er sah ihm noch zu, wie er um die, das Feuer mit dem Bratspieß auf Strohschütten umlagernden Dragoner dreibeinig hüpfte, einen Brocken oder Knochen erhaschte und damit in den Winkel unter die Hühnerstiege entfloh, wo er sich niederlegte.

Nachmittags um drei Uhr hatte der Wachtmeister auf der Ofenbank ausgeschlafen, trat, fast platzend von Ofenhitze und Wein, in die Tür und schrie seinen Befehl zum Packen und Aufsitzen ins Freie. Als ihm sein Pferd vorgeführt wurde, fühlte er sich so übel trunken und vollgegessen, daß er nicht in den Sattel mochte, die Trense über den Arm hing und, den Wallach nachziehend, schwerfüßig straßauf stampfte — dieweil

seine Leute noch sattelten oder die Überbleibsel der Mahlzeit verpackten.

Über die Dorfstraße wälzte sich träg eine gewaltige schwarze Qualmwolke aus dem schneenassen brennenden Strohdach des Pfarrhauses gegen den Schreitenden herunter; rote Flammen züngelten heraus, gasig verflackernd vor dem blauen heiteren Winterhimmel. Unschlüssig — als ob ihm der Rauch den Weg verlegen wollte — stand der Mensch eine Weile; aber indem brach auch das Dach zusammen, dicker Qualm puffte schwarz nach allen Seiten empor, doch dann drehte sich das ganze, wolkige und brennende Ungetüm aus irgendeiner Ursache nach der Seite herum und gab langsam die Straße frei.

Die Toten lagen noch dort, und das gelbe Hündchen wurde dem Näherkommenden sichtbar, wie es herumhüpfte, nach den Flammen bellte und wieder bei den Leichnamen stand, zusammengezogen, windend angstvoll und winselnd. Da sich nun vom Platz her schon Lärmen und Hufschlag und Klirren des nachtrabenden Piketts hören ließ, so kam es tapfer entgegen, bellte und machte Sätze vor und zurück. Der Wachtmeister geriet indeß während seines Nahkommens in eine so rauchende Wut, daß er fast nicht wußte, was er tat oder tun sollte, wie blind am Sattel nach der dran hängenden Muskete tastete und plötzlich blank zog. Er belauerte, schon dicht vor den Leichen, das immer kläffend zurückweichende Geschöpf, wobei ihm in schnaufender Aufregung mehrmals die Linke den Degen wegreißen wollte, um zuzuschlagen. Jählings vorstürzend hatte er dann einen Hieb geführt, der den Gelben aufjammernd an den Fleck heftete; hatte ihn dann gespießt und im Bogen in den Brand hineingeschleudert.

Er war in dem Rauche verschwunden. Der aber teilte und verzog sich alsbald und zeigte, als sollte es so sein, dem Wachtmeister und seinen herangekommenen Leuten das kleine Tier, das in Flammen saß, still, ganz in sich zusammengekrümmt,

nur Hals und Kopf weit vorgestreckt — mit einem Ausdruck — einem Ausdruck, der den Trupp vor Gelächter aufbrüllen ließ, dieweil einer krähte: „Hei scheißt! hei scheißt op üns Füer!“ — ausgenommen ihren Führer, der in die Todesangst der zerspringenden Hundelichter starrte, als ob ihm die eigenen tobsüchtigen Augen bersten sollten wie Glas.

Merkwürdig war ein losgerissen oben herausflatternder roter Flammenfetzen über dem verschwundenen Hunde, der von seiner Gestalt gerade so viel hatte und erkennen ließ, ehe er zerstob, daß die Lache des Haufens im Nu verstummte und in die Stille der leicht prasselnden Lohe nur einer mit unterdrückter Stimme hervorstieß: „Huch! dat Beist hatt' 'ne Seele!“

Der Wachtmeister lag mit dem Gesicht im Schnee, dergestalt, daß seine Stirne fast die des toten Pfarrers berührte. Sie drehten ihn um, sein Gesicht war blau, aber er lebte, röchelte und schlug um sich. Da sonst mit ihm nichts anzufangen war, hätten sie ihn gern liegen gelassen; doch war es vielleicht der verbrannte Hund, der noch wirkte, denn sie entschlossen sich schließlich zum Mitnehmen, hoben ihn mühsam in den Sattel, und da zeigte sichs, daß er reiten konnte. Zwar schwankend wie ein Trunkner und hier und da nur durch schnelles Zugreifen der seitwärts Reitenden vor dem Fallen bewahrt, aber sonst ohne Unfall erreichte er mit seinen Leuten kurz vor Dunkelwerden die Schwadron, mit der er am andern Morgen, scheinbar unverändert, gegen Rudolstadt aufbrach.

* * *

Dieser Wachtmeister lebte danach noch an vierzig Jahr, und zwar dies, obgleich er in einem der letzten Scharmützel des Krieges nicht nur am Kopf von Hieben übel zugerichtet wurde, sondern auch das linke Bein dicht überm Knie durch die Vollkugel eines Geschützes verlor. Die Samariter wollten

ihn liegen lassen, da sie ihn aufgaben, und erhörten ihn erst auf sein dringendstes Gejammer: sie müßten ihn aufheben; er müsse heil werden, sonst holte ihn der Hund, — was sie kaum recht verstanden.

Nachmals, geheilt, mit einem Stelzfuß und geistig in wirrem Zustande, tauchte er in Hannover auf. Da er anfänglich weder seinen Namen noch sonst Bescheid über sich zu geben wußte, fand er Aufnahme ins Armenhaus; später hauste er lange Jahre mit einem verkrüppelten alten Weibe zusammen, die sich und ihn von Abfällen ernährte; nach ihrem Tode wieder im Spittel. Er bettelte an den Kirchentüren, barhaupt, an einer Krücke, mit einem Blechnapf, eine wüste Figur. Für das Geld kaufte er Fusel, den er stets vor dem Schlafengehn, niemals eher, verschlang. Die Schlafgenossen hörten ihn viel stöhnen, auch reden und schimpfen gegen ein unsichtbares Wesen, wobei sich die Worte: Geh weg! und: Gehst du! unter den Scheltworten wiederholten. — Obgleich er kaum und fast nur unfreiwillig sprach, verbreitete sich seine ganze Geschichte, und jeder wußte, was die Worte bedeuteten und was ihn vor dem Einschlafen, wenn die Abwehr der Sinne sich löste, beunruhigte. Die Stadt legte ihm den Namen „Hundsförchter" bei; die Kinder liefen ihm nach und bellten.

Kurz vor seinem Ende geriet er noch einmal in eine gewisse Klarheit, seufzte viel, lag murmelnd still, schwätzte wieder, redete von seiner Mutter und dem Hunde, dazwischen auch in lateinischer Sprache; und lateinisch waren die letzten Worte, die leise von ihm gehört wurden: „Deus me non amavit."

Da er nicht unberühmt gewesen war in der Stadt und von manchem Kirchgänger vermißt wurde, bekam er ein ordentliches Begräbnis, einen Leichenstein und eine Inschrift, die ein Student ihm setzte, der seine Geschichte vollständig kannte. Die Schrift sagte:

Ein großer Hund und ein kleiner Hund
Brannten sich beide höllenwund
Allhier bereits auf Erden:
Schlimmer kann es nicht werden. Amen.

Und darunter jene aufrichtige und alles besagende Erklärung:

Deus me non amavit.

* * *

VERLAINES LETZTES GEDICHT
DER TOD

Übertragen von Stefan Zweig

Die Waffen feiern, neuer Hände harrend,
Beseelt von edlem oder Schurkensinn;
In Müßiggang ins Land der Fabeln starrend,
Gibt unser Herz sich bösen Träumen hin.

Die Waffen feiern, die man gern gesehen,
Selbst bei uns eitlen Träumern, die uns Scham
Erfüllt, weil wir im Kampfe abseits stehen,
Da uns der Arm von vielem Zögern lahm.

Schwirrt, Waffen, edle Hände, greifet sie,
Und sei's des Schurken Hand, wenn edle fehlen,
Ruft sie zurück, die in der Phantasie,
In Fabeln nur sich scharfe Waffen wählen!

Wollt ihr aus Traumland unsern Auszug sehen?
Wir sterben hin, so feig und lahm zu beben.
Sprecht, Waffen, und wir wollen neues Leben
Aus euren Klingen blühn und blitzen sehen.

Tod, den wir lieben, der uns stets gewunken
Als Ziel, da man den Dornenpfad erstieg,
Ist nun von uns die schwere Last gesunken,
O süßer Tod, dein Bote ist der Sieg.

EIN BRIEF DIOTIMAS AN HÖLDERLIN

Aus jahrzehntelanger Verschollenheit sind die schon endgültig verloren gegebenen Briefe von Susette Gontard an Hölderlin nunmehr wieder aufgetaucht und erhellen das Dunkel, in dem ein entscheidender Lebensabschnitt des Dichters bisher lag. Denn die Art seiner Beziehungen zu der geliebten Frau war zweifelhaft und ihre Deutung auf Vermutungen angewiesen, die sich auf einige wenige, nicht einmal als authentisch verbürgte Sätze aus diesen Briefen bezogen. Der Gegenstand der berühmten Liebesgedichte, das Vorbild der Geliebten des Hyperion enthüllt hier eine menschlich reine und zugleich wahrhaft große Seele, die, ganz zur Liebe geboren, doch zur Entsagung die Kraft hat und ihr hartes Schicksal mit edler Fassung trägt.

Zur Feier von Hölderlins 150. Geburtstag am 20. März kann der großen und immer mehr anwachsenden Gemeinde seiner Verehrer kein schöneres Geschenk dargebracht werden als die Ausgabe dieser Briefe, die von der Besitzerin der Originale, Fräulein Frida Arnold, einer Großnichte des Dichters, mit Unterstützung von Dr. Karl Viëtor besorgt, im Insel-Verlag erscheinen wird.

[Anfang Januar 1800.] Abends.

MEIN Brief hat Dich betrübt, Du Lieber! und Dein Brief hat mich so unaussprechlich gefreut, mich so glücklich gemacht, er zeigte so viel Liebe! O! wie erwiederte sie mein Herz in allen Tönen wie ich ihn laß, wie warm schloß mein Gemüth an Deines sich an. Und Du! solltest Du vielleicht an [meiner] Liebe zweifeln? sollte mein kalter, trockner Brief Dich bekümmert haben, wie hättest Du Unrecht! könntest Du meinen Schmerz und meine Thränen sehen bey diesem Gedanken, Du würdest daß nicht denken, doch daß ist es auch wohl nicht was Dich gequält hat, Dir ist wohl bange daß mein

Herz mir stirbt, und ich Dich dann auch nicht mehr lieben könnte. Ich kann mir keinen Begriff machen welchen Eindruck, meine Worte auf Dich machten, ich sah aber Deine Trähnen fließen, sie fielen brennend auf mein Herz, ich konnte sie nicht trocknen! — betäubt und stumm saß ich den ganzen Abend, und fand diesen Augenblick mein beklemtes Herz zu erleichtern weil ich allein blieb. Ach könnte ich hin zu Dir und Dir Trost geben. Ich habe kein Geheimnis vor Dir meine Seele! auch ist meine Liebe zu voll, um daß mein Herz mir sterbe, wenn ich still und trocken bin, so zweifle nur nicht an mir, dann brennt es in der Tiefe und ich muß wie Du, mich vor Leidenschaft bewahren, der Gram zehrt wohl ein wenig, doch die süße heilende Schwermuth kömmt immer vom Himel zur rechten Zeit, und gießt ihren Seegen in's Herz und verzweiflen werde ich nie an der Natur, auch wenn ich den Tod schon im inneren fühlte würde ich sagen, sie weckt mich wieder, sie giebt mir alle meine Gefühle wieder, die ich treu bewahrte und die mein sind, die nur der Druck des Schicksaals mir nahm, aber sie siegt sie bereitet aus Tod mir neues schöneres Leben, den der Keim der Liebe liegt tief und unaustilgbar in meinem Wesen, ich sage daß aus Erfahrung den ich weiß wie immer lebendiger sich mein Herz aus allen Druck hervor gehoben hat. Ach ich weiß nicht Theuerer ob ich den rechten Ton treffe, ich hatte Dir gewiß nichts zu erzählen wohl viel viel zu sagen aber was mich drückt ist nichts anders als daß ich nicht bey Dir seyn kann. Könnte ich Dir nur die Gewißheit geben, aber ich bin bange meine leidenschaftliche Sprache wird Dich nicht überzeugen, O laß es! und sey wieder glücklich in Deiner Liebe! Mich freut noch heute Abend der Gedanke, daß ich Dich doch noch gesehen, Gott! wenn Du in dieser Stimmung gegangen wärest, sieh! ich könnte dankend beten das der Genius der Liebe mich so unsichtbar leitete! und in diesen Betrachtungen will ich einschlafen und segen Dir wünschen. —

Morgends.

Ich habe gut geschlafen mein Bester, und noch einmal muß ich Dir sagen wie viel Freude mir Dein Brief machte und Dir danken für alle die stille Seeligkeit die Du mir bereitet, ach ließ Du meinen Brief nicht mehr wenn er Dich bekümmert hat, und halte Dich an den vorletzten der Dir so lieb war, ich mußte gestern noch viel über Leidenschaft nachdenken, — Die Leidenschaft der höchsten Liebe findet wohl auf Erden ihre Befriedigung nie! — fühle es mit mir! Diese suchen wäre Tohrheit. — Mit einander sterben! — Doch still es klingt wie schwärmerey, und ist doch so wahr — ist die Befriedigung. — Doch wir haben heilige Pflichten für diese Welt. Es bleibt uns nichts übrig als der seeligste Glaube an einander, und an das allmächtige Wesen der Liebe daß uns ewig unsichtbar leiten und immer mehr und mehr verbinden wird. —

Stille Ergebenheit! Vertrauen auf das Herz, auf den Sieg des wahren und Besten, dem wir uns hingegeben. Und wir könnten untergehen? — Dann, ja dann, müßte alles aus dem Gleichgewichte kommen und die Welt in ein Cahos sich verwandeln, wenn nicht der nehmliche Geist der Harmonie und Liebe sie erhielte der auch uns erhält, lebt er ewig in der Welt warum! wie könnte er uns verlassen, dürfen wir uns wohl mit der Welt vergleichen! und doch kann es nicht anders in uns seyn, wie im Großen so im Kleinen, und wir sollten nicht vertrauen? Wir, die wir täglich Beweise der herrlichen auch uns belebenden Natur haben, die uns nur Liebe zeigt, wir sollten Kampf und Uneinigkeit in unsere[r] Brust hegen wenn alles uns zur Ruhe der Schönheit ruft? — O gewiß nicht, mein Bester! wir können nicht unglücklich werden, weil diese Seele in uns lebt. Und ich weis es der Schmerz wird uns nur besser machen und uns inniger verbinden.

Darum gräme Dich auch jetzt nicht daß Du mich traurig

machtest, sieh es ist ja alles vorbey wenn Du wieder ruhig bist und ich habe mich stark gefühlt. Noch muß ich Dir sagen daß mein Vertrauen zu Dir ohne Gränzen ist wie Du bist, wie Du es machst, ist es mir stillschweigend recht, ich frage selbst nicht warum, Du kamst die vorige Woche nicht, Du sagtest gestern nicht, daß Du noch hier vorbey kommen wolltest, daß Du heute Morgen noch einmal kommen wolltest, wenn ich Dir in meinem Brief es gleich vorgeschlagen, ich kann Dich versichern daß es mich im geringsten nicht Irrte so glücklich war ich durch Deinen Brief, und ich dachte nur es ist gewiß Liebe und fragte nicht weiter, und in dem Glauben an dieser muß man das unerklärlige ehren. O mein Bester! Lieber! sey wieder ruhig, sey heiter, und bringe mir das einzig seelige Gefühl daß Du zufrieden bist und gieb auch mir meine Ruhe wieder, dann gewiß dann werde ich glücklich seyn. —

* * *

RUDOLF KASSNER

ZUFALL

DAS ist der Unterschied zwischen Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit oder zwischen einer bloß wahrscheinlichen und der wirklichen Welt: in der wahrscheinlichen, in dieser Welt ohne Gesicht, sind Anfang und Ende auseinandergerissen und voneinander getrennt, so daß alles, was im Anfang ist, nicht im Ende sein könne, und umgekehrt. Der „Taumel" der Moleküle in einem Gasballon, der den völligen Temperaturausgleich, den „Wärmetod", bewirkende Übergang der Wärme aus den Orten höherer Temperatur in jene niederer, die geschüttelten Lose in einer Urne sind ausgezeichnete Fälle einer unrhythmischen, einer Bewegung aus einem gegebenen Anfangs- in einen bestimmten Endzustand. Denn Rhythmus ist genau das, daß das Ende schon im Anfang und der Anfang

noch im Ende sei. Und dieser Rhythmus bestimmt die wirkliche Welt (zum Unterschied von der wahrscheinlichen). Das Weltall ist rhythmisch bewegt, insofern wir uns in ihm weder einen Anfang noch ein Ende denken können. Weshalb auch der zweite thermodynamische Satz von der Entropie des Weltalls, vom „Wärmetod“, nicht ein Gesetz aussprechen kann, dem das Weltall unterliegt. Er vermöchte nur für eine zwischen einem gegebenen Anfang und einem gegebenen Ende, zwischen Nichts und Nichts gespannte Welt ohne Gegenwart, für eine Welt ohne Gesicht zu gelten.

Was in der wirklichen, in der rhythmischen Welt die Gegenwart ist, das wäre in der wahrscheinlichen, ewig zukünftigen Welt der Zufall, als welcher ja die völlige Leugnung der Gegenwart bedeutet. Gegenwart ist nichts anderes als die Idee der Wirklichkeit, die Wirklichkeit der Wirklichkeit, ist Geist und Spiegel. So ist der Zufall die Idee der Unwirklichkeit. Ohne den Zufall hätten wir keinen Begriff für diese und von dieser. Das alte Argument, daß alles Fluß sei und die Gegenwart ganz und gar zwischen Zukunft und Vergangenheit zerrieben werde, taugt nichts. Gegenwart ist Rhythmus, ist die Einigung von Seher und Gesicht. Und Zufall ist das Fehlen des Rhythmus, ist Mangel an Gesicht.

* * *

Zufall heißt auch, daß kleine Ursachen große Wirkungen haben, daß also das Gesetz der hinreichenden Ursache nicht gelte. Es gibt in der unendlichen Welt schon deshalb keinen Zufall, weil in ihr wie von Klein und Groß überhaupt so auch von kleinen Ursachen und großen Wirkungen zu reden unsinnig ist. Denn Klein ist in der unendlichen Welt immer nur die Grenze von Groß und Groß die Grenze von Klein.

Wenn es heißt, daß die Welt aus dem Nichts geschaffen sei, so will das so viel sagen wie, daß hier aus der kleinsten

Ursache die größte Wirkung geschehen sei; in dieser also aus dem Nichts geschaffenen Welt muß dann ohne Zweifel der Zufall herrschen.

* * *

Es ist nicht zu erwarten, daß sich die Menschen jederzeit eine aus dem Nichts geschaffene, höchst zufällige Welt anders als von einem sehr eigensinnigen, sehr willkürlichen und sehr persönlichen Gott regiert gedacht haben. Ohne diesen Gott müßte diese bis an das Nichts stoßende, aus dem Nichts geschaffene und begriffene Welt zum Tummelplatz des vollkommen, des bis zur Verzweiflung witzigen Menschen werden, als welcher, halb Fatalist, halb Clown, dauernd auf der Messerschneide von Klein und Groß, von Sich und dem Anderen, von Allem und Nichts zu existieren hätte. Das Schicksal von Menschen, die den persönlichen Gott verloren und den Gott, der Geist ist, nicht gefunden haben.

Aus: „Zahl und Gesicht. Nebst einer Einleitung: Der Umriß einer universalen Physiognomik."

★ ★ ★

MITTELALTERLICHE TANZ- UND LIEBESLIEDER

I

Trauern will ich lassen stehn ·
Wollen auf die Heide gehn ·
Ihr lieben Gespielen all ·
Da sehen wir der Blumen Schwall.

Ich sage dir, ich sage dir
Mein Geselle komm mit mir.

Süße Minne Minne bind ·
Reine, mir ein Kranzgewind!
Tragen soll es ein stolzer Mann
Der wohl Frauen dienen kann.

2

Floret silva undique
Um meinen Gesellen ist mir weh.

Der Wald ist grün allenthalben
Wo ist mein Geselle so lange?

Er ist geritten von hinnen
O weh wer soll mich minnen?

3

Komme komm Geselle mein
Denn in Zittern harr ich dein
Denn in Zittern harr ich dein
Komme komm Geselle mein.

Süßer rosenfarbner Mund
Komm und mache mich gesund
Komm und mache mich gesund
Süßer rosenfarbner Mund.

Aus der zweiten, vermehrten Auflage der „Ältesten deutschen Dichtungen“.

* * *

DER SCHATTEN DER VERLOBTEN

Ein chassidischer Roman, mitgeteilt von M. J. bin Gorion

UNTER den Anhängern des chassidischen Predigers Rabbi Israel befand sich ein schriftkundiger, frommer Mann, der seinen Meister jeden Monat aufsuchte. Dieser Mann war kinderlos, und er bat den Rabbi vielmal, er möge für ihn beten, daß ihn Gott mit einem Sprossen segne; allein der Heilige enthielt sich jeder Antwort auf diese Bitte. Das Weib des Frommen bedrängte ihren Mann darum, daß er sich von dem Meister irgendeine Zusage erflehe, und einmal fing sie vor ihm zu weinen an und ersuchte ihn, nicht eher von dem Hei-

ligen zu lassen, als bis er von ihm einen klaren Bescheid erhalten habe. Ihr Leben, meinte sie, sei kein Leben, wenn sie bedenke, daß sie ohne Kinder dahingehe. Sie versicherte ihrem Mann, daß sie alles tun wolle, was der Rabbi befehlen würde, und verhängte auch dieser, daß ihr Gatte sich von ihr trenne. Also machte sich der fromme Mann wieder auf den Weg zu dem Meister und sagte ihm, als er vor ihn trat, daß er es müde sei, das Klagen seiner Frau und ihr Jammern anzuhören, und daher bei sich beschlossen habe, dazubleiben, bis er von dem Rabbi ein Wort als Erwiderung vernommen hätte.

Da sagte der Heilige: Willst du dich deiner Habe für alle Zeiten entäußern, so wird dir geholfen werden; wisse aber, daß du in Armut dahinleben wirst. Der fromme Mann erwiderte: Ich will mich mit meiner Frau darüber beraten. Und er kehrte nach Hause zurück und berichtete seiner Gefährtin: Soundso hat der Rabbi gesprochen; entscheide nun, wie es sein soll. Da sprach das Weib: Es komme, wie es komme! Der da Leben gibt, der gibt auch Nahrung; wenn wir nur mit Nachkommen gesegnet werden. Also überbrachte der Mann dem Meister die Antwort seines Weibes und erzählte ihm, daß sie zu allem bereit sei, wenn ihr nur ein Sohn geschenkt werde. Da sprach der Rabbi: So fahre abermals zurück, hole alles, was du an Geld besitzest, und komm wieder her; dir steht ein weiter Weg bevor. — Der Fromme tat in allem so. Er kehrte heim, raffte seine Habe zusammen und erschien wieder vor dem Meister. Nun sprach Rabbi Israel zu ihm: Du hast jetzt nach der Stadt soundso zu fahren und vor meinen Freund, den Seher Rabbi Jakob Isaak, zu treten; sage ihm, daß ich dich zu ihm gesandt habe, und daß er dich belehren möge, was du zu tun hast, damit dir Segen zuteil werde; wo er dich nun hinschickt, dort geh hin, und was er dir zu tun aufgibt, das erfülle.

Alsbald reiste der Fromme nach der Stadt, in der der Seher wohnte, und bestellte ihm die Worte seines Meisters. Darauf

hieß ihn der Seher einige Zeit in dem Orte verbleiben. Nach Ablauf der Frist sprach der Seher zu dem Wartenden: Dein Lehrer hat deinen Fall richtig gesehen und den Grund deiner Kinderlosigkeit wohl erkannt. Du warst in deiner Jugend mit einem Mädchen verlobt, verschmähtest es aber danach und brachst den Bund; dieser Sünde wegen sind dir Kinder versagt worden. Ehe du deine Braut nicht um Vergebung gebeten hast, wird dir kein Sohn geboren werden. Da sie aber fern von dir weilt, so hast du dich auf die Wanderung zu begeben und sie so lange zu suchen, bis du sie gefunden hast. Ich will dir die Arbeit erleichtern und rate dir, während des Jahrmarktes, der in Bälde in der und der Stadt abgehalten wird, nach ihr Ausschau zu halten. Verlasse den Ort nicht, bevor du sie gefunden hast. Und ich verspreche dir, du wirst ihr begegnen.

Da gehorchte der Mann der Weisung des Sehers und machte sich alsbald auf den Weg nach jener Stadt. Er dachte bei sich: Vielleicht treffe ich mit ihr noch unterwegs zusammen. Er fragte schon während der Fahrt seine Mitreisenden, ob ihnen nicht ein Weib bekannt wäre, das den und den Namen trüge. Niemand wußte ihm aber etwas zu sagen. So langte er in dem Orte noch vor Beginn des Jahrmarkts an. Er bezog eine Herberge, mischte sich jedoch nicht in das Treiben der Stadt. Er verbrachte die Zeit mit Beten und Lesen und verwandte nur einige Stunden des Tages darauf, die Straßen und Plätze zu durchstreifen. Er stieß aber auf nichts, was ihn seinem Ziele näher gebracht hätte.

Als die Meßwoche anbrach, ging der Fromme mit Eifer an seine Aufgabe. Er suchte mit allen Mitteln über seine frühere Braut Kunde zu erlangen und fragte nach ihr, wo er nur konnte. Allein er fand kein Zeichen und keine Spur. Doch unverdrossen tat er weiter, was ihm befohlen worden war, denn sein Glaube war stark, daß der Seher ihn nicht umsonst

diese Reise hatte unternehmen lassen. Er stellte sich vor das Tor der Stadt und redete jeden Einziehenden an. Aber weder von den Fremden noch von den Einheimischen erfuhr er etwas über die Verlobte seiner Jugend. Als der letzte Tag kam und die Zugereisten die Stadt zu verlassen anfingen, der Markt sich aufzulösen begann und dem Manne noch immer keine Hilfe ward, ging er durch eine Straße, in Gedanken versunken. Und hätte er nicht an die Worte des Heiligen gedacht, daß er seine Braut doch noch finden würde, er wäre nahe daran gewesen, zu verzagen. Wie er so sinnend dahinzog, wurde er auf einmal von einem Platzregen überrascht und stellte sich vor einen Laden, um Schutz vor dem Wetter zu suchen. Es hatten sich schon mehrere unter das Dach geflüchtet. Und siehe da, dicht neben ihn kam eine Frau zu stehen, die mit Seide und gestickten Kleidern angetan war und kostbares Geschmeide anhatte. Der züchtige Chassidäer trat einen Schritt zurück, um von dem Weibe in einiger Entfernung zu bleiben. Da lachte die Unbekannte und sprach zu denen, die neben ihr standen: Seht den Mann hier! In seiner Jugend hat er mir die Treue gebrochen; ich war ihm verlobt, und seine Seele wandte sich von mir ab. Aber dem Herrn sei Lob, daß er mich damals verschmäht hat; ich bin reicher als er. Als der Fromme diese Worte vernahm, kam er näher an die Sprechende heran und fragte: Was erzählst du für eine Begebenheit? Die Fremde erwiderte: Ich bin von dir vergessen worden, gleichwie ein Toter aus dem Herzen verbannt wird. Entsinnst du dich nicht der Tochter jenes Mannes, mit der du vier Jahre lang in einem Verlöbnis gestanden hast? Ich, das Weib, das vor dir steht, bin einst deine Braut gewesen. Und nun, was hast du hier vor? Hast du Frau und Kinder? Da antwortete der betroffene Mann: Ich will dir die Wahrheit nicht verhehlen, daß ich deinetwegen hierher gekommen bin. Mir sind keine Kinder geschenkt worden, und da sagte

mir ein heiliger Rabbi, daß ich nicht eher Segen erlangen würde, als bis ich deinen Sinn versöhnt habe. Ich bin bereit, alles zu erfüllen, was du mir auferlegen willst, allein vergib mir meine Sünde und mehre nicht den Gram meiner Seele. Das Weib entgegnete: Mir war der Herr gnädig; ich bedarf deiner Gaben nicht. Aber ich habe einen armen Bruder, der sich in der Schrift auskennt; dieser wohnt in einem Dorfe, unweit der und der Stadt; er soll dieser Tage seiner Tochter die Hochzeit machen, und es fehlt ihm an allem. Willst du, daß ich dir vergebe, so fahre dorthin und schenke meinem Bruder zweihundert Goldstücke, die er für jetzt braucht. Es sollen dir dann Kinder geboren werden. Da sprach der Mann: Nimm, was du von mir haben willst, und schicke es selbst deinem Bruder. Wozu legst du mir noch diese Last auf? Bin ich doch schon genug gereist; soll ich noch weitere hundert Meilen reisen? Das Weib entgegnete: So laß es sein! Ich kann es nicht übernehmen; du mußt selber hinfahren und das Geld aus deiner Hand in die Hand meines Bruders legen; sobald er es erhalten hat, vergebe ich dir. Und die Fremde wollte mit dem Manne keine Worte mehr wechseln und sagte: Ich habe keine Zeit, hier zu stehen, bis der Regen aufgehört hat; ich gehe von hinnen, und du siehst mich nicht mehr, und ob du mich auch suchst, du findest mich nicht; darum mache dich bald auf den Weg zu meinem Bruder, und dir soll durch Gott geholfen werden. Sie nahm Abschied von ihrem ehemaligen Verlobten und sagte: Entbiete meinem Bruder meinen Segen. Und sie ging davon. — Der fromme Mann eilte ihr nach, sie wandte sich aber um und sagte: Du folgst mir vergeblich. Und sie entschwand seinen Blicken inmitten der Straße. Da sprach der Mann bei sich: Etwas Wundersames ist mir begegnet.

So wurde der Fromme in seinem Glauben befestigt. Er kehrte in seine Herberge zurück, mietete einen Wagen und

reiste sogleich nach dem Dorfe, in dem der Bruder seiner Braut wohnte. Er kam dorthin und fand den, dem er helfen sollte, in seiner Wohnung auf und ab gehend. Der Mann war so verstört, daß er den Angekommenen gar nicht bemerkte und seinen Friedensgruß nicht beantwortete. Der von seiner Braut Abgesendete fragte: Bist du der Mann soundso? Der Betrübte erwiderte: Ich bin es. Der Eingetretene fragte weiter: Weswegen bist du so bekümmert? Der Mürrische entgegnete: Was nützt es, wenn ich es dir sage? Kannst du mir denn helfen? Vielleicht doch, sprach der Gast, erzähle es nur. Der Vergrämte weigerte sich jedoch, Antwort zu geben, und ging traurig in ein andres Zimmer. Der Fromme folgte ihm dorthin und bat ihn inständig, ihm die Ursache seines Kummers zu sagen; er versicherte ihm, daß er imstande sei, ihm aus seiner Bedrängnis zu helfen. Da antwortete der Wirt des Hauses: Meine Tochter hatte eine ansehnliche Heirat vor sich, und ich hatte ein bestimmtes Brautgut versprochen; nun aber geriet ich plötzlich in Not, und die Hochzeit kann nicht stattfinden. Gestern bekam ich den Verlobungsbrief von dem Vater des Bräutigams zurück nebst einem Schreiben, in dem es heißt, daß, wenn ich das Brautgut binnen drei Tagen nicht bereitstelle, er das Bündnis rückgängig machen und seinem Sohne eine andre Braut suchen werde. Meine Tochter weint bitterlich und läßt sich nicht trösten, und ich gehe verzagt umher und weiß nicht, was ich tun soll. Der Bräutigam ist ein feiner Jüngling und hat in der Stadt nicht seinesgleichen; ich habe nichts, was ich ihm verpfänden könnte, habe auch keine Freunde und keine Anverwandten hier, denn ich bin von fern hierher eingewandert; woher soll mir da Hilfe werden? Und so ist mir da schwer zumute.

Da sprach der von seiner Braut Beauftragte: Laß es dich nicht bekümmern; ich will dir eine Summe Geldes geben, die für alles ausreicht, und von der dir doch etwas übrig-

bleiben wird. Darauf sagte der Bedrängte: So habe ich wohl Gnade vor deinen Augen gefunden, daß du mir solche Hilfe zuteil werden läßt? Oder spottest du gar eines Armen? Der Gast erwiderte: Ich will dir die Wahrheit sagen: ich bin von deiner Schwester zu dir geschickt worden; sie hat mir geboten, dir zweihundert Goldstücke zu schenken. Da sprach der Wirt: Wo hast du meine Schwester gesehen, und wann hat sie dir dieses aufgegeben? Der Fromme antwortete: Es sind drei Wochen her, daß ich sie in der Stadt soundso während des großen Jahrmarktes gesehen habe. Und er erzählte den ganzen Hergang. Als er zu Ende geredet hatte, wurde der unwillige Mann sehr zornig über seinen Gast und rief: Geh hinweg! Gottes Grimm über dich! Du verhöhnst einen, der sich in Not befindet. Du bist hierher gekommen, um mir zu meinem Schmerz noch einen neuen hinzuzufügen und mich an meine Schwester zu erinnern, die seit fünfzehn Jahren tot ist und die ich selbst begraben habe. Und nun erzählst du mir in ihrem Namen Dinge, die sich niemals zugetragen haben.

Da staunte der Gast, als er den Bruder seiner Verlobten so reden hörte, und er sprach: Ich schwöre dir, daß ich nicht gekommen bin, um mich an dir zu belustigen, und daß das, was ich dir gesagt habe, wahr ist. Oder bist du vielleicht gar nicht der Bruder jenes Weibes? Darauf antwortete der Wirt: Ich bin wohl der Mann, den du suchst, aber wie kommst du zu dem Wahne oder zu der Einbildung, meine Schwester auf einem Jahrmarkt gesehen zu haben, wo sie doch tot ist? Glaubst du mir nicht, so will ich dir ihr Grab zeigen. Da wunderte sich der fromme Mann sehr über diese Worte, und er begriff nunmehr, was ihm widerfahren war. Er sprach: Es ist offenbar, daß ich vom Himmel dieser Gnade für würdig befunden worden bin. Nimm das Geld hier, das ich dir gebe, denn du bist der, den ich aufsuchen sollte. Und er erzählte dem Manne, wie ihn der eine Heilige zu dem andern

geschickt hatte, wie ihn der letztere geheißen, seiner Braut abzubitten, und wie diese ihm auf dem großen Jahrmarkt erschienen war. Da erschrak der Zuhörende und fragte seinen Gast: Wie hat denn das Weib ausgesehen? Der Fromme beschrieb die Gestalt, die er geschaut hatte. Da sprach der Wirt: Das war in Wahrheit meine Schwester; sie ist vom Himmel gesandt worden, um mich aus meiner Not zu erlösen. Gott gebe es, daß ihre Segenswünsche in Erfüllung gehen und daß dir Kinder beschieden werden, deren Sinn die Lehre sei. Du hast mich wieder aufleben lassen, und wer eine Seele am Leben erhält, dem wird es angerechnet, als hätte er die ganze Welt erhalten.

Hierauf gab der fromme Mann dem Bruder seiner Verlobten das Geld und schied von ihm in Frieden. Er kam zu seinem Meister, Rabbi Israel, und erzählte ihm alles, was sich mit ihm zugetragen hatte. Da sprach der Rabbi: Es ist nun alles eingetroffen! Ich habe es durch meine Gebete erwirkt, daß deine Verlobte gesandt wurde, damit du Vergebung empfangest; denn schon seit langem ist über dich die Strafe verhängt worden, kinderlos zu bleiben dafür, daß du das Band der Verlobung zerrissen hast. Nun aber sollst du ohne Sorgen sein, denn du wirst Kinder haben, wie es dir deine verstorbene Braut verheißen hat.

Und so geschah es auch.

Jedermann entnehme die Lehre aus dieser Geschichte und hüte sich, ein Verlöbnis zu lösen. Die Strafe dafür harrt seiner schon im Diesseits, um wieviel größer aber ist die des Jenseits! Wird doch die Mühe, ein Paar zusammenzuführen, mit dem Überschreiten des Schilfmeeres verglichen. Wie schwerwiegend muß da nicht eine Trennung sein. Der Gerechten Verdienst stehe dir bei und beschütze dich vor allem Bösen.

Aus dem noch nicht erschienenen sechsten Band der Sammlung „Der Born Judas".

MARTIN ANDERSEN-NEXÖ

EIN BESUCH BEI STRINDBERG

(Geschrieben 1912)

IM vorigen Sommer reiste ich nach Stockholm, um mir einen persönlichen Eindruck von Schweden — und von Strindberg zu verschaffen. Ich wollte das Land und Volk sehen, das er mich kennen und lieben gelehrt hatte, wollte dem Mann ins Auge blicken, der der Verleumdung beschuldigt wurde, während er schonungslos sein eignes Inneres bloßlegte, und den die Leute Lügner nannten, sooft er die Wahrheit sagte. Er hatte mir Salz gereicht von seinen ersten Büchern an bis jetzt, wo er immer noch mit gleicher Respektlosigkeit gegen das Ganze zu Felde zog — in einem Alter, in dem andere nordische Häuptlinge aus Rücksicht auf den Weltruhm „schön" saßen und Pfötchen gaben. Dafür wollte ich ihm danken.

Wie Schweden in Strindbergs Dichtung lebt und webt! Die smaaländische Felsenlandschaft mit ihren Seen und grünen Tälern, mit den ernsten Gruppen der Tannen und Wacholderbeersträucher um monumentale Blöcke herum; den Himmel und das Meer; die Felsenblumen und den Zug der wilden Vögel in den Schären — das alles sah ich mit wiedererkennender Freude, obschon zum erstenmal — Strindbergs Schweden! Und auch die Menschen waren die seinen, nicht nur die, die er als Typen festgelegt hat, vielmehr die Nation selbst: in ihrer innigen Vereinigung von Milde und trotziger Kraft, hartem Tagewerk und Mystik, Freigebigkeit und Genügsamkeit — mit einem kleinen Einschlag von Launenhaftigkeit.

Ich wußte, daß es schwer war, Zutritt zu Strindberg zu erlangen. Die Fehden und Schikanen hatten sein Leben daheim verbittert und ihn noch einsamer gemacht, als er schon von Natur war. Er lebte ganz allein — fast versteckt — und öffnete seine Tür nur ein paar nahen Freunden. Einer von ihnen hatte

mir versprochen, mich zu ihm zu führen; unglücklicherweise war er aber augenblicklich nicht in Stockholm. Wo Strindberg eigentlich wohnte, wußte fast niemand; einige meinten, er sei sehr krank, andere — und zwar die meisten — er leide an Verfolgungswahnsinn, und man dürfe ihm nicht nahe kommen. Da gab ich meinen Besuch auf. Irgendwelche Wärme für ihn spürte ich nirgends. Viele haßten ihn erbittert; und die, die ihn und seinen Weltruhm gelten ließen, taten es kalt und gleichgültig, als könnte es nicht anders sein.

Ich schlenderte eines Abends spät durch die Straßen — und genoß die helle Nacht von Stockholm, die wie ein matter Goldhauch fast beängstigend leicht über den Dingen liegt. In einer solchen Nacht ist Stockholm bezaubernd, eine Märchenstadt, ganz venezianisch in ihrer träumenden Schönheit. Das Wasser der Kanäle hebt sich in Perlmutterglanz, leuchtend, als werde es das Morgengrauen gebären; die Gebäude werden geisterhaft zart. Man geht still wie durch eine Welt, die auf ein Zauberwort verschwinden kann.

In den engen Seitenstraßen brütete unangefochten das Dunkel, und auf dem Grunde schlichen ein paar Gestalten umher; jedesmal, wenn ich die Mündung einer Gasse passierte, kam einer zum Vorschein und bat um Geld für ein Nachtlogis. Es waren Leute besondrer Art, junge Arbeiter vom Lande, die es noch nicht gelernt hatten, sich mit einem Schluck Branntwein und einer Bank in den Anlagen zufriedenzugeben.

Ich ging mit einem von ihnen ein Stück durch die Stadt, einem achtzehnjährigen Bauernburschen; er erzählte mir niedergeschlagen seine Geschichte, die gut war und auch für die übrigen galt. Es war das alte bekannte Lied: er hatte es satt bekommen, daheim auf dem Lande für den Patron zu schuften, weil keine Zukunftsmöglichkeit darin lag — und war dann zur Stadt gewandert, um dort sein Glück zu machen. Aber trotz der günstigen Jahreszeit fand er keine dauernde

Beschäftigung. Acht Tage lang hatte er — dank der Dürre — für einen Gärtner als Wasserträger gearbeitet; dann kam der Regen, und er wurde überflüssig. Nach Hause wollte er nicht wie ein Abgebrannter zurückkommen, nachdem er seinerzeit so vertrauensselig ausgeflogen war; und hier auf dem öden Pflaster mußte er vor die Hunde gehen. Er war ganz zusammengesunken und dem Weinen nahe.

Aber auf einmal kam Leben in ihn. „Jylkotta! Ih, Jylkotta!“ rief er mit singender Freude und begann zu laufen. Drüben auf der Straße wanderte ein alter Igel dahin; so sorglos, als befände er sich auf dem Grunde eines großen Waldes; er folgte dem linken Rinnstein und bog ohne Schwanken um immer neue und neue Straßenecken nach der oberen Stadt zu. Wir hinterher, um zu sehen, wohin er wollte. Der Bauernbursch war auf einmal wie verwandelt. Diese Begegnung mit einem Wesen, das er kannte, hatte ihm plötzlich einen helleren, freundlicheren Eindruck von der Stadt verschafft; und mit kecker Stimme schwatzte er drauflos. Sein Geplauder führte mich in die Heimat nach Bornholm, wo man den Igel gleichfalls „Jylkat“ nennt; und von dieser Schäreninsel, die der liebe Gott von Smaaland losgerissen und allzuweit in die Ostsee hinausgeschleudert zu haben scheint, schweiften die Gedanken zu den andern Schäreninseln an der schwedischen Küste und von ihnen wieder zu Strindbergs wundervollem „Schärenleben“. Jetzt bog der Igel um die Ecke der Drottninggatan nach dem Tegnérlund hin; hier an dieser Ecke, das wußte ich, sollte der Dichter wohnen. Und als ich den Kopf hob, stand er dort oben auf dem Balkon, groß und gespenstisch grau gegen die nachthelle Mauer, und starrte zum Himmel hinauf. So seltsam einsam und verlassen wirkte er auf mich, und ich hatte Lust, ihm einen warmen Gruß und Dank aus dem Lande der Lebenden zuzurufen.

Am folgenden Tage suchte ich ihn auf. An der Tür war



Frans Masereel: Zwei Holzschnitte zu der



Erzählung „Der Zwang" von Stefan Zweig

kein Schild, der Schellenstrang war entfernt. Ich klopfte dreimal an die Wand neben dem Türrahmen — wie auf Verabredung — und wartete. Nachdem eine Weile verstrichen war, wurde die Klappe des Briefspalts, der sich knapp einen Meter über dem Fußboden befand, vorsichtig von einem bläulichen Finger gehoben, ein Auge mit grauer Braue spähte heraus. „Da hab ich den Rücken des mächtigsten Schweden gebeugt", sagte ich und steckte meine Visitenkarte durch die Öffnung.

Wieder verging eine lange Zeit. Hinter der Tür war es totenstill, und auch ich stand still und wartete; ich merkte, wie der einsame Dichter dort jenseits der Tür stand und hin und her überlegte — und schwankte. Und hier vor seiner verschlossenen Tür erkannte ich erst, was es heißt, mitten im eignen Lande als Verbannter zu leben; welche Summe von Unverstand und bösem Willen dazu gehören mußte, um diese einsamste Seele von allen zu zwingen, auch auf den äußern Umgang mit den Menschen zu verzichten. Mir war zumute wie in meiner Kindheit, wenn ich daheim an Vinslevs verbarrikadierte Tür pochte und fühlte, daß er durch irgendeine Spalte zu mir herausstarrte. Er sah Dinge, die die andern Leute im Dorf nicht zu sehen vermochten. So isolierte er sich; nur wir Knaben durften zu ihm kommen.

Schließlich ging die Türe leise auf, und Strindberg kam zum Vorschein. Er sah mich scharf an. „Ich bin krank," sagte er flüsternd — „ich mache sonst nie auf. Aber Sie haben Rolf Krake zitiert?" Ein ganz flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. Er blieb in der Türöffnung stehen, wie um mir den Zutritt zu verwehren, und starrte mich prüfend an mit einem Ausdruck zwischen tiefem Mißtrauen und Neugier.

Er ist schön, wie er da steht — groß und mit steifem Nacken, und um das Haupt flammt noch immer der Kampf. Doch

die Augen scheinen zu entweichen, sie liegen tief wie zwei unruhige Quecksilbertropfen auf dem Grunde grauer Tiegel, und die Gestalt ist blau vor Frost und erstarrt.

Wie aus der Ferne und mit geistesabwesendem Lächeln hört er an, was ich ihm zu sagen habe. Sein Geist scheint nicht mehr zu Hause zu sein, das Wesentliche seines Blickes ist anderswo; aus einer andern Welt, deren Gedanken sich nicht voraussagen lassen, starrt er mich an. Nur ein kleines irdisches Interesse scheint ihn an Ort und Zeit zu knüpfen.

„Wann spielt ihr meine Dramen in Dänemark?“ fragt er. Aber noch ehe die Antwort kommt, ist er fort; das Leben hat nicht mehr Halt in ihm, als das Kind hat, das mit seinem Blumenstrauß das Wild des Waldes an sich lockt.

„Sie sind krank“, sage ich. „Sie müssen jetzt hineingehn.“

„Nein, bleiben Sie noch ein wenig,“ flüstert er, ohne mich zum Eintritt einzuladen; „mich friert nur etwas. Die Zentralheizung ist seit dem fünfzehnten Mai außer Betrieb, und ich habe keine Haushälterin.“ Immer noch versperrt er die Tür, über seinem Gesicht liegt ein melancholischer Zug, der tief aus dem Innern kommt. Ach, Zentralheizung tut es nicht mehr, die Einsamkeit macht ihn frieren, die Kälte des Raumes, die ihm an die Seele gedrungen ist, nachdem er den Menschen all das Seine gegeben hat. Sein ferner Blick wird durch etwas, das ich sage, festgehalten und ruht mit einem Ruck auf mir. Auf dem Grunde der tiefen Augenhöhlen, die wie bestaubte Schmelztiegel sind, liegen die unruhigen Quecksilbertropfen, und unaufhörlich wechselt der Ausdruck des Häutchens. Es sieht aus, als arbeiteten sie daran, sich in Gold zu verwandeln; und im Nu sehe ich den Alchimisten, das verrückte Genie, das das wunderbare Problem lösen will, die unedlen Metalle in ewigen Stoff zu verwandeln. Dann erwacht er, grenzenlose Menschenverachtung legt sich über sein Gesicht, und das Leiden ergreift wieder ganz Besitz von seinen Zügen.

So werde ich ihn in der Erinnerung behalten, als den Goldsucher, der immer enttäuscht wurde.

Dieser „Schwarzseher“ war ja ein größerer Optimist als irgendein andrer Geist; seine Liebe zu den Menschen muß ohne Grenzen gewesen sein, da er in seine eigne Seele hinabtauchte, um die bösen Mächte zu finden, die die Welt zurückhalten.

Nie habe ich etwas so Einsames gesehn wie diesen von Lanzenspitzen getroffnen Kämpfer, der mit einem Händedruck, darin Schreck und Güte stritten, die Menschen von sich wies, um mit dem Tode allein zu sein. Schon damals war er gezeichnet, war er auf dem Wege ins Waldesdickicht hinein mit seiner Todeswunde, wie das königliche Tier des Waldes.

Übertragung von Hermann Kiy

* * *

ERNST BERTRAM

DER TEPPICH

I

SIE saßen und wirkten den bunten Geweben
Die blumigen Gründe, das reichere Leben,
Sie sannen und spannen in heiligen Mühen
Des wachsenden Teppichs erwartetes Blühen.

Sie schenkten ihm wirkend ihr dumpferes Trachten
Und woben hinein, was sie sorgten und dachten,
Die Träume, die Tränen, die seltenen Süchte,
Sie liehen sie formend dem kommenden Lichte.

Sie saßen im Dunkel und gaben die Farben,
Sie schufen die Bilder in Dämmer und Darben,
Die winkenden Tage, die silbernen Nächte,
Sie gaben sie alle dem blinden Geflechte.

Sie gaben ihm freudig ihr kärgliches Heute,
Nur daß sich der Künftige königlich breite,
Nur daß er bewußtlos, der Herrliche, trage
Vergessene Opfer in künftige Tage.

II

Aber wer die Zeichen einmal las auf dem Teppich,
Seine Augen haften immerfort auf dem Teppich,
Denn ein alt Gebet ist eingewirkt auf dem Teppich:
Wer die alten Zeichen einmal las auf dem Teppich,
Nimmer tanzen seine Sohlen leicht auf dem Teppich.

Aus: „Gedichte.“ Zweite, vermehrte Auflage.

* * *

VERZEICHNIS DER SELBSTÄNDIG ERSCHIENENEN WERKE VON RAINER MARIA RILKE

Zusammengestellt von Fritz Adolf Hünich

Leben und Lieder. Bilder und Tagebuchblätter von René Maria Rilke. Straßburg i. E. und Leipzig. G. L. Kattentidt. Jung-Deutschlands Verlag. [1894.] 87 S. und 2 S. Inhalt. Kl. 8°.

Wegwarten. Lieder, dem Volke geschenkt von René Maria Rilke. Frei. Erscheint ein- bis zweimal jährlich. Selbstverlag des Verfassers, Prag. 15 S. und 1 S. Anzeigen. 8°.

Inhalt: Ein Wort nur. — Das Volkslied. (Nach einer Carton-Skizze des Herrn Liebscher.) [Mit der Anmerkung:] Aus „Larenopfer“ (Verlag von H. Dominicus, Prag, 1896) (S. 56). — Morgen. — Falter und Rose. — Der Gespensterthurm. — Künstler-Los. — Mittag. — Die Rose. [Später, ohne die zweite Strophe, in: Traumgekrönt. S. 15.] — Eine alte Geschichte. [Später in: Traumgekrönt. S. 14.] — Trost. [Mit der Anmerkung:] Aus „Leben und Lieder“, Gedichte. 1894. Kattentidt. Straßburg und Leipzig. (S. 61.) — Abend im Dorfe. — Abendwolken. — Irrlicht. — Königin-See. — Sterne. — Nachtgedanken. [Später in: Traumgekrönt. S. 27.] — Im Dunkel. — Durch einen Wald von Ungemach... — Sehnsucht. — Mir geschah... (Lied.) — Zukunft. — Zum Licht. 1—3.

Die drei Hefte „Wegwarten" wurden bei Gebrüder Stiepel in Reichenberg (Böhmen) gedruckt; dieses erschien, laut Mitteilung der Firma an den Insel-Verlag, am 2. Januar 1896 in einer Auflage von 300 Exemplaren.
S. 3: Prag, im Weihnachtsmond 1895. Ein Wort nur. . . . Ihr gebt eure Werke in billigen Ausgaben. — Ihr erleichtert dadurch den Reichen das Kaufen; den Armen helft ihr nicht. Den Armen ist alles zu theuer. Und wenn es zwei Kreuzer sind, und die Frage heißt: Buch oder Brot? Brot werden sie wählen; wollt ihr's verargen? Wollt ihr also Allen geben, — so gebt! — Paracelsus erzählt, die Wegwarte werde alle Jahrhunderte zum lebendigen Wesen; und leicht erfüllt die Sage sich an diesen Liedern; vielleicht wachen sie zu höherem Leben auf in der Seele des Volkes.
Ich bin selbst arm; aber diese Hoffnung macht mich reich. — Die „Wegwarten" werden ein- bis zweimal jährlich erscheinen. Pflückt sie, und mögen sie euch zur Freude sein! René Maria Rilke.

„Jetzt und in der Stunde unseres Absterbens . . . . ." Szene. *Wegwarten II.* Von René Maria Rilke. Frei. Selbstverlag Prag II. Wassergasse 15 B, I. 15 S. in Umschlag mit gleichem Titel.

Dieses Heft erschien am 1. April 1896 in einer Auflage von 300 Exemplaren.

René Maria Rilke und Bodo Wildberg. *Wegwarten III.* Deutsch-moderne Dichtungen. (Zwangloses Erscheinen.) Wegwarten-Verlag, München, Dresden. 19 S. in Umschlag von Johann Vincenz Cissarz. 8°.

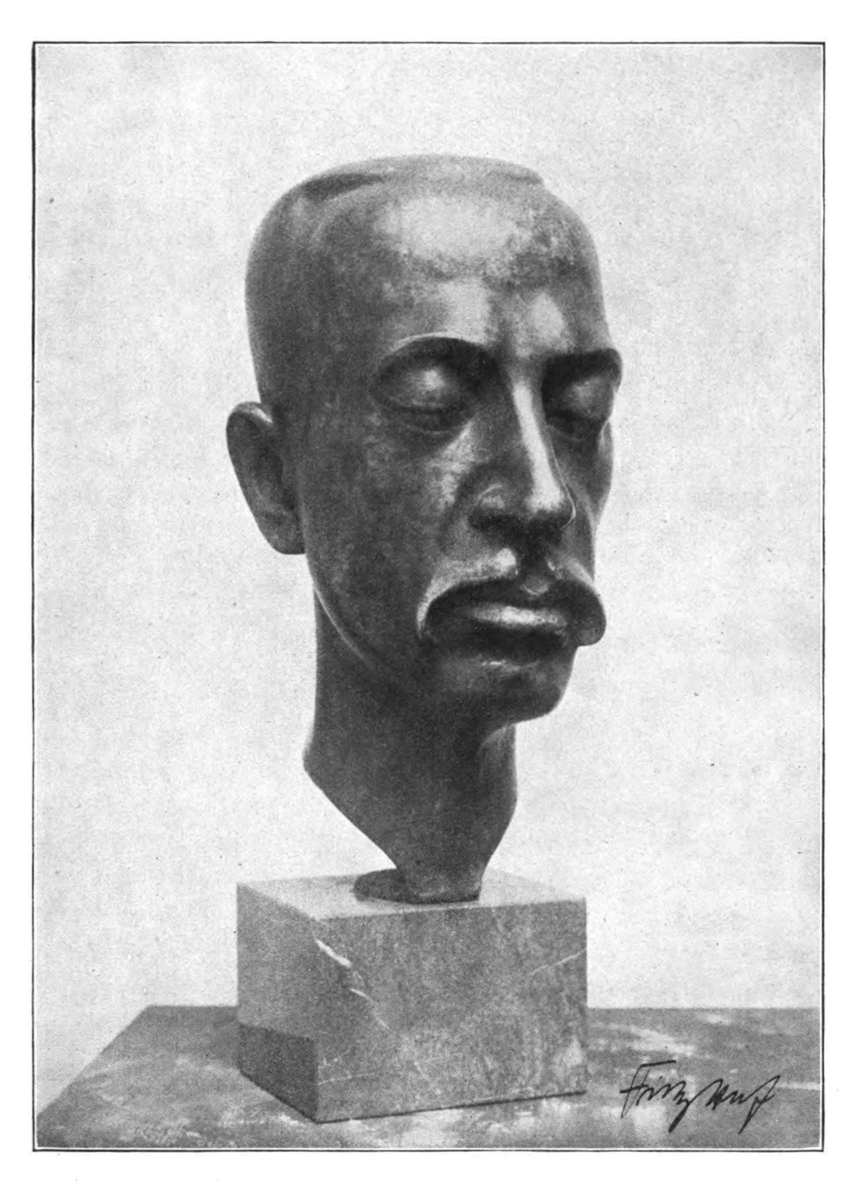
Dieses Heft, das am 29. Oktober 1896 in einer Auflage von 1000 Exemplaren erschien, enthält außer Gedichten von Wilhelm Arent, Hans Benzmann, Martin Boelitz, Jenny Carsen, Gustav Falke, Ludwig Jacobowski, Christian Morgenstern, Clara Müller, Fr. Weri von Oestéren, Hermine von Preuschen, Arthur von Wallpach und Bodo Wildberg die folgenden von René Maria Rilke: Im Frühling oder im Traum . . . [Gleichzeitig in: Traumgekrönt. S. 60.] — Liebesnacht. [Gleichzeitig in: Traumgekrönt. S. 44.] — Königslied [Mit der Anmerkung:] Aus „Traumgekrönt, meine Gedichte 1896, P. Friesenhahn, Bendorf am Rhein, Leipzig [S. 5]. — Seelenstille. [Später in: Advent. S. 17.] — Morgengang. [Später in: Advent. S. 64.] — Ich liebe vergessene Flurmadonnen . . . [Später in: Advent. S. 12.] — Auf S. 18 eine Selbstanzeige von: Traumgekrönt.

Larenopfer. Von René Maria Rilke. Prag. Verlag von H. Dominicus. (Th. Gruß.) 1896. III und 106 S. und 2 S. Anzeigen. Kl. 8°.

Neugedruckt in: Erste Gedichte S. 1—63.

Im Frühfrost. Ein Stück Dämmerung. 3 Vorgänge. Von René Maria Rilke. [1897.] (2) und 59 S. 4°.

In Schreibmaschinenschrift.
Dieses Werk ist nur in dieser Form, als Bühnentext, für den Theaterverlag von Dr. O. F. Eirich hergestellt worden.



Rainer Maria Rilke
Bronzebüste von Fritz Huf im Museum in Winterthur

Band I. *Traumgekrönt.* Neue Gedichte von René Maria Rilke. Motto: „Pfadschaffend naht sich eine große Mit neuen Göttern schwangre Zeit." (Zoozmann, Episoden.) Leipzig. Verlag von P. Friesenhahn. 1897. 64 S. und 4 S. Anzeigen. 8°.

Neugedruckt in: Erste Gedichte S. 65—100.

Ohne Gegenwart. Drama in 2 Akten von Rainer Maria Rilke. (Den Bühnen gegenüber Manuskript.) Verlag von A. Entsch, Berlin W 8. 1898. Dr. Adolf Kleins Verlagsbuchdruckerei, Berlin-Groß-Lichterfelde. 36 S. in Umschlag. Kl. 8°.

Advent. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig. Verlag von P. Friesenhahn. 1898. 88 S. 8°.

Neugedruckt in: Erste Gedichte S. 101—151.

Am Leben hin. Novellen und Skizzen von Rainer Maria Rilke. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1898. IV und 123 und (1) S. Kl. 8°.

Inhalt: Das Familienfest. Das Geheimnis. Der Sterbetag. Greise. Die Flucht. Kismét. Weißes Glück. Das Christkind (1893). Die Stimme. Alle in Einer. Einig (1897). — Die Auflage betrug 1000 Exemplare.

Zwei Prager Geschichten. Von Rainer Maria Rilke. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1899. (8) und 165 S. Kl. 8°.

Inhalt: König Bohusch. Die Geschwister. — Die Aufl. betrug 1000 Exemplare.

Mir zur Feier. Gedichte von Rainer Maria Rilke. Verlegt bei Georg Heinrich Meyer, Berlin. [Am Schluß:] Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen Ende 1899. (6) und 119 und (1) S. 8°.

Dieses Buch, dessen Auflage 800 Exemplare betrug, erschien in neuer, vielfach veränderter Auflage unter dem Titel „Die frühen Gedichte".

Vom lieben Gott und Anderes. An Große für Kinder erzählt von Rainer Maria Rilke. Geschmückt von E. R. Weiß. Im Insel-Verlage bei Schuster & Loeffler, Berlin und Leipzig. Weihnachten 1900. (8) und 119 und (1) S. 8°.

Zur Einweihung der Kunsthalle am 15. Februar 1902. Festspielszene von Rainer Maria Rilke. (1) und 5 S. auf (2) und 10 einseitig bedruckten S. Kl. 4°.

Wiederabgedruckt in: Das Bremer Gastbett. Altes und Neues zusammengestellt von Dr. Konrad Weichberger. Bremen 1908. S. 172—175.

Das tägliche Leben. Drama in zwei Akten von Rainer Maria Rilke. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München 1902. 85 S. 8°.

Rainer Maria Rilke. *Das Buch der Bilder.* Verlag von Axel Juncker in Berlin. [1902.] 48 Blatt. 8°.

Die Auflage betrug 500 Exemplare.

Rainer Maria Rilke. *Das Buch der Bilder.* Zweite, sehr vermehrte Ausgabe. Axel Juncker Verlag, Berlin, Leipzig, Stuttgart. [1906.] 185 und (5) S. 8°.

Diese zweite Auflage, die, wie die folgende, in einer Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt wurde, weist einen Zuwachs von 37 Gedichten auf, nicht wieder erneuert wurde das Gedicht „Gott weiß von Adlerflügen" und der Schluß des Gedichtes „Strophen".

— — Dritte, sehr vermehrte Ausgabe. Axel Juncker Verlag, Berlin-Charlottenburg 4, Stuttgart, Leipzig. [1909.] 185 und (5) S. 8°.

Diese Ausgabe hätte nur „Dritte Ausgabe" heißen sollen; der Zusatz ist aus der zweiten herübergenommen.

Das Buch der Bilder. Von Rainer Maria Rilke. 205 und (7) S. 8°.

Gedruckt als neunzehntes Buch der Ernst Ludwig-Presse, Darmstadt, und erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig im Jahre 1913. 300 Exemplare wurden abgezogen, davon fünfzig auf Japan, die in der Großherzoglich Sächsischen Kunstgewerbeschule in Weimar mit der Hand gebunden wurden.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag. MCMXIII, MCMXVII, MCMXIX. Je (4) und 193 und (1) S. 8°.

Die fünfte, sechste, siebente Auflage.

Die Letzten ... Rainer Maria Rilke. Im Gespräch. Der Liebende. Die Letzten. Berlin. Axel Juncker. 1902. 38 Blatt. Kl. 8°.

Die Auflage betrug 1000 Exemplare.

Worpswede. Fritz Mackensen, Otto Modersohn, Fritz Overbeck, Hans am Ende, Heinrich Vogeler. Von Rainer Maria Rilke. Mit 122 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1903. (4) und 124 S. Gr. 8°.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuß. LXIV.

— Mit 145 Abbildungen und einem bunten Titelbild. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 1905. (4) und 140 S. Gr. 8°.

— Mit 5 bunten Titelbildern, 13 Einschaltbildern in Tondruck und 156 Textabbildungen. Dritte Auflage. 1910. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. (4) und 156 S. Gr. 8°.

S. 1: Zur dritten Auflage. Da der Verfasser dieser Monographie seit längerer Zeit im Ausland lebt, hat der Verlag mit seiner Zustimmung einen andern Kunsthistoriker mit den Ergänzungen betraut, welche die Fortentwicklung der Worpsweder Künstlerschaft während der letzten Jahre notwendig machte. Der Beginn dieser Zusätze (auf Seite 47, 72, 95, 121, 149) ist jedesmal durch ein trennendes Strichzeichen kenntlich gemacht.

Auguste Rodin von Rainer Maria Rilke. Mit zwei Photogravüren und sechs Vollbildern in Tonätzung. Julius Bard, Berlin. [1903.] (4) und 70 S. Kl. 8°.

Die Kunst. Sammlung illustrierter Monographien. Herausgegeben von Richard Muther. Zehnter Band.

— Zweite unveränderte Auflage. [1904.] (4) und 73 S. Kl. 8°.

— 3. Auflage. Marquardt & Co., Berlin. [1907.] (6) und 121 S. Kl. 8°.

Die Kunst. Zehnter Band und Zehnter Band a.

Auguste Rodin. Von Rainer Maria Rilke. Mit 96 Vollbildern. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1913. 120 und (1) S. 8°.

— 7.—10., 11.—15. Tausend. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1913, 1917. Je 120 und (1) S. 8°.

— 16.—25. Tausend. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1919. 120 und (1) S. 8°.

Neu hinzugekommen ist zu dieser Ausgabe der auf Rodins Tod bezügliche Zusatz zu den Anmerkungen auf S. 118.

Rainer Maria Rilke. *Geschichten vom lieben Gott*. Im Insel-Verlag. Leipzig 1904. (6) und 168 S. Kl. 8°.

— — Die dritte Auflage. Im Insel-Verlag. Leipzig 1908. (6) und 168 und (2) S. Kl. 8°.

— — Vierte, fünfte, sechste, siebente Auflage. Leipzig. Im Insel-Verlag. 1913, 1916, 1918, 1919. Je (6) und 191 und (2) S. Kl. 8°.

Rainer Maria Rilke. *Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke*. Geschrieben 1899. Berlin [1906]. A. Juncker Verlag. V und 27 S. mit einer farbigen Wappentafel. 8°.

Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke. Von Rainer Maria Rilke. Im Insel-Verlag zu Leipzig. [1912.] 33 und (1) S. 8°.

Insel-Bücherei Nr. 1. 11.—30. Tausend [1912], 31.—40. Tausend [1914], 41. bis 45. Tausend [1915], 46.—60. Tausend [1915], 61.—72. Tausend [1916], 73.—88. Tausend [1916], 89.—100. Tausend [1917], 101.—140. Tausend [1917], 141.—160. Tausend [1918], 161.—180. Tausend [1919].

Das Stunden-Buch, enthaltend die drei Bücher [Vignette]: Vom mönchischen Leben / Von der Pilgerschaft / Von der Armut und vom Tode. Rainer Maria Rilke. (4) und 98 S. 8°.

Dieses Buch wurde herausgegeben vom Insel-Verlag zu Leipzig im Jahre 1905. Den Titel, die Kopfleiste und den Anfangsinitial zeichnete Walter Tiemann unter Anlehnung an venetianische Holzschnitte. Der Druck erfolgte in einer Auflage von 500 Exemplaren in der Offizin von W. Drugulin in Leipzig. Dieses Exemplar trägt die Nr. ...

— Insel-Verlag, Leipzig, im Jahre 1907. (4) und 103 und (1) S. 8°.

S. 99—103: Die Versanfänge. — Die zweite Auflage.

— Insel-Verlag, Leipzig, im Jahre 1909, 1911, 1912, 1913, 1914, 1916. Je (4) + 103 + (1) S. 8°.

Die dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente, achte, neunte Auflage.

— Insel-Verlag, Leipzig, im Jahre 1918. 107 und (1) S. 8°.

Das 12.—16. Tausend.

— Insel-Verlag, Leipzig, im Jahre 1918. 104 und (1) S. 8°.

Das 17.—19. Tausend. Der Druck erfolgte in der Offizin Joh. Enschedé en Zonen zu Haarlem.

— Insel-Verlag, Leipzig, im Jahre 1918, 1920. Je 107 und (1) S. 8°.

Das 20.—24., 25.—29. Tausend.

Neue Gedichte. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig. Im Insel-Verlag MCMVII. (6) und 104 und (1) S. 8°.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXI. (6) und 106 und (1) S. 8°.

Die zweite Auflage.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXIV. (6) und 107 und (1) S. 8°.

Die dritte Auflage (5. und 6. Tausend).

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXIX. (6) und 107 und (1) S. 8°.

Das 7. bis 9. Tausend. Gedruckt in der Offizin Joh. Enschedé en Zonen, Haarlem.

Rainer Maria Rilke. *Der neuen Gedichte anderer Teil.* Leipzig. Im Insel-Verlag MCMVIII. (6) und 125 und (1) S. 8°.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXIII, MCMXVIII. Je (6) und 125 und (1) S. 8°.

Zweite, dritte Auflage.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXIX. (6) und 125 und (1) S. 8°.

6.—8. Tausend.

Die frühen Gedichte. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig. Im Insel-Verlag MCMIX, MCMXIII, MCMXVIII. Je (4) und 144 und (1) S. 8°.

Des Buches „Mir zur Feier“ zweite, dritte, vierte Auflage. Hinzugekommen ist: Die weiße Fürstin. Szene am Meer, die zuerst im „Pan“ V, 199—203 erschien.

— — Leipzig. Im Insel-Verlag MCMXIX. (4) und 144 und (1) S.

8.—10. Tausend, vermehrt um die Gedichte „Sieh, wir wollen heute beim Altane“ (S. 33) und „Sexte und Segen“ (S. 83—85).

Requiem. Von Rainer Maria Rilke. Im Insel-Verlag. Leipzig 1909. 26 und (1) S. 8°.

Dieses Buch wurde in 500 Exemplaren bei W. Drugulin in Leipzig gedruckt.

— — 1912. Im Insel-Verlag zu Leipzig. 24 und (1) S. 8°.

Zweite Auflage.

— — Im Insel-Verlag. Leipzig 1919, 1920. Je 26 und (1) S. 8°.

Dritte, vierte Auflage.

Rainer Maria Rilke. *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.* Erstes — zweites Bändchen. Leipzig. Im Insel-Verlag. 1910. (4) und 191 und (1) S. und (4) und 186 und (1) S. Kl. 8°.

Außer der gewöhnlichen wurde eine Vorzugs-Ausgabe auf Insel-Büttenpapier in 50 Exemplaren gedruckt.

— — Zweite Auflage. Leipzig. Im Insel-Verlag. 1910. (4) und 191 und (1) S. und (4) und 186 und (1) S. Kl. 8°.

— — 6.—8., 9.—12. Tausend. Leipzig. Im Insel-Verlag. 1918, 1919. Je (4) und 191 und (1) S. und (4) und 186 und (1) S. Kl. 8°.

Erste Gedichte. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig. Im Insel-Verlag. MCMXIII. (4) und 161 und (1) S. 8°.

Enthält den vollständigen und wortgetreuen Neudruck der drei Gedichtbücher „Larenopfer“, „Traumgekrönt“ und „Advent“, vermehrt um die fünf Gedichte „Der Abend kommt von weit gegangen“ (S. 112), „Einmal möcht ich dich wiederschauen“ (S. 116), „Der Tag entschlummert leise“ (S. 118), „Ich möchte draußen dir begegnen“ (S. 129) und „Kannst du die alten Lieder noch spielen“ (S. 142), die gleichzeitigen Zeitschriften entnommen sind.

— — 4.—6., 7.—9. Tausend MCMXVIII, MCMXX. Je (4) und 161 und (1) S. 8°.

Rainer Maria Rilke. *Das Marien-Leben.* [Motto.] Im Insel-Verlag zu Leipzig. [1913.] 26 und (3) S. 8°.

Insel-Bücherei Nr. 43. Gleichzeitig erschien, von demselben Satze abgezogen, eine Vorzugsausgabe auf van Gelder-Büttenpapier in 200 Exemplaren, von denen die ersten fünfzig in der Großherzoglich Sächsischen Kunstgewerbeschule in Weimar mit der Hand gebunden wurden. Zweite Auflage, 21. bis 30. Tausend, 1916; dritte Auflage, 31.—40. Tausend, 1918.

Elizabeth Barrett-Brownings Sonette, nach dem Portugiesischen. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Im Insel-Verlag. Leipzig 1908. (VI) und XLIV und (I) S. 8°.

— [Zweite Auflage.] 1918. XLVI S. 8°.

Insel-Bücherei Nr. 252.

Maurice de Guérin. *Der Kentauer.* Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Insel-Verlag. Leipzig. 31 und (1) S. 8°.

Gedruckt auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt im Juli 1911. 300 Exemplare wurden abgezogen, davon 50 auf Japan.

— Leipzig. Im Insel-Verlag 1919. (6) und 30 und (1) S. 8°.

Die zweite Auflage.

Die Liebe der Magdalena. Ein französischer Sermon. Gezogen durch den Abbé Joseph Bonnet aus dem Manuskript Q I 14 der Kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Übertragung durch Rainer Maria Rilke. Leipzig im Insel-Verlag 1912. 50 und (1) S. 8°.

— Zweite Auflage. Leipzig im Insel-Verlag 1919. 50 und (1) S. 8°.

Portugiesische Briefe. Die Briefe der Marianna Alcoforado, übertragen von Rainer Maria Rilke. Im Insel-Verlag zu Leipzig. 1913. 50 S. 8°.

S. 44—50: Nachwort von F. Bergemann. — Insel-Bücherei Nr. 74. 11.—15. Tausend 1916; 16.—20. Tausend 1918.

André Gide. *Die Rückkehr des verlorenen Sohnes.* Übertragen von Rainer Maria Rilke. [1914.] Im Insel-Verlag zu Leipzig. 38 und (1) S. 8°.

Insel-Bücherei Nr. 143. 11.—15. Tausend 1918.

Die Vierundzwanzig Sonette der Louïze Labé Lyoneserin. 1555. Übertragen von Rainer Maria Rilke. Im Insel-Verlag zu Leipzig. [1918.] (4) und 49 und (1) S. 8°.

Insel-Bücherei Nr. 222. 11.—20. Tausend 1920.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

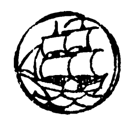
Wenn in der letzten Zeit wiederholt über die Verteuerung der Bücher Klagen laut wurden, so muß ihnen entgegen gehalten werden, daß sie zu unrecht erhoben werden, sofern sie sich nicht gegen die Teuerung überhaupt richten. Noch immer sind die Bücherpreise weit hinter den Kosten der Rohstoffe, die bei der Herstellung verwendet werden, zurückgeblieben. Der Grund, weshalb sie trotzdem verhältnismäßig niedrig bemessen werden können, ist darin zu suchen, daß die durch den Krieg gesteigerte Nachfrage größere Auflagen ermöglicht und der deutsche Verlagsbuchhandel es verschmäht, die günstige Konjunktur auszunützen. Wenn wir die Preise der Bücher des Insel-Verlages vor und nach dem Kriege miteinander vergleichen, so ergibt sich, daß sie höchstens um das Drei- bis Vierfache, in vielen Fällen noch nicht einmal um das Doppelte gestiegen sind, während sich die Preise für Lebensmittel und die anderen unentbehrlichen Dinge des täglichen Bedarfs durchschnittlich verzehnfacht haben. Das Gesagte bezieht sich nicht auf die Leder- oder Pergamentbände, die infolge der sprunghaften Steigerung der Preise des Materials gegen früher das Fünf- bis Sechsfache kosten müssen. Wir betonen auch bei dieser Gelegenheit nochmals, daß wir uns an die Preisangaben in unseren Katalogen und sonstigen Verzeichnissen nicht binden können, da jede neue Ablieferung gebundener Bücher infolge der steigenden Kosten für Material und Löhne vom Buchbinder zu erhöhten Preisen berechnet wird.

Wenn wir trotz der Aussicht auf eine schwere Zeit mit einer Neugründung von dem inneren und äußeren Umfang einer die drei Sammlungen *Bibliotheca mundi — Pandora — Libri librorum* umfassenden Weltbibliothek an die Öffentlichkeit treten, so ist dies ein Beweis, daß die Weltbewegtheit des Verlags, wie wir das ihm eigentümlichste Wesen nennen möchten, groß genug ist, um sich auch unter den stärksten Spannungen auszuwirken. Der leitende Gedanke dieses Unternehmens, über das in Kürze eingehende Ankündigungen auch an dieser Stelle erfolgen werden, ist, die großen Werke der Weltliteratur in ihrer Ursprache allen Teilen der Welt zugänglich zu machen und so über die Abgründe hinweg, die der Krieg zwischen den Völkern aufgerissen hat, zu einer Verständigung im Reiche der Geister als Voraussetzung zu jeder andern, falls sie überhaupt möglich sein sollte, beizutragen. Der Insel-Verlag fühlt sich zu dieser Aufgabe in erster Linie durch die von ihm bisher ausgeübte Vermittlertätigkeit berufen, die

erst jetzt wieder von dem großen holländischen Dichter Albert Verwey anerkannt wurde. In dem leider letzten Hefte der von ihm herausgegebenen „Beweging" (Dezember 1919) schreibt er, nachdem er von den Bestrebungen, die Errungenschaft der neuen Buchkunst auch dem billigen Buche zugute kommen zu lassen, gesprochen hat: „Nicht zum wenigsten war das in Deutschland der Fall, wo man in den Büchern des Insel-Verlages diese Erscheinung vielfältig wahrnehmen kann. Wo Weite des Blicks und gewissenhafte Leitung Wahl und Ausführung bestimmen, kann gerade ein deutsches Unternehmen die verschiedenen Äußerungen Europas übersehen und vereinigen und so vor jedermann ausbreiten. Gute deutsche Übersetzungen sind ein Vorteil für ganz Europa, und ganz besonders für die Völker, die durch ihr kleines Sprachgebiet Gefahr laufen, von dem geistigen Weltverkehr ausgeschlossen zu bleiben. In den letzten Jahren haben auch die Niederlande daran wachsenden Anteil gehabt."

Bei Erscheinen dieses Heftes wird unsere Ausgabe des „Stammbuchs Offenberg", über das wir schon im ersten Heft eine ausführliche Mitteilung gemacht haben, in einem der Zeit stilgetreu nachgebildeten Einband vorliegen: ein würdiges Seitenstück zu dem Herslebschen Stammbuch, das heute zu einer von Sammlern viel begehrten Seltenheit geworden ist. Von unserer bereits durch Subskription vergriffenen Storm-Ausgabe sind Band 4 und 5 erschienen, die übrigen werden im Frühjahr folgen; eine neue Auflage, die auf Dünndruckpapier gedruckt und darum bei völlig gleichem Inhalt nur drei Bände umfassen wird, befindet sich in Vorbereitung. Neuauflagen sind seit unserem letzten Bericht von folgenden Werken erschienen: Balzac, Physiologie der Ehe; Bürger, Münchhausen (mit den Holzschnitten von Doré); Goethes lyrische und epische Dichtungen in zeitlicher Folge; Goethes Liebesgedichte; Hardt, Tantris der Narr; Rilke, „Buch der Bilder" und „Stundenbuch"; Scheffler, Deutsche Maler und Zeichner im 19. Jahrhundert; Tschuang-Tse, Reden und Gleichnisse; Verhaeren, Rubens; Vogeler, Dir; Wilde, Erzählungen und Märchen; Zweig, „Tersites" und „Die frühen Kränze". Die beiden Holzschnitte von Franz Masereel, die dieses Heft schmücken, sind einer demnächst in 300 numerierten Exemplaren erscheinenden Ausgabe der Novelle „Der Zwang" von Stefan Zweig entnommen. Wir haben die Freude, damit zum erstenmal ein deutsches Buch mit eigens dazu angefertigten Holzschnitten des genialen, in Deutschland noch fast unbekannten flämischen Künstlers ankündigen zu können.

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG



DER DOM

BÜCHER DER DEUTSCHEN MYSTIK

In Verbindung mit

Dr. Josef Bernhart, Dr. Alois Bernt,
Dr. Johannes Bühler, Dr. Max Fischer,
Dr. Anton Gabele, Dr. F. M. Huebner,
Dr. Max Pulver, Johannes Schmid,
Karl Widmaier und anderen

herausgegeben

von

DR. HANS KAYSER

*

Wir beehren uns, ein Unternehmen anzuzeigen, das einem kostbaren Gute des deutschen Volkes gilt. In einer Sammlung, die vorläufig etwa fünfzehn Bände umfassen soll, wollen wir eine Auswahl der besten und wichtigsten Bücher der Mystik vereinigen. Wir nennen diese Sammlung „Der Dom" und sind uns wohl bewußt, daß die erhabene Vorstellung dieses Namens uns eine eigene Verantwortung auferlegt, sowie auch zu gewissenhaftester Prüfung der Grund- und Ecksteine für einen dauerhaften Bau verpflichtet. Der mittelalterliche Dom, der für den gläubigen Menschen jener Jahrhunderte die Stätte seiner edelsten Einsamkeit und fruchtbarsten Gemeinsamkeit, das wahre Wohnhaus seiner Seele bedeutete, erfüllt uns heute mit einem ebenso schmerzlichen wie bewundernden Staunen. Niemals wieder können wir diese gewaltigen Chorgesänge in Stein in den Raum brausen, weil wir die bindende Kraft der religiösen Gemeinschaft nicht mehr besitzen. Um so sehnsüchtiger aber

versuchen die Besten unserer Zeit, sich ein persönliches Heiligtum im Innern zu errichten, etwas wie einen Dom von eigner Seele Arbeit. Diese Menschen, der „Bildung", der Verstandeskultur mit ihrem Abschnurren von Kausalitätsreihen müde, wenden sich zurück zum Innern der Natur, ob sie sie nun in der eigenen Brust oder in den Geheimnissen des Weltalls finden, dessen mathematisch-logische Eigenschaften so lange und ausschließlich der Gegenstand alles Forschens waren. Jenseits aller Empirie und aller Systeme aber schwebt still und strahlend wie eine ewige Lampe das Reich der Mystik, das Reich der Intuition und des Schauens. Die Welt der Erscheinungen wird als unerheblich vergessen, aber die Fenster des Ich öffnen sich der Unendlichkeit, um die Gottheit einzulassen, mit der so innig wie möglich zu verschmelzen die Sehnsucht und das Ziel des Mystikers ist. Mit Gott gefüllt, wie ein mittelalterlicher Ausdruck lautet, wendet nun der Mensch seinen Blick in die Welt zurück und entdeckt in ihr, die ein Ausfluß göttlichen Seins ist, neue Bedeutungen, Wirkungen und Schönheiten. Alle Mystiker verbinden in ihrer Lehre die Religion mit der Natur, das All mit dem Individuum. – Damit berühren wir die Art unserer Ausgabe.

Dem Begriff der Mystik, den die Literaturgeschichte aufstellt, und unter den sie eine Anzahl so gestempelter mittelalterlicher Werke anführt, konnten wir uns nicht ganz zu eigen machen, da er uns zu eng schien und wir der Meinung sind, daß der mystische Geist niemals tot ist oder seine Arbeit getan habe, vielmehr zu allen Zeiten und bei allen Völkern in immer neuer Gestalt wirkt und webt. So spannten wir den Bogen über eine weitaus größere Anzahl von Werken, als man bisher unter dem Wort „Mystik“ zu verstehen gewohnt war. Andererseits aber waren wir bedacht, den Begriff nicht gewissen modernen Richtungen zuliebe auszudehnen, die unter dem Schilde der Mystik völlig ungeklärten okkultistischen und spiritistischen Bestrebungen einen bequemen Unterschlupf bieten. Es hüllen sich viele falsche Propheten in das Gewand der Mystik, und dieses Wort, das bei der naturwissenschaftlichen Denkart der jüngsten Vergangenheit lange Jahrzehnte fast nicht in den Mund genommen wurde, wird seit kurzem mit einer Vorliebe gebraucht, die verdächtig ist. Wir waren nun bemüht, echte Mystik in die neuen Schläuche zu füllen, die Mystik, die das himmlische Siegel ihrer Abkunft aus der lauteren Seele an der Stirne trägt.

Zunächst beabsichtigt der Verlag die Herausgabe einer Reihe deutscher Mystiker. Kaum irgendwo hat sich der deutsche Geist in solchem Reichtum, solcher Fülle und Innigkeit gezeigt wie in ihren Werken. Zum ersten Male wird in unserer Sammlung die Naturmystik mit voller Absicht der religiösen and philosophischen zur Seite gestellt. Der Schwerpunkt der deutschen Mystik wird dadurch beträchtlich verschoben – er liegt nicht in Eckhart-Tauler-Seuse, wie bisher angenommen wurde, sondern in Eckhart-Paracelsus-Böhme-Hamann. Die Berechtigung dieser Verschiebung wird ein Studium der Bände von selbst ergeben.

* *

*

Ein Wort sei noch über die Grundsätze gesagt, die bei den Auswahlen unserer Sammlung geltend waren. Die Versuchung lag nahe, daß in ihnen zeitgemäß erscheinende Teile vorwiegend berücksichtigt wurden, doch hat die Erfahrung gelehrt, daß Auswahlen, unter diesen Gesichtspunkt gestellt, rasch veralten. Ob ein Samenkern noch Lebenskraft besitzt, läßt sich auch im Geistigen erst entscheiden, wenn man es dem Erdreich der Persön-

lichkeit anvertraut hat. Die Herausgeber waren deshalb darauf bedacht, die Individualität des Mystikers unversehrt zu erhalten. Nur was an allzu dichtem Rankenwerk um den Kern seiner Lehre herumwucherte, wurde behutsam beschnitten.

DIE BÄNDE DES DOMS

Zuerst werden – Anfang 1920 – erscheinen:

THEOLOGIA DEUTSCH

Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von Josef Bernhart

Geheftet M 6.50; in Halbleinen etwa M 12.—;
in Halbpergament etwa M 24.—

Bis heute ist unsicher geblieben, wer die „Theologia deutsch" geschrieben hat. Die für die damalige Zeit gefährliche Unkirchlichkeit und Freiheit der Anschauung mag den Verfasser bewogen haben, seinen Namen zu verbergen. Das Buch ist gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstanden. Luther hat es gekannt und geliebt, ja es ist von entscheidender Bedeutung für seine innere Entwicklung geworden. Die Freiheit des Christenmenschen, nach der er verlangte, hier war sie bereits gelehrt und gelebt. Dennoch steht die „Theologia deutsch", deren Ausgabe von 1518 mit einem Vorwort des Reformators in die Welt ging, der Mystik näher als dem Protestantismus. Es fehlt ihr jegliches Dogma, sie ist reinste Religion.

*

Es werden folgen:

THEOPHRASTUS PARACELSUS
Herausgegeben von Hans Kayser
(Befindet sich im Druck)

FRANZ VON BAADER
Herausgegeben von Max Pulver

HILDEGARD VON BINGEN
Herausgegeben von Johannes Bühler

MEISTER ECKHART

JAN VAN RUISBROECK
Herausgegeben von F. M. Huebner

JOHANN TAULER

JOSEPH VON GÖRRES
Herausgegeben von Josef Bernhart

GEISTLICHE LIEDER DER MYSTIK
Herausgegeben von Johannes Schmid

JOHANN GEORG HAMANN
Herausgegeben von Karl Widmayer

HEINRICH SEUSE

JOHANN KEPLER

*

Die Bände des „Doms“ werden im Format dieser Ankündigung in dem großen Grade der Unger-Fraktur auf gutem holzfreien Papier gedruckt. Jeder Band ist einzeln käuflich.

*

DER INSEL-VERLAG

R. K. Rommer
a. G.

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES



ERSTER JAHRGANG · VIERTES HEFT
APRIL 1920

*

LEIPZIG
IM INSEL-VERLAG

INHALT

Preis des Jahrganges zu sechs Heften M 5.—,
des einzelnen Heftes M 1.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT



ERSTER JAHRGANG / VIERTES HEFT

APRIL 1920

*

O glücklich! wen die holde Kunst in Frieden
Mit jedem Frühling lockt auf neue Flur;
Vergnügt mit dem, was ihm ein Gott beschieden,
Zeigt ihm die Welt des eignen Geistes Spur.
Kein Hindernis vermag ihn zu ermüden,
Er schreite fort, so will es die Natur.
Und wie des wilden Jägers braust von oben
Des Zeiten-Geists gewaltig freches Toben.
Goethe (Abgesang zum „Faust“. 1800)

ORBIS LITERARUM

DIE Buchdruckerei war keine Erfindung des Zufalls. Über ernste Fragen — Fragen, die Wissenschaft und Religion, Ethik und Politik berührten — sollte die gebildete Welt Westeuropas zur Klarheit gelangen. Deshalb mußten die Werke der Vergangenheit emsiger untersucht, die Grundlagen der Weltanschauung gewissenhafter befestigt, deshalb sollten

räumlich getrennte Geister in Art und Erziehung verschiedener Persönlichkeiten miteinander in engere Verbindung gebracht werden. Aus diesen Gedanken, aus diesem Willen des Humanismus ergab sich die Vereinfachung, die Beschleunigung des Schriftwesens. Weder die geschriebene Handschrift noch der persönliche Brief reichten zum vielseitigen Studium, zum umfangreichen Verkehr aus. Da löste, wie immer in den großen Augenblicken der Weltgeschichte, die Technik die ihr vom Geiste gestellte Aufgabe: das Vervielfältigungsverfahren überbrückte die Entfernung, heilte die Zerrissenheit. Indem Ausgabe auf Ausgabe der alten Denker und Dichter der Presse entsprang, schwand der Raum — sind nicht die einzelnen Menschen auch an den abgelegensten Orten dadurch miteinander verbunden, daß sie die gleichen Bücher lesen? — schwand die Zeit — denn während eine kopierte Handschrift immer nur eine Form der Überlieferung bildet, stellt die Auflage eines Buches jedesmal eine Wiedergeburt dar. — Nicht als Einzelblatt, sondern vertausendfacht reiste der Brief durch die Lande. Weltfremde wurden Weltweise. Das gedruckte Buch ward ein Bindeglied der Menschheit, ein Weg zur Menschlichkeit.

Und heute?

Spürt nicht jeder, der der Zukunft unbefangen entgegenblickt, das Bedürfnis, sich auf die Vergangenheit zu besinnen? Auch in der bittersten Zerspaltung sehnt sich der Gebildete nach dem, was ihn mit anderen Gebildeten verbindet. Wo gäbe es ein heilsameres Mittel, die zersplitterte Menschheit für die kommende Zeit von neuem zusammenzugliedern, als ein Sichvertiefen in die bleibenden Schönheiten, die uns die einzelnen Völker überlieferten? Nicht das, was trennt, sondern das, was allen gemeinsam ist, offenbart die Kunst. Welche Feindseligkeit ist so reißend, welche Gehässigkeit so niedrig, daß der Künstler sie nicht überwinden könnte?

Aber ein Teil der Kunst ist zu dieser Aufgabe zu unbeweg-

lich: Gemälde sind an ihre Wände fast ebenso gefesselt wie Gebäude an ihren Standort — und ihre nächste Umgebung wird von ihnen beeinflußt. Wieder muß es das Geschriebene sein, das Zuvervielfältigende, das auf beflügelten Füßen Frieden und Befriedigung bringt.

So harrt denn der Buchdruckerei eine neue humanistische Weltaufgabe. Die Gewissensfragen, die sich das zwanzigste Jahrhundert vorzulegen hat, sind nicht geringer als jene des sechzehnten. Wie einst die Schatzkammern des Altertums von neuem erschlossen wurden, um mit ihrem Reichtum die Aufgaben der eigenen Zeit lösen zu helfen, so sollen jetzt die Schönheiten, die sich damals und seither angesammelt haben, den schwankenden Gefühlen unserer Zeitgenossen zu Hilfe kommen. Auch heute ist das Buch der Weg zur humanitas in doppeltem Sinne.

Besaß die damalige Zeit ein Bindemittel in der gemeinsamen Gelehrtensprache, in dem Latein, das jeder Gebildete schrieb und verstand — unserer Welt ist es durch andersartige Erziehung gelungen, die Individuen unter den Nationen in ihrer eigenen Sprache zu hören und zu verstehen. Gerade indem wir die verschiedenen Zungen unmittelbar auf uns wirken lassen, kommt uns das Gemeinsame in der Vielstimmigkeit klarer zum Bewußtsein. Eine Übersetzung kann eine fremde Kunst zu uns herüberbringen, sie bringt uns nicht hinüber in die fremde Kunst; eine Übersetzung ist ein Pfad, der bis zum Tore der Seele der Vergangenheit führt, aber kein Schlüssel, der es aufschließt; eine Übersetzung ist wie der Berg Nebo, von dessen Gipfel der Herr dem Propheten das Gelobte Land zeigte: „Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinübergehen.“

Fast möchte man sagen, die Übersetzung war ein Symbol der Zeit. Sollen die Völker näher zueinander kommen, so müssen sie aufhören, sich gegenseitig zu übersetzen, an-

fangen, einander im Urtext zu lesen, müssen lernen, sich so zu verstehen, wie sie selber verstanden sein wollen. Man schweige von farblosem Internationalismus, von einem charakterlosen Sichanpassen. Je genauer der Charaktervolle fremde Eigenart kennt, um so fester steht er zur eigenen Landart, je öfter man die heimische Schönheit mit den auswärtigen vergleicht, um so farbiger leuchtet sie. Eine Weltbibliothek, die den unvergänglichen Werten der Dichtung in allen Sprachen gerecht wird, verwischt keine Gegensätze und heuchelt keine Verbrüderung — sie will die Stellen zeigen, an denen eine zerbröckelnde Kultur zum gemeinsamen Wiederaufbau schreiten kann, sie will ein Kompaß sein, der den vom Sturme auseinandergerissenen Schiffen die gemeinsame Richtung weist, eine Stimmgabel, die vielleicht den Grundton zu einem neuen Chore gibt.

* * *

Unsere Freunde kennen bereits die drei großen Gruppen, in die wir unsere Weltbibliothek, nach Maßgabe des Umfangs der einzelnen Bände, eingeteilt haben. In unablässiger Förderung unseres Unternehmens sind wir so weit darin vorgeschritten, daß wir die ersten Reihen, wenn die Gunst des heute mehr denn je unberechenbaren Schicksals es verstattet, im Sommer werden vorlegen können. — Die ersten zwölf Bände der „Bibliotheca Mundi“ werden enthalten: Baudelaire: Les Fleurs du Mal; Byron: Poems; Kleist: Erzählungen; Musset: Trois Drames; Emerson: Representative Men and several Essays; Quevedo: El gran Tacaño; Scelta di Novelle italiane; Spinoza: Ethica; Stendhal: De l’Amour; ferner drei Anthologien (Anthologia hebraica; Anthologia helvetica; Russischer Parnass). — In den „Libri Librorum“ werden zuerst erscheinen: Homer: Ilias-Odyssee; Der Nibelunge Not und diu Klage-Kudrun; Dante: Opera omnia; Molière: Oeuvres complètes; Boccaccio: Il Decamerone; Balzac: Contes drolatiques; Dostojewski: Schuld und Sühne. — Ihrer Art nach wird die „Pandora“ die umfassendste der drei Sammlungen sein; die ersten fünfzig in Vorbereitung befindlichen Bände weisen u. a. folgende Namen auf: Aristophanes, Balzac, Bossuet, Browning, Byron, Calderon, Camoës, Cervantes, Chaucer, Corneille, Dickens, Dostojewski, Eichendorff, Einhard, Emerson, Goethe, Gotthelf, Hoffmann, Holbein, Irving, Kant, Kleist, La Fontaine, Longfellow, Luther, Mérimée, Milton, Molière, Musset, Petrarca, Poe, Pope, Quevedo, Racine, Schiller, Shakespeare, Shelley, Spinoza, Stendhal, Stifter, Tacitus, Tolstoi, Turgenjeff, Villon.

DER SONNENGESANG
DES HEILIGEN FRANZ VON ASSISI

Nach der Übertragung von Franz Brentano in gebundene Form gebracht von Max Lehrs

HERR Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
insonderheit der goldnen Sonne willen,
die Du gemacht.
Denn schön ist meine königliche Schwester,
gibt Morgenrot und Mittagshelligkeit,
den Abendhimmel als der Künstler bester
malt sie mit glühenden Farben allezeit.
Des Lenzes Blüten und des Sommers Ähren,
des Herbstes Trauben dank ich ihr,
kein anderes Geschöpf zu Deinen Ehren
spricht lauter mir.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
des Bruder Mondes und der Sterne willen,
die Du gemacht.
Denn sie verklären meiner Nächte Dunkel,
und Frieden trinkt das Herz,
blick ich empor, löst freundlich ihr Gefunkel
mir jeden Schmerz.
Ich schau das Bild der Ewigkeiten
im Sternenschein,
und nimmer kann im Wandel ich der Zeiten
ganz ungetröstet sein.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht

und um der Luft, der holden Schwester willen,
die Du gemacht.
Sie blickt mit sanftem Auge zu mir nieder,
umkost mich lind
und tränkt mit Lebensodem meine Glieder
im Sommerwind.
Sie trägt die Wolken über alle Länder
mit mütterlichem Sinn
und läßt sie Regen träufeln, Segenspender,
zur Erde hin.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht
und um des Feuers, meines Bruders, willen,
das Du gemacht.
Denn, schön und stark, weiß er die Kraft der Erze
zu bändigen in seiner roten Glut,
demütig, milde, leuchtet mir die Kerze,
in treuer Hut
erwärmt er meine winterliche Zelle,
bereitet mir das Mahl,
verscheucht die Dunkelheit mit froher Helle
aus Kammer, Gang und Saal.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
auch um des Wassers, meiner Schwester, willen,
das Du gemacht.
Denn sie ist keusch und aufrichtig von Herzen,
und alles Schöne nimmt sie freudig auf,
verklärt's durch rhythmisch-heitres Spiel und Scherzen
im Wellenlauf.

Dem Wandrer labt sie in der Sonne Gluten
der Zunge Trockenheit
und kühlt die Glieder wohlig in den Fluten
ihm hilfsbereit.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
vor allem um der Mutter Erde willen,
die Du gemacht,
der schöngegürtet, ewig-wunderbaren,
die Gras und Kräuter, Busch und Baum,
die Tiere schuf, vom kleinsten unsichtbaren
bis zu den Riesen tief im Meeresraum.
Sie hat auch meinen schwachen Leib gestaltet,
der wehrlos scheint, und dennoch seine Hand
zum Werkzeug aller Werkzeuge entfaltet
und mit der Zunge leicht das Wort gesandt
in eines andern Brust, daß ein Gedanke
mit mir ihn eint, ein Ton aus beiden klingt
und so zuletzt ein Werk zum Danke
aus zweier Menschen Doppelkraft entspringt.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
um aller Heiligen und Weisen willen,
die rühmen Deine Macht,
der Brüder mild, mit sanften Händen,
die jene, die sie haßten, nur geliebt
und jenen, die da fluchten, Segen spenden,
im Leid geübt.
Die dankbar Dich mit hohem Sinn verehrten
und unverwandt,

lag schwer mitunter auch auf den Bekehrten,
Herr, Deine Hand.

Herr Gott, ich preise Dich im stillen
um Deiner Werke Pracht,
auch um der Schmerzen und des Todes willen,
die Du erdacht.
Denn unsre Trauer wird zur Freude wenden
sich einst im Zeitenlauf,
schließt Bruder Tod uns erst mit stillen Händen
des bessern Lebens Pforte auf.
Und selig die, so in dem Herren sterben
ohn Furcht noch Graun,
sie werden froh die Ewigkeit erwerben
und keinen zweiten Tod mehr schaun.

* * *

VON DES TEUFELS ARGLIST, UND WIE GOTTES GERICHTE VERBORGEN SIND

Es lebte einst ein Einsiedler, der sich in seiner Höhle aufhielt und Tag und Nacht Gott aufs frömmste diente. Nun war aber eines Tages neben seiner Zelle ein Schafhirt, der seine Schafe weidete. Es begab sich aber eines Tages, daß der Hirt vom Schlafe überfallen wurde und ein Räuber kam, der ihm alle seine Schafe wegtrieb. Darüber kam aber der Herr der Schafe hinzu, der den Schäfer fragte, wo seine Schafe wären. Der aber begann zu schwören, daß er zwar die Schafe verloren habe, aber wie, das wisse er durchaus nicht. Wie das der Herr hörte, geriet er in Wut und erschlug ihn. Als das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: ‚O mein Gott, siehe, dieser Mensch hat einen Unschuldigen verklagt

und getötet. Weil du erlaubst, daß so etwas geschehen kann, will ich wieder in die Welt hinausgehen und leben wie die andern.' Wie er das gedacht hatte, verließ er seine Einsiedelei und machte sich wieder auf, um in die Welt zu gehen. Gott aber wollte ihn nicht verderben, sondern sendete einen Engel in Menschengestalt zu ihm, daß er sich zu ihm geselle. Als nun der Engel selbigen auf der Straße getroffen hatte, sprach er zu ihm: „Mein Lieber, wo geht dein Weg hin?" Jener aber entgegnete: „Nach jener Stadt zu, die da vor mir liegt." Der Engel aber sprach zu ihm: „Ich will unterwegs dein Begleiter sein, denn ich bin ein Engel Gottes und zu dir gekommen, auf daß wir auf diesem Wege miteinander zusammengehen." Hierauf zogen beide nach der Stadt; wie sie aber hineinkamen, da baten sie einen Krieger, ihnen um Gottes willen Herberge zu geben. Dieser Krieger aber nahm sie sehr freundlich auf und bewirtete sie in allem mit großer Demut auf das ehrenvollste und glänzendste. Nun hatte aber dieser Krieger seinen einzigen Sohn in der Wiege liegen, welchen er zärtlich liebte, und als man zu Abend gespeist hatte, wurde das Schlafgemach geöffnet und für den Engel und den Eremiten Betten aufs anständigste zurechtgemacht. Um Mitternacht aber stand der Engel auf und erwürgte den Knaben in seiner Wiege. Wie das der Einsiedler sah, dachte er bei sich: ‚Das ist nimmermehr ein Engel Gottes: jener gute Soldat hat ihm um Gottes willen jegliche Notdurft verabreicht und hat nichts als dieses unschuldige Söhnlein, und dieses hat er getötet.' Indessen wagte er nicht, ihm irgend etwas zu sagen. Früh standen nun beide auf und machten sich nach einer andern Stadt auf den Weg, in welcher sie im Hause eines Bürgers mit großen Ehren aufgenommen und glänzend bewirtet wurden. Dieser Bürger nun besaß einen goldnen Becher, den er gar wert hielt und auf welchen er sehr stolz war; um Mitternacht stand der Engel auf und stahl diesen Becher. Wie das der Einsiedler sah, dachte

er bei sich: ‚Das ist meines Erachtens nach ein böser Engel; jener Bürger hat uns Gutes getan, und dafür hat er ihm seinen Becher gestohlen.' Indessen sagte er ihm nichts, denn er fürchtete sich vor ihm. In der Frühe aber standen sie auf und zogen ihres Weges, bis sie an ein Gewässer kamen, über welches eine Brücke führte. Sie betraten dieselbe, und es begegnete ihnen ein armer Mann. Zu dem sprach der Engel: „Mein Lieber, zeige uns doch den Weg nach jener Stadt"; der Arme aber drehte sich um und zeigte mit dem Finger nach der Richtung derselben. Wie er sich aber umgedreht hatte, faßte ihn der Engel plötzlich bei der Schulter und warf ihn über die Brücke hinab, und der Arme versank alsbald. Wie das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: ‚Jetzt weiß ich, daß das der Teufel ist, nicht aber ein guter Gottesengel. Was hat denn der Arme Böses getan, und doch hat er ihn umgebracht.' Er gedachte sich nun von ihm loszumachen, allein aus Furcht sagte er ihm nichts. Wie sie nun aber in der Abendstunde zur Stadt gelangten, traten sie in das Haus eines Reichen und baten um Gottes willen um ein Nachtlager. Der aber schlug es ihnen rund ab. Darauf sprach der Engel des Herrn also zu ihm: „Um Gottes willen laßt uns nur auf das Dach Eures Hauses steigen, damit uns nicht die Wölfe und wilden Tiere fressen." Jener aber antwortete: „Sehet, hier ist der Stall, in welchem meine Schweine wohnen: wenn es euch gefällt, könnt ihr euch zu ihnen legen, wenn nicht, so weichet von mir, denn ich werde euch keinen andern Platz einräumen." Darauf entgegnete ihm der Engel: „So es nicht anders sein kann, wollen wir bei Euren Schweinen bleiben"; und also geschah es. Früh am Morgen standen sie auf, der Engel rief den Wirt herbei und sprach: „Mein Lieber, hier schenke ich dir einen Becher", und mit diesen Worten gab er ihm den Becher, welchen er jenem Bürger gestohlen hatte. Wie das der Einsiedler sah, sprach er bei sich: ‚Jetzt weiß

ich gewiß, daß das der Teufel ist; das war ein guter Mann, der uns mit aller Demut aufnahm, und dem hat er seinen Becher gestohlen und ihn jenem Schurken geschenkt, der uns bei sich nicht hat aufnehmen wollen.' Hierauf sprach er zu dem Engel: „Jch will nicht weiter bei Euch warten und befehle Euch zu Gott." Darauf entgegnete der Engel: „Hört mich, und dann mögt Ihr gehen. Du lebtest früher in einer Einsiedlerwohnung, und der Herr jener Schafe schlug seinen Hirten tot. Wisse, daß jener Hirt damals den Tod nicht verdient hat, denn ein andrer hatte das Verbrechen begangen, also hätte er nicht sterben sollen. Gott aber ließ zu, daß er getötet wurde, auf daß er durch diese Strafe dem ewigen Tode entging wegen einer Sünde, die er ein andermal begangen und für die er niemals Buße getan hatte. Der Räuber aber, der mit allen Schafen entwischt ist, wird ewige Pein leiden, und der Besitzer der Schafe, welcher den Hirten umbrachte, wird sein Leben durch reichliches Almosenspenden und Werke der Barmherzigkeit für das, was er unwissentlich begangen hat, sühnen. Nachher habe ich aber den Sohn jenes Kriegers, der uns eine gute Herberge gewährt hat, in der Nacht erwürgt. Wisse aber, daß, ehe jener Knabe geboren ward, dieser Krieger der beste Almosenspender war und viele Werke der Barmherzigkeit ausübte; seitdem aber der Knabe auf die Welt kam, ist er sparsam und habsüchtig geworden und sammelt alles nur mögliche, um den Knaben reich zu machen, so daß dieser die Ursache seines Verderbens ist, und darum habe ich den Knaben umgebracht, und so ist er wieder, was er früher war, nämlich ein guter Christ geworden. Dann habe ich auch den Becher jenes Bürgers, der uns mit solcher Demut bei sich aufnahm, gestohlen. Wisse aber, daß, ehe jener Becher gefertigt war, auf der ganzen Erde kein Mensch lebte, der nüchterner war als dieser; allein nachdem jener gemacht war, freute er sich so über denselben, daß

er den ganzen Tag aus ihm trank und jeden Tag zwei- oder dreimal betrunken war; darum habe ich ihm den Becher genommen, und jetzt ist er wieder nüchtern geworden, wie früher. Dann habe ich den Armen ins Wasser gestürzt. Wisse, daß jener Arme ein guter Christ war, allein wenn er noch die Hälfte seines Weges weitergezogen wäre, würde er in einer Todsünde einen andern erschlagen haben; nun ist er aber gerettet und thront jetzt in himmlischen Ehren. Endlich habe ich den Becher jenes Bürges dem gegeben, welcher uns die Aufnahme verweigert hatte. Wisse aber, daß auf Erden nichts ohne Grund geschieht. Er hat uns doch noch den Schweinestall zugestanden, und darum habe ich ihm den Becher gegeben, und wenn er aufgehört hat zu leben, wird er in der Hölle thronen. Lege also künftig deinem Mund einen Zügel an, auf daß du Gott nicht tadelst, denn er weiß alles." Wie das der Einsiedler hörte, fiel er vor die Füße des Engels nieder und flehte ihn um Vergebung an; hierauf machte er sich nach seiner Einsiedlerwohnung auf und wurde ein guter Christ.

Aus den soeben in zweiter Auflage erschienenen „Gesta Romanorum".

* * *

GUSTAV THEODOR FECHNER
DIE STERNE ALS HÖHERE WESEN

JEDES Element hat zu Bewohnern seine besonderen Lebewesen, die in Bau und Lebensweise auf dieses Element eingerichtet sind. Das feste Erdreich hat unten seine Maulwürfe und allerlei Gewürm, oben seine Menschen, Pferde, Rinder, das Wasser seine Fische und Krebse, die Luft ihre Vögel und Schmetterlinge. So hat nun der himmlische Äther, das Element, das den ganzen Weltraum erfüllt, zu Bewohnern die

Weltkörper, Sonne, Mond und Sterne, darunter die Erde, und diese sind auf ihr Element eingerichtet wie der Fisch auf das Wasser, der Vogel auf die Luft.

Die Weltkörper sind höhere Wesen, im höheren Element auf eine höhere Weise zu einem höheren Leben eingerichtet, wie es uns freilich in unserer niederen Weise des Seins nicht gleich verständlich erscheinen will. Sie schwimmen im Äther ohne Flossen, sie fliegen darin ohne Flügel, wandeln darin groß und ruhig, wie alles Erhabene groß und ruhig wandelt; sie laufen nicht ängstlich umher und suchen nicht nach körperlicher Nahrung, sondern begnügen sich mit dem Lichte, das sie einander zusenden. Sie drängen und stoßen sich nicht, sondern ziehen einher in klarer Ordnung und einträchtiger Richtung, eines dem leisesten Zuge des andern folgend. Und indem sie so äußerlich sich einer ewigen Ordnung fügen, entwickeln sie innerlich die größte Freiheit, einen unerschöpflichen Reichtum an geistigen und leiblichen Schöpfungen, Gestaltungen und Regungen, in deren Fluß auch unser menschliches Tun und Denken mit einfließt.

Man hat von jeher an höhere Wesen geglaubt, die im Lichte wohnen und durch den Himmel fliegen, unbedürftig irdischer Speise und irdischen Trankes, Zwischenwesen zwischen Gott und den Menschen — die Engel. Hier hat man Wesen, die im Lichte wohnen und durch den Himmel fliegen, unbedürftig irdischer Speise und irdischen Trankes, Zwischenwesen zwischen Gott und den Menschen. Und ist wirklich der Himmel das Haus der Engel, so können nur die Sterne die Engel des Himmels sein; es gibt keine andern Bewohner des Himmels.

Im Lichte der vorangehenden Betrachtungen erscheint der Mythus von den Engeln in der Tat nur wie eine naive Vorahnung einer lange verborgen gebliebenen Wahrheit, ein anthropomorphes Gleichnis. Was an der alten Vorstellung von den Engeln phantastisch war und im Widerspruch stand mit allem

sonstigen Wissen, das ordnet sich jetzt auf einmal wohlbegründet in den Kreis des Wirklichen ein. Die kindliche Vorstellung erweitert sich und nimmt Formen an, die, mögen die Abmessungen auch noch so groß sein, doch verständlich erscheinen und uns bald anheimeln, weil sie einem tieferen Bedürfnis entgegenkommen.

Nach biblischer Anschauung sind alle Himmel voll von des Ewigen Lobe; die Engel sammeln sich in Chören, ihm zu singen und ihn anzubeten; das soll ihr oberstes Geschäft sein. „Siehe, sie drängen sich um ihn, ihr Auge richtet sich auf ihn; sie fassen an den Saum seines Kleides." So sammeln sich wirklich die Gestirne in Chören in allen Himmeln, und es wird mit den andern Sternen sein wie mit unserer Erde, bei der der höchste Gedanke Gott und Gottesdienst das höchste Tun heißt. Die Erde lobsingt ihrem Gott mit tausendstimmigen Chören, mit Flöten und Posaunen, mit Orgeln und Glocken; ringsum in den Himmel ruft sie Gottes Lob hinaus, und neben den lauten Stimmen geht einher ihr stilles Beten. Auf alle Weise sucht sie sich Gott zu nahen, und sie wird nicht satt, zu sinnen und mit sich selbst zu kämpfen, wie sie Gott am besten dienen möchte, und reicht damit doch nur zum Saume seines Kleides. So wird es sein mit allen Sternen in allen Himmeln; in allen wird der höchste Gedanke Gott und Gottesdienst das höchste Geschäft heißen.

Aber nicht bloß Anbeter Gottes, auch seine Boten sollen die Engel nach dem alten Glauben sein und den Menschen die Wege weisen, wo irdische Führer versagen. So tun es auch die Sterne. Es mag dahingestellt sein, inwieweit uns die Erde als unser besonderer Schutzengel auch innerlich beeinflußt. Daß aber die Menschen auf der Erde sich in Zeit und Raum zurechtfinden, über Jahr, Tag und Stunde, über Ort und Richtung sich verstehen, daß sie den Weg zueinander über die Erde und durch ihre Geschichte hindurch finden,

das verdanken sie dem Sternenhimmel über sich. Die feste Ordnung, welche die Sterne untereinander einhalten, gibt dem Leben der Menschen selbst überall Ordnung und Gesetz, setzt ihnen Maß und Ziel und leitet ihre Freiheit, ohne diese aufzuheben. Und wie die Sterne dem Menschen unten auf der Erde den ganzen Haushalt ordnen und regeln, so geben sie auch seinen Gedanken die Richtung auf ein oberes Reich. Im Blick auf den sicheren Gang der Gestirne ahnt der Mensch etwas von einer festen Ordnung über der Wandelbarkeit der irdischen Dinge, und seine Gedanken, Hoffnungen gehen durch die Nacht des Diesseits so hoch, wie die Sterne gehen, und darüber hinaus zu dem, den alle Sterne preisen.

Alle Religionen des Altertums, besonders die orientalischen, beweisen die innigen Beziehungen zwischen Sternendienst und Engelglauben. Wir wollen hier nur den alten Glauben auf seinen wahren Ursprung zurückführen. Der alttestamentlich-christliche Standpunkt, der Gott aus der Welt heraushebt und ihn gewissermaßen ins Leere verweist, mußte freilich, in konsequenter Weise durchgeführt, auch die Gott untergeordneten Engel aus den Weltkörpern herausheben und ins Leere versetzen. Und derselbe Anthropomorphismus, der Gott nach unserm Bilde gestaltet, mußte auch aus den Engeln menschenähnliche Wesen machen. Lassen wir aber Gott erst wieder mit seiner Allgegenwart den Leib der Welt erfüllen, so werden auch die Engel wieder ihren alten Platz als Sterne unter den Sternen einnehmen.

Aus der neuen, von Max Fischer verkürzten und frei bearbeiteten Ausgabe des „Zend-Avesta", die soeben in unserer Sammlung von Büchern der deutschen Mystik „Der Dom" erscheint.

* * *

THEODOR DÄUBLER

ÜBERTRAGUNG ZWEIER GESÄNGE AUS BOCCACCIOS DEKAMERON

VERLIEBT bin ich, beklagenswert,
Da niemand mich mit Trost versucht;
Mich seufz ich müd: bleib unbegehrt.
Der Herr, der Sterne durch den Himmel singt,
Hat mich, zu herbem Spiele,
Gar liebreich, schön und wunderhold beschwingt,
Damit ich allen Hochbegabten hier gefiele.
Und ihnen, allen, winkt
Das Zeichen meiner Schönheit zu erhabnem Ziele.
Was meinen Schmachter traut umsingt,
Hat sterbliches Gebrechen nie erkannt:
Und ich vergnüg es nicht: man hatte mich verachtet.
Wohl war ich jemand teuer. Und er nahm so gern
Das kleine Mädchen in die Arme;
Und in sein Denken auf. Des Auges Stern
Entflammte ihn im Liebesharme.
So flog die Zeit ihm, spielend, fern.
Ich gab ihn mir, aus seiner Feinde Schwarm:
Ich machte ihn zu meinem Herrn:
Und würdig bleibt er dieser Huld.
Doch nun bin ich in Einsamkeit, von Schmerz umnachtet.
Voll Anmaßung und Hochmut kam
Ein stolzer Jüngling mir entgegen,
Der sich voll Übermut benahm.
Er hielt mich bald: mißtraute meinen Wegen:
Und seine Eifersucht ward meine Scham.
O, ich verzweifle, ihn zu widerlegen,
Obschon ich wahrhaft bin und weiß,
Daß ich zu vieler Menschen Segen

Erschien: doch habe ich um einen nur geschmachtet.
Ich muß das Mißgeschick verdammen,
Da ich im neuen Standes Kleid
Mein Ja beschwor! Erinnerungen stammen
Bald nur aus einsam schöner Zeit:
Wie konnt ich mich zur schweren Feier so entflammen!
Ich habe mich den Schmerzen wohl geweiht,
Doch vor Verleumdung ungefeit,
Wünscht ich mir: wäre ich gestorben!
Schon hätt ich dich in Liebe dann betrachtet.
O süß Geliebter, der du mich vor allen
Den anderen so tief beglückt,
Der du in Gottes Sternenhallen
Nun weilst, an deinen Schöpfer tief gedrückt.
Laß auch für mich dein Bitten fromm erschallen;
Du kannst aus dem Gedächtnis mir entwallen,
Wenn ich zum andern mich berückt.
Die Flamme, die durch dich in mir entbrannte,
Hat mich zum Weg zu dir zurück entfrachtet.

* * *

So groß ist meine Liebe, ihre Lust,
Die Lustigkeit, das Spiel, die ich durch dich erkenne,
Daß ich in deinem Feuer freudig brenne.
Im Herzen sprüht der Jubel mir so überreich,
Und ganz erfüllt mich teuren Glückes Licht:
Wie bin ich wohl dazu gekommen?
Ich halt es nicht: es stürzt meinen Bereich!
Doch es erhellt sein Strahl mein Angesicht:
So mag im Wesen leise ich erfrommen.
Wie herrlich hat mich Liebe eingenommen!
Du Liebesraum bist hoch, daß ich dich schaudernd nenne,
Mich gern verzehr, bis ich von hier mich trenne.

Ich kann mit meinem Sange kein Gefühl erwecken,
Noch durch Erfügung meiner Finger zeigen,
Was ich an Liebe hab und seligem Gedeihn.
Und könnt ich es, so müßt ich mich verstecken;
Denn wär mir selbst solches Erfülltsein voll zu eigen,
So fühlt ihrs schwer — und bald als meine Pein.
Doch bin ich glücklich, kann nicht froher sein!
Ich wüßte nicht, ob mir ein Satz, den ich ersänne,
Etwas Erfaßbarkeit für dies Gefühl gewänne.
Wer könnte meinen, daß sich meiner Arme
Erhobenheit noch jemals in Bereiche biegt,
In denen ich mich einstens sanft erhalten;
Daß ich in meinem Antlitz nochmals dort erwarme,
Wo ich, zu tiefst erbrennend, mich herangeschmiegt?
O könnte muntres Heil noch einmal um mich walten!
Vor solchem Glück soll mich kein fremder Zweifel spalten:
Daß ich der Glut, die ich verberge, nie entränne!
Geheim sei ich umrauscht: so froh in eigner Tenne.

Aus der demnächst erscheinenden neuen Ausgabe, für die Theodor Däubler sämtliche Gesänge neu übertragen und André Jolles die Einleitung geschrieben hat.

* * *

PER HALLSTRÖM

DER WURSTEL

WIR waren Spielkameraden als Kinder, er und ich. Ich war ein bißchen älter, bedeutend entwickelter und hatte ein bewegliches und unruhiges Phantasieleben; der kleine gemächliche, blondhaarige und stille Fünfjährige erschien mir darum wenig unterhaltend. Ich suchte seine Gesellschaft nur auf, wenn gar nichts anderes zu Gebote stand und es galt, den unerhört langen Sommertag um jeden Preis totzuschlagen.

Dann war er leicht unten an der Bootbrücke zu finden, wo



Gustave Doré: Münchhausens Besuch bei Vulkan

der Sonnenschein in grüngelben Reflexen von den letzten Ringeln der Wellenschläge über dem Schlammgrund zurückgeworfen wurde, und wo es heller und traumhafter war als irgendwo. Er saß meistens in einem kleinen Kahne, der dort zwischen der Brücke und einem Pfahl verankert lag, und schaukelte ihn hin und her, so daß das Wasser an die Bretter schlug und sang. So konnte er es unendlich lange treiben und immer nur zuhören. Er sagte, daß er „Fortfahren“ spielte, aber wohin, daraus konnte ich nicht klug werden. Selbst durfte ich mich eigentlich dort nicht aufhalten, denn gleich vor der Brücke war es tief, und es ging eine Strömung zu einem engen felsigen Sund und der ganzen großen Bucht dahinter. Aber um ihn bekümmerte sich niemand. Nur seine Mutter war am Leben, oder jedenfalls zeigte sich kein Vater, ob er nun lebte oder nicht.

Ich setzte mir in den Kopf, daß er ein Seekapitän war und von der entgegengesetzten Seite der Erde ein großes Schiff, beladen mit Apfelsinen, Feigenkuchen, Muschelkästchen und Papageien heim zu den Seinen führte. Aber es war ihm ganz unmöglich, über den steilen blauen Wasserberg hinaufzukommen, den der Erdglobus auf dem Schranke meiner Vorstellung deutlich gemacht hatte. Man nannte ihn Meer, und er lag nicht glatt da wie die Gewässer, die ich kannte. Wenn es dem Schiff einmal gelang, die Steigung zu überwinden, konnte ich mir kein beneidenswerteres Los denken als das des kleinen Eriks, aber vorderhand tat er mir leid, da die Gleichgültigkeit der Mutter selbst der Beobachtung eines Kindes auffallen mußte.

Sie war ziemlich jung, sah hübsch, aber nicht gut oder fein aus, und hatte oft Besuche, Damen und Herren. Die ersteren nahmen den Kleinen in überströmender lauter Zärtlichkeit in die Arme, sowie sie nur ans Land gestiegen waren, baten um einen Kuß und schüttelten ihm lachend die bunten

Rosen und gefärbten Glaskirschen an ihren Hüten mitten in sein verwundertes und verschlossenes Gesichtchen, wenn er nein sagte. Gleich darauf ließen sie ihn wieder hinab, so wie man ein Gefäß wegstellt, und dachten weiter nicht an ihn. Die Herren scherzten witzig mit ihm und taten, als wenn sie ihn für einen erwachsenen Mann ansähen, was ihn sehr belustigte. Einige boten ihm Zigarren an, und einmal ließ er sich drankriegen, eine zu rauchen, bis ihm ganz schlecht wurde. Andere versteckten ein Zehnörestück in der Hand und zauberten es ihm mit ein paar Klapsen aus seinem prallen Körperchen, um es ihm dann als sein Eigentum zurückzugeben. Erik grübelte über die Geheimnisse seiner Natur, starrte die Münze an und freute sich. Aber gewöhnlich verlor er sie wieder, ehe ihm noch jemand geholfen hatte, Gebrauch davon zu machen.

Ganz allein war er jedoch nicht. Hinter ihm auf dem Rücksitze des Bootes saß eine Puppe, eine Art Polichinell, mit weiten, weißen Hosen und einer traurig-lustigen Physiognomie. Die Nase war zerschlagen und die gemalten Augen von der Feuchtigkeit verwischt, ebenso wie die Bogenlinien des rosenroten Mundes. Ich weiß nicht, was für einen Charakter der Wurstel ursprünglich gehabt, aber nehme an, daß er wenig Persönlichkeit besessen hat und nur jene langweilig-steife Lustigkeit, die dem Typus eigen ist. Aber die Schicksale und Prüfungen des Lebens können manchmal sogar aus einem Wurstel etwas machen; dieser hatte eine Seele bekommen.

Er war durch und durch treuherzig, ohne Falsch, gemütlich und freundlich veranlagt. Fröhlich war er nicht, dazu hatte er schon zu viel Püffe bekommen, aber er war Manns genug, alles mit trotzigem Gleichmut zu tragen. Fein war er auch nicht, aber sein schmutziges Gesicht war von allzulangen Küssen so geworden und von der einen oder anderen Träne

in der Dunkelheit im Bett. Die ersteren hatte er ebenso freundlich erwidert, wie sie gegeben wurden, die letzteren hatte er für sich behalten und verschluckt, weil er es wohl für dumm und unpassend hielt, solchen Regungen nachzugeben. Er war ein guter Kamerad und ein gutes Vorbild gewesen, und wie er jetzt in der Sonne am Steuer saß, sah er aus wie ein Lotse, auf den man sich verlassen kann.

Das war auch nötig, dachten die Leute, die vorbeigingen und sich Sorgen machten, den kleinen Besitzer immer im Boot zu sehen. Manchmal warnten sie seine Mutter, aber sie warf nur den Kopf zurück, ein wenig ärgerlich über die Einmischungen und darüber, daß man sonst nie ein Gespräch mit ihr anfing.

„Er ist daran gewöhnt," sagte sie, — „und er paßt schon auf. Ich verstehe übrigens nicht, warum er immer dasitzt."

Aber Erik fand dort viel zu seiner Unterhaltung. Er trällerte im Takt zum Schaukeln und schien unendlich viel an dieser einfachen Musik und der Begleitung der Wellen zu finden. Er lag über den Bootsrand gebeugt und blies durch ein Schilfrohr ins Wasser, auch von diesen Lauten ganz bezaubert. Er saß mit dem Wurstel in seinen Armen da und schaukelte sich stundenlang hin und her in einer geträumten Fahrt über große Wogen, weit, weit weg über das sonneglitzernde Wasser. Oder er angelte auch, mit einer Schnur ohne Haken, in der ernsten Zuversicht, daß, wenn er nur aushielte, schließlich ein wunderbarer Fang der Lohn sein würde.

Nichtsdestoweniger war es sehr leicht, ihn zu etwas anderem zu bekommen, wenn es mir beliebte; er folgte mir wie ein kleiner Hund und machte alles nach, was ich tat, gewöhnlich ohne recht zu verstehen, um was es sich handelte. Er war wohl eigentlich eine praktische und einfache Natur, die gar nicht geträumt hätte, wenn man ihn nicht so allein gelassen haben würde; vielleicht war er auch musikalisch, und er hatte

nicht das Bedürfnis, sich in unruhigem und naivem Spiel ins Leben hineinzuraten.

Einmal riß ich ihn doch ganz mit, und das wurde ein großer Schmerz für ihn.

Es geschah zuweilen, daß ich Dinge in der Erde vergrub, Spielsachen oder kleine gefundene Gegenstände, die mir in die Augen stachen. Ich vermute, daß dies bei Kindern ein sehr häufiger Trieb ist, was ihm nun zugrunde liegen mag. Die Geheimniskrämerei spielt dabei auch ihre Rolle: niemand darf etwas von den verborgenen Schätzen wissen, niemand außer einem selbst soll den Platz kennen usw. Darin liegt ein ganz eigener Genuß. Es spricht auch etwas von primitiver Sehnsucht nach dem Tragischen mit, wenn man etwas in die Grube legt, Erde darauf schüttet und denkt: Jetzt ist es fort für immer. Das gibt eine Art süßen Schauer und hängt mit der ästhetischen Vorliebe für traurige Verse und unheimliche Märchen zusammen, die phantasiebegabten Kindern eigen ist. Es ist ein unschuldiges Vorspiel zu jenem Kult der Zerrissenheit, der seine Feste in späterer Jugend feiert.

Aber ich erinnere mich, daß es auch etwas anderes war: diese verborgenen Sachen sollten nicht für immer verborgen bleiben. Einmal, in ferner, ferner Zeit, sollten sie von anderen Kindern wiedergefunden werden, die zufällig da gruben. Man genoß die Vorstellung ihrer Schatzfinderfreude, und es bewegte einen ganz mystisch, sich ihre Gedanken auszumalen, wie sie rieten, wer wohl vor langer, langer Zeit diese Kostbarkeiten dort niedergelegt hatte. Es war in dem Spiel etwas von der so viel traurigeren Unruhe der Erwachsenen, auf die Nachwelt zu kommen, nicht ganz aus ihr zu verschwinden mit seinem verklungenen Schicksal. Man spielte die Leidenschaft des Ehrgeizes so gut wie irgendein Imperator oder Dichter mit dem Unterschiede, daß man alles sogleich ganz vernünftig vergaß und sich die ganze Zeit viel besser dabei befand.

Wir hatten uns mit solchem Spiel beschäftigt und irgendwelchen Plunder eingegraben, Erik und ich, feierlich, flüsternd, obgleich niemand in der Nähe war, die Hände zitternd vor Eifer und schmutzig von Erde. Ich sprach von der Bedeutung des Vorhabens, die Erik tief erfaßte, sprach von der fernen Zeit und den fernen Geschlechtern, denen es Freude bereiten würde, zu finden, was wir vergraben hatten. Erik folgte, so gut er konnte, und wollte die Namen der unbekannten Kinder wissen. Er war tief ergriffen, sein Haar sträubte sich, und seine Wangen glühten. Uns gegenüber im Grase saß ganz bequem der Wurstel mit seinen weiten Hosen, er war nie weit von seinem Besitzer entfernt, und lächelte sein gewohntes, gelassenes Lächeln und sah wehmütig und nachdenklich drein.

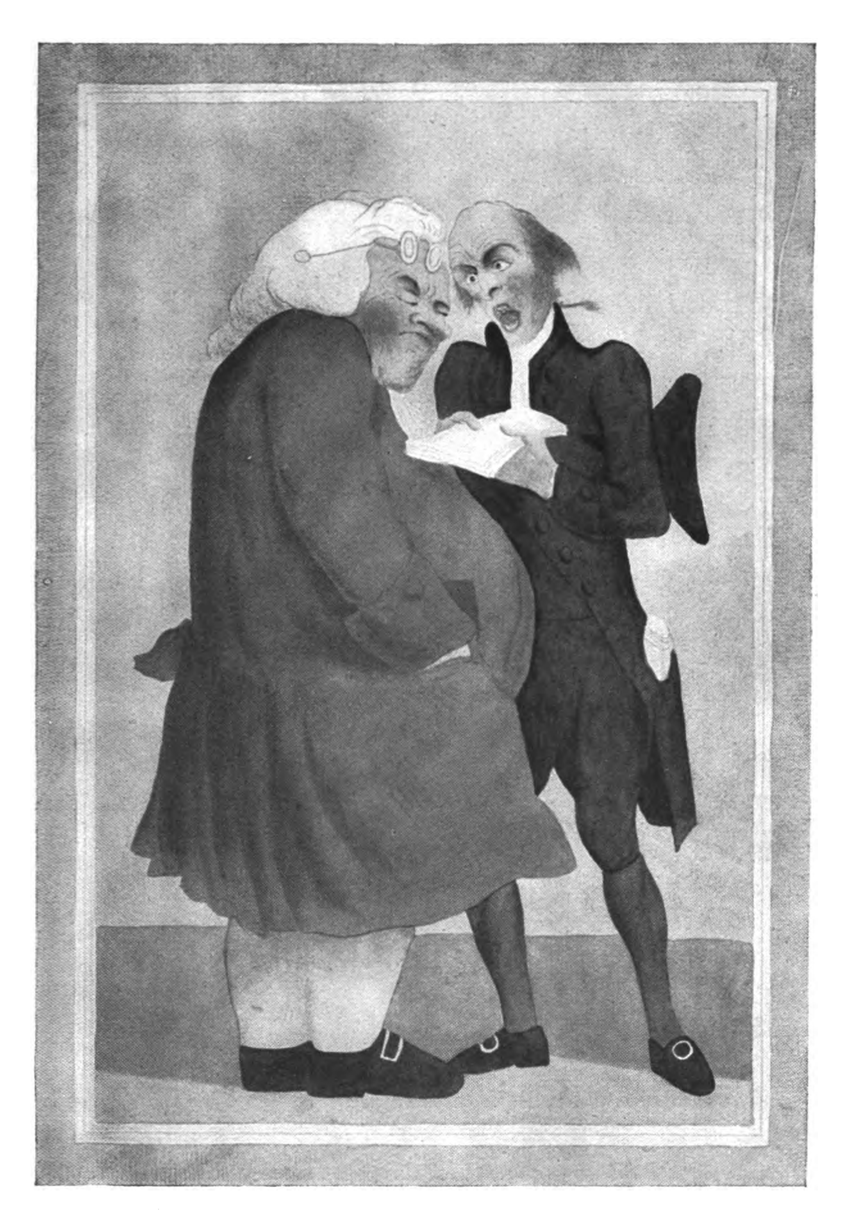
In Erik wurde der Wunsch rege, auch etwas für die Nachwelt zu tun. „Will den Hansel eingraben", sagte er stammelnd und errötend.

Dies war etwas Unerhörtes, denn einmal wußte ich, wie lieb er den Wurstel hatte, andererseits war dieser nicht wie irgendein hergelaufener Jemand, den man nach Gutdünken behandelte, sondern eine angesehene persönliche Bekanntschaft. Ich erhob Einwände.

„Das geht nicht", sagte ich. „Hansel ist zu fein. Das darfst du nicht. So etwas gibt man nicht fort. Deine Mama wäre übrigens sehr böse darüber."

Es zuckte um seine Lippen. „Sie mag den Hansel nicht", sagte er. „Niemand mag den Hansel. Nur ich" — fügte er hinzu, mit noch flammenderen Wangen. „Aber jetzt mag ich ihn auch nicht. Jetzt will ich ihn eingraben."

„Aber wenn du das tust, dann merke dir, daß du ihn nie wiedersehen wirst; denn, was man einmal hineingelegt hat, wieder ausgraben, das — das kann man nicht. Das darf man nicht, das geht einfach nicht."



DER AUTOR UND DER BUCHHAENDLER

Das stand als etwas Felsenfestes vor mir, ohne daß ich irgendeinen Grund dafür angeben konnte. Sonst wäre ja das Ganze ein leeres Spiel gewesen, wie alle anderen.

Aber Erik war hartnäckig und bestand auf seinem Wunsche, wenn er auch bei diesem: Nie, nie mehr! ein wenig zitterte. Er packte den Wurstel unsanft und schleuderte ihn zu Boden, so daß das Gesicht nach unten fiel. Nun hatte er gar keine Waffe mehr; denn nur in seinem guten Gesichte hatte er seine Stärke gehabt. Eine Grube für eine so ansehnliche Kostbarkeit herzurichten, war an und für sich ein großes Vergnügen, das ich mir jetzt nicht mehr zu versagen brauchte.

Wir machten sie tiefer als sonst und arbeiteten wie die Maulwürfe. Als alles fertig war, legten wir Hansel der ganzen Länge nach hinein. Es war ein bißchen unheimlich, die erste Erde auf sein freundliches, blasses Clowngesicht fallen zu sehen, aber sehr lustig, dann das Ganze zuzudecken und den Platz wieder glatt und nett zu machen. Da waren wir so müde, daß wir viel weniger empfanden als gewöhnlich und ohne weitere Spekulationen Hansel da ließen, wo er war. Als ich mich später an ihn erinnerte, stand sein Ende als etwas sehr Trauriges vor mir, und ein gewisses Schuldgefühl haftete an meinen Händen.

Aber das war ein Nichts gegen das, was sein Herr fühlte. Denn es berührte vielleicht alles, was in ihm an Gefühl entwickelt war. Von dem guten Wurstel hatte er nie etwas anderes als Liebes erfahren, stets war er bereit zu seiner Gesellschaft gewesen, wenn er eingesperrt war, bereit zu trösten, so gut er konnte. Im Boot hatte er seine Fahrt zu unbekannten und seligen Gefilden gelenkt. Er war still und oft unbeachtet gewesen, aber jetzt merkte man am besten, was er wert war und was er bedeutet hatte.

Als ich Erik nach ein paar Tagen wiedersah, fand ich ihn müßig und gelangweilt mit einem Blick von so wunderlich

schwermütigem und scharfem Ernste, daß er auch meine flüchtige Kinderreflexion wachrufen mußte. Er saß da und schaukelte das Boot hin und her, wie gewöhnlich; aber jetzt war kein Vergnügen dabei, denn er lauschte keinen Lauten, und das Fahrzeug ging nirgends hin. Es lag nur, wo es lag, zwischen dem Pfahl und der Brücke, wie ein armes, angekettetes Tier.

Als ich ihn fragte, was er habe, antwortete er nur: „Ich bin so allein." Und er wiegte und wiegte sich, den Blick auf den Schoß gesenkt.

Da schlug ich ihm vor, hinzugehn und Hansel wieder auszugraben, und es zuckte in seinem ganzen kleinen Körper, so als ob jede Fiber sich rein physisch nach der Berührung gesehnt hätte. Aber eine so männliche kleine Seele war er, daß er zauderte, ob es auch recht war, einen gefaßten Beschluß zu ändern — doch allzu schwer war es nicht, seine Skrupel zu überwinden.

So wanderten wir denn von dannen, um zu suchen, aber das hätten wir nicht tun sollen.

Das Gedächtnis der Kinder für Orte kann erstaunlich sicher sein, aber auch sehr launenhaft, und nun wollte es ein böses Schicksal, daß wir die Stelle vergessen hatten. Wir suchten Hand in Hand mit immer tiefer gebeugtem Rücken. Wir glaubten, das Gras müsse schon über der Stelle gewachsen sein, oder die Erde hätte ihr Aussehen verändert; Hansel war und blieb verschwunden. Und waren wir früher hart und gefühllos gewesen, so ließen wir jetzt beide seinem Andenken Gerechtigkeit widerfahren, wie wir so umherirrten in einer Welt, die für uns sehr leer geworden war. Hansel wurde eine Mythe, ein Wunder von Anmut und Talenten in meinen tröstenden Worten, die dieselbe Wirkung hatten wie alle derartigen; schließlich schluchzten und weinten wir alle beide. Aber mein Kummer war natürlich nicht so ganz echt gefühlt und bald vergessen.

Ich weiß nicht, wie es mit dem Eriks war, denn ich sah ihn nie mehr wieder. An einem regnerischen grauen Tage ging er wie gewöhnlich zu seiner Brücke hinab und kam nicht zurück. Es war wohl die Schlüpfrigkeit dort, die es verschuldete, und dann die Tiefe und die Strömung, die immer weiter und weiter hinabzog in das weißblühende Seegras — genug, niemand sah einen Schimmer des kleinen Wesens mehr.

Die Mutter machte eine Szene, sie lief barhäuptig ein kleines Weilchen den Strand hinab, die Hände an den Schläfen, die Ellenbogen ausgestreckt, und rief ein paarmal: „Mein Kind, mein Kind!" mit einem wunderlich leeren ungewohnten Tonfall, in den das Rascheln der Kieselsteine, über die sie lief, hineinschnarrte. Sie ging auch an den Wasserrand und machte sich die Zeugschuhe naß, aber kehrte wieder um, als niemand sie aufzuhalten suchte. Die Erwachsenen tadelten sie rückhaltlos wegen ihrer Vernachlässigung und Lieblosigkeit. Man erinnerte sich, daß der Kleine nicht einmal ordentliche Mahlzeiten gehabt hatte, sondern wie ein kleines Kätzchen, wenn der Hunger sich einstellte, in die Küche kam und wieder ging. Man beobachtete, daß sie so gut wie sofort ihre gewöhnlichen unsympathischen Besuche wieder hatte und unter ihrem Trauerhut mit den Florblumen ebenso flach und lärmend lachte wie früher. Und die Auffassung verbreitete sich auch unter den Kindern, daß es um den armen Erik sehr schade sei, daß er ein ungewöhnlich lieber, kleiner Junge gewesen und es für ihn gut sei, daß er dahingegangen war.

Damit beruhigten sich alle ziemlich leicht, und auch ich glaubte, daß seine Geschichte abgeschlossen und vergessen sei.

Das war sie auch im großen ganzen, aber doch nicht völlig.

Eines Tages sah ich die Mutter oben im Hag herumgehen, wo ich mich aufzuhalten pflegte. Es war regnerisches Wetter, und sie wollte offenbar angeln gehen, denn sie hatte einen kleinen Spaten und eine Anchovisbüchse mit und grub nach

Würmern. Ich erinnerte mich plötzlich an meine „geschützten Gebiete“ und lief hin, um zu verhindern, daß sie gestört wurden, auch nebenbei um zu sehen, wie viele Würmer sie finden konnte. Sie trug in der Nässe nichts von ihren neuen Trauerkleidern, was mir sehr herzlos von ihr vorkam. Es fiel mir darum schwer, sie anzusprechen, aber ich bat sie doch auf jeden Fall, den kahlen Fleck im Grase neben einer kleinen Tanne nicht zu berühren, auf den sie gerade ihren Spaten richtete.

„So, warum denn?“ — fragte sie und sah mich mit einem, wie mir schien, brennenden und erschreckenden Blick aus ihren braunen Augen an. Es war ihre Gewohnheit, sie förmlich klatschend und direkt auf den zu richten, mit dem sie sprach, und dann den Blick zu etwas erstarren zu lassen, das anmutige Würde sein sollte. Es war eine Art von Koketterie, wie sie dumme junge Frauen oft haben, aber ihr Zauber war an ein Kind verschwendet, für das schon das Fehlen eines freundlichen Leuchtens beinahe Härte bedeutete.

„Ich habe dort etwas hineingelegt“, sagte ich, unangenehm berührt.

„Und was denn? Nein, solche Rangen!“

„Das — weiß ich nicht mehr.“

Ich wußte es auch wirklich nicht, aber im selben Augenblicke stieg das Bild vor mir auf. Der tote kleine Erik mit zitternden Händen, der Wurstel, der auch sterben mußte, hatten wir ihn nicht gerade hier niedergelegt?

Ja, gewiß, da mit dem Spaten kam ein plumper, weicher, feuchter Gegenstand hervor, unkenntlich unter der klebrigen Erde, aber doch Hansel. Die Tränen stiegen mir in der Kehle auf, ohne daß ich recht wußte warum; aber ich war doch neugierig, zu sehen, wie er sich verändert hatte, und ob etwas an ihm sich gleichgeblieben war.

Die Frau beugte sich hinab und staubte ihn mit den Fingern

ab. „Ein Wurstel“, sagte sie. „Nein, was diesen Kindern alles einfällt.“

Und ein neuer Blick trat in ihre Augen, der in seinem lächelnden Einverständnis noch unbehaglicher und beunruhigender war, ja zudringlich wie eine Berührung. — „Den müssen wir uns anschauen!“

Da starrten Hansels ehrliche Augen durch den Staub und die Erde zu ihr empor, und das Gesicht in seinem Schmutz war noch fahler, als da wir es eingruben, Erik und ich, und das Ganze noch unerklärlicher und unheimlicher als damals.

Aber es kam wunderlicher.

Die Frau zuckte zusammen, warf den Spaten weg und umklammerte mit beiden Händen das unförmliche Bündel, sank auf die Knie und sah. Der rosenrote Mund des Wurstels lächelte sie ungelenk an, die Glieder hingen ungelenk herab. Er sah aus, als könnte er kein Wort zu seiner Verantwortung sagen.

Aber wenn er Worte gehabt hätte, was hätte er da wohl gesagt!

Die Frau riß Hansel an sich, so schmutzig er war, und küßte ihn. „Herrgott,“ schrie sie, „Herrgott!“

Und jetzt hätte auch ein Erwachsener in ihrer Stimme keinen falschen Ton gefunden.

Die Plötzlichkeit der Begegnung mit diesem wohlbekannten Spielzeug, von dem sie wohl geglaubt hatte, daß es dem Knaben hinab in die Tiefe gefolgt war, das kindlich Unmittelbare der Phantastik hatte sie überrumpelt. Wie die Puppenleiche so verlassen vor ihr lag, mußte sie ihr das Bild einer anderen kleinen Leiche vor Augen führen. Ihre Not war eines anderen Not. Ihre Seele, denn auch für sie bekam die Puppe jetzt eine Seele, beschwor eine andere kleine Seele herauf, auch sie verzweifelt einsam und von Leere und Dunkelheit bedrückt.

Sie preßte alles in ihre Arme und jammerte darüber und

über sich selbst, und vielleicht begriff sie in diesem Augenblick mehr als früher in ihrem ganzen Leben.

„Herrgott! Wie naß und kalt! Sein kleiner Hansel! Wie ist er hergekommen?"

Die letzte Frage war an mich gerichtet. Sie fügte sich nur schwer zu verständlichen Lauten, und schwer war es auch für mich, eine Antwort zu geben. Das traurige Aussehen und Schicksal der Puppe — etwas anderes begriff ich nicht — und die Bewegung der Erwachsenen erschütterte mich tief. Nur der Gedanke, daß sie mich für einen Dieb halten könnte, zwang mich, zu sprechen.

„Er hat ihn eingegraben. Er wollte es selbst. Er hat gesagt, den Hansel mag niemand."

Das hätte er jetzt nicht gesagt, wenn er die Mutter gesehen hätte. Sie saß ganz weiß da und preßte bald den Wurstel an sich, bald sah sie ihn an, als wäre er unendlich kostbar. Seine starre Miene, die sonst so sympathisch war, wurde angesichts dieser Gefühlsäußerungen unheimlich und abstoßend. So steht es jedenfalls jetzt vor mir, wenn ich diese Szene sehe. Es kommt Ironie und Grausamkeit hinein.

Damals sah ich nicht lange zu; denn ich hatte es eilig, fortzukommen. Aber die Frau ging erst viel später heim, die Puppe unter dem Mantel eng an ihre Brust gepreßt.

Ich weiß nicht, wie lange sie bei ihrer Natur daran festhielt, und ob die Puppe vielleicht noch heute in einer Lade liegt und das Andenken an ein Kind die Jahre hindurch bewahrt. Wahrscheinlich nicht. Aber in jenem Augenblicke hatte der kleine Ertrunkene einen warmen Platz in ihrer Erinnerung, und sein Schatz war in guter Hut. Er bedeutete für die, die ihn fand, viel mehr, als jemand von uns ahnen konnte, viel mehr als selbst für den kleinen Erik, als er im Spiel der Erinnerung und der Nachwelt sein schweres Opfer darbrachte.

Aus dem Novellenbuch „Die rote Rose".

KALIDASA

DER FRÜHLING

DIE Herzen froher Menschen zu verwunden,
Geliebte, nahet sich der Frühlingsheld,
Der Bienen sich zur Bogensehne füget
Und Mangoblüten statt der Pfeile hält.

Die Jungfrau liebt, der Zephir weht mit Düften,
Die Bäume blühn, der Lotus schmückt die Seen,
Die Nächte ruhig und die Tage labend:
Wie ist im Frühling alles doch so schön!

Wo Teiche mit Juwelengürteln prangen
Und gleich dem Monde glänzt die Mädchenschar,
Wo unter Blumen Mangobäume schwanken,
Da bietet sich des Lenzes Wonne dar.

Girlanden um die Brust, mit kühlem Sandel,
Den Odem würzig von des Betels Duft,
Den Leib umgürtet, gehen ohne Bangen
Die Schönen, wo Anangas Freude ruft.

Vom goldenfarbigseidenen Gewande
Umschlungen tritt die Lüsterne hervor,
Sie hat des Busens Hügel überzogen
Mit einem zarten, krokusgelben Flor.

Am Ohre schwanken Karnikarablumen,
In dunklen Locken der Asoka glüht,
Und auf dem Scheitel duften Jasmindolden,
Wenn freudig sie dem Freund entgegenzieht.

Z. 9 v. u. Ananga ist der Liebesgott, „der Körperlose" genannt, weil er, nach der indischen Mythologie, bei einem Versuch, den gewaltigen Gott Siva in der Askese zu stören und zu bestricken, von diesem mit dem furchtbaren Feuerstrahl seines (dritten) Stirnauges zu Asche verbrannt wurde.

Mit Salbenschminke haben sich die Frauen
Das goldne Lotusangesicht geletzt,
Und von des Schweißes zarten Freudentropfen
Wird perlenförmig ihre Stirn benetzt.

Wie sinnverwirret lösen sie behende
Vom schlanken Leibe sich das Gürtelband
Und schauen sehnend um nach ihrem Gatten,
Der liebetrunken in der Nähe stand.

Doch wo der Gatte von der Heimat ferne,
Da färbt Ananga ihre Wangen blaß;
Vor Sehnsucht zittern ihre zarten Glieder,
Sie weint und seufzet ohne Unterlaß.

Im trunknen Auge weilt der Körperlose
Zu dieser Frist und an dem blassen Mund;
Er thronet auf dem hochgewölbten Busen,
Auf schlankem Wuchs, auf Hüften voll und rund.

Er läßt sofort der Schönen Leib ermatten,
Der wie betäubt in süßen Schlummer sinkt;
Er macht, daß wie vom Wein die Rede stammelt,
Das Auge zärtlich mit den Brauen winkt.

Die eine, nach dem Freudentaumel wankend,
Hat Krokussalbe kundig sich gemischt,
Mit Moschus, kühlem Sandel und Priyangu
Die heiße Brust gedüftet und erfrischt.

Die andre, von des Kama Pfeil verwundet,
Hat schnell gelöst das engende Gewand;
Durchduftet sich mit Aloe die Glieder
Und färbt mit Lakkaröte Fuß und Hand.

Z. 4 v. u. **Kama**: der indische Gott der Liebe.

Es küsset nun, vom Mangosafte trunken,
Der Kokila der Auserwählten Mund,
Und auf dem Lotus macht die Biene summend
Dem Liebsten ihre Schmeicheleien kund.

An kupferfarbnen Sprossen ist mit Dolden
Von Blüten schwer der Mango angetan
Und facht, vom Winde hin und her geschaukelt,
Der Jungfrau Herz zu Liebesfreuden an.

Und wo mit dunkelen Korallenzweigen
Die Blumenfülle des Asoka nickt,
Da wird das jugendliche Herz der Schönen
Von Kummer voll, sobald sie ihn erblickt.

Es füllt mit Wonne sich des liebenden Jünglings Busen,
Wenn Atimukta ihre duftigen Kelche öffnet;
Wenn trunkne Bienen ihre glänzenden Blüten küssen
Und zart die Ranken von des Zephires Hauche schaukeln.

Und wer, Geliebte, von der Teuersten wird gemieden,
Dem muß die Liebe wie mit Pfeilen das Herz verwunden,
Wenn schnell entsprossen des Kurabaka schöne Ähren
Mit Blütenschimmer über liebliche Lippen siegen.

Die Wälder wogen mit des Kimsuka Blumenröte
Und Parijatas wie von glühender Feuerflamme;
Es glänzt und flimmert überall, wo der Lenz erscheinet,
Gleich einer Jungfrau nun im Purpurgewand der Erde.

Warum verwunden, wie mit Schnäbeln der Papageien,
Uns der Palasa und die Blüte der Karnikaren,
Wenn Nachtigallen unter süßem Gekose vollends,
Schönmünd'ges Mädchen, noch der Jünglinge Herzen rauben?

Z. 2 v. o. Der **Kokila**, eine indische Kuckucksart, der typische Frühlingsbote.

Denn wo sie freudig und mit lautem Gesange jubeln,
Da werden plötzlich auch des Jünglinges Worte trunken;
Den holden Bräuten wird das schüchterne Herz beweget,
Daß im Gemache sie verschämet darob erröten.

Der Hauch des Lenzes hat den Nebel hinweggenommen,
Er schüttelt leise mit den blumigen Mangozweigen,
Läßt weit ertönen nun den fröhlichen Ruf des Kuckucks
Und stiehlt sich säuselnd in die liebende Brust der Menschen.

Entzückend glänzen in den Gärten Jasmingebüsche
Mit weißen Blüten, wie der tändelnden Jungfrau Lächeln;
Sie fesseln selber wohl das fromme Gemüt des Weisen,
Und wieviel mehr noch, wessen Seele die Lieb' erfüllet!

Denn welcher Jüngling, wenn die Frauen, nach Liebe sehnend,
Die Brust bekränzen und mit goldenem Gürtel prangen,
Wenn Bienen summen und die Nachtigall lieblich flötet,
Vermag im Lenze diesem Zauber zu widerstehen?

Die Berge schimmern von unzähligen Blütenbäumen,
Und ihre Gipfel sind geschmücket mit Kuckuckscharen;
Die Felsen schauet wie besponnen mit Bienennetzen,
Wohin sich wendet überall nur das trunkne Auge.

Doch wer anjetzo von der liebenden Gattin ferne
Betrübten Herzens auf den blühenden Mango schauet,
Der schlägt mit Seufzen und mit Klagen das Auge nieder
Und ruft verzweifelnd ihren Namen mit lauter Stimme.

Wenn trunkne Bienen summen und Mangobäume blühn,
Wenn Kokilasang ertönet und Karnikaren glühn:
Das sind die scharfen Pfeile, womit der Jungfrauen Brust
Die blumenbogige Gottheit entflammt zur Liebeslust.

Z. 1 v. u. Die blumenbogige Gottheit ist wieder der Liebesgott Kama (Ananga).

Der Zephir schaukelt leise die Bäume mit Blättern schwer
Und schüttelt den Blumenregen wie goldnen Glanz umher;
Voll Sehnsucht bleibet der Pilger ermüdet am Wege stehn
Mit abgewandten Blicken und will vor Schmerz vergehn.

Den Schönen gehet der Frühling an Lieblichkeit zuvor:
Er führt statt muntrer Reden ein fröhliches Sängerchor,
Die hellen Jasminblüten statt weißer Zähne Glanz
Und statt der Fingersprossen den rötlichen Knospenkranz.

Honig trieft dem Blumenlenze von Asokas Blütenmund,
Der berauschten Biene Summen machet seine Rede kund;
Sein Gesicht der volle Lotus, seine Zähne von Jasmin
Und sein Odem Mangodüfte, wenn die lauen Weste ziehn.
Aloe, sein Liebesopfer, bringt er Madana zum Heil:
Und so werden dann auf immer Lenzeswonnen euch zuteil.

Aus: „Der Kreis der Jahreszeiten [Rtusamhara]" (Insel-Bücherei Nr. 282).

* * *

STEFAN ZWEIG

DOSTOJEWSKIS ANTLITZ

SEIN Antlitz scheint zuerst das eines Bauern. Lehmfarben, fast schmutzig falten sich die eingesunkenen Wangen, zerpflügt von vieljährigem Leid, dürstend und versengt spannt sich mit vielen Sprüngen die rissige Haut, der jener Vampir zwanzigjährigen Siechtums Blut und Farbe entzogen. Rechts und links starren, zwei mächtige Steinblöcke, die slawischen Backenknochen heraus, den herben Mund, das brüchige Kinn überwuchert wirrer Busch von Bart. Erde, Fels und Wald, eine tragisch elementare Landschaft, das sind die Tiefen von Dostojewskis Gesicht. Alles ist dunkel, irdisch und ohne Schönheit in diesem Bauern- und beinahe Bettlerantlitz; flach

Z. 13 v. o. Madana ein anderer Name für den Liebesgott.

und farblos, ohne Glanz dunkelt es hin, ein Stück russische Steppe auf Stein versprengt. Selbst die Augen, die tief eingesenkten, vermögen aus ihren Klüften nicht diesen mürben Lehm zu erleuchten, denn nicht nach außen schlägt klar und blendend ihre gerade Flamme, gleichsam nach innen ins Blut hinein brennen zehrend ihre spitzen Blicke. Wenn sie sich schließen, stürzt der Tod sofort über dies Gesicht, und die nervöse Hochspannung, die sonst die mürben Züge zusammenhält, sinkt nieder ins lethargisch Unbelebte.

Wie sein Werk ruft dies Antlitz erst das Grauen vom Reigen der Gefühle auf, dem sich zögernd Scheu und dann leidenschaftlich, in wachsender Bezauberung Bewunderung gesellt. Denn nur die irdische Niederung, die fleischliche, seines Antlitzes dämmert hin in dieser düster-erhabenen naturhaften Trauer. Aber wie eine Kuppel, weißstrahlend und gewölbt, hebt sich ragend über dem engen bäurischen Gesicht die aufstrebende Rundung der Stirne: aus Schatten und Dunkel steigt blank und gehämmert der geistige Dom: harter Marmor über den weichen Lehm des Fleisches, das wüste Dickicht des Haares. Alles Licht strömt in diesem Antlitz nach oben, und blickt man in sein Bild, so fühlt man immer nur sie, diese breite, mächtige, königliche Stirn, sie, die immer strahlender leuchtet und sich zu weiten scheint, je mehr das alternde Antlitz in Krankheit vergrämt und vergeht. Wie ein Himmel steht sie hoch und unerschütterlich über der Hinfälligkeit des gebrestigen Körpers, Glorie von Geist über irdischer Trauer. Und auf keinem Bilde leuchtet dies heilige Gehäuse des sieghaften Geistes glorreicher als von jenem des Totenbetts, da die Lider schlaff über die gebrochenen Augen gefallen sind, die entfärbten Hände, fahl und doch fest, das Kreuz gierig umfassen (jenes arme kleine Holzkruzifix, das einst eine Bäuerin dem Zuchthäusler schenkte). Da strahlt sie wie von morgens die Sonne über nächtiges Land nieder auf das ent-

seelte Antlitz und kündet mit ihrem Glanz die gleiche Botschaft wie alle seine Werke: daß der Geist und der Glaube ihn erlösten vom dumpfen niederen und körperlichen Leben. In letzter Tiefe ist immer Dostojewskis letzte Größe: und nie spricht sein Antlitz stärker als aus seinem Tod.

Aus dem großen Aufsatz über Dostojewski, der gemeinsam mit Studien über Balzac und Dickens unter dem Titel „Drei Meister" erscheint.

* * *

FELIX BRAUN

DIE KLAGE

IN der Nacht aus dem Stall eine Kuh aufschrie
Klagevoll.
Und ich schlief noch nicht, und ich hörte sie
Klagevoll.
Oh so tief aus der Brust — wie zog sich's so lang! —
Aller Ängste Angst, aller Dränge Drang
Quoll und schwoll.

Horch — da wieder herklang's, wechselnd hoch und tief,
Klageschwer.
Und ich war's, den's anging, ach, ich war's, den sie rief
Um Hilfe so sehr,
Daß er krau' ihr die Stirn, ihr wegscheuche den Traum,
Das Einsame rüttle von Raufe und Raum —,
Und wieder scholl's her.

Oh Vieh, oh Geschöpf, oh verlassenstes Los —
Klageweh —
Drängt das Kalb dir im Schoß mit so schmerzendem Stoß?
(Daß die Magd doch aufsteh!)
Oder sind es Dämonen, die keiner sonst sieht,
Dich feurig umkreisend vor Nüster und Lid?
(Oh, daß es vergeh!)

Doch du, den es anruft — oh wie es jetzt tönt
Klagevoll! —,
Als ob durch's Gehörne die Stimme nachdröhnt',
Voll Geroll! —,
Du birg dich nicht mehr hinter Wolken und Stern,
Sei Knecht und rette das Gut dem Herrn —
Oh — wie's wieder scholl!

Und ich hab in die Ohren die Finger gestopft —
Nicht mehr! nimmermehr!
Da hat mir der Schall vor die Stirne geklopft —
Schwer — fernher!
Da grub ich das Haupt in die Kissen hinein —
Anbrauste, dumpf rauschte das Schrein, das Schrein —
— Ich versank im Meer —

— Am Morgen da trat ich frostzitternd vor's Haus —
Nebel schwoll.
Eine Stimme sprach leise: „Der Sommer ist aus" —
Klagevoll.
War's die Magd? Ich glaube, die Stalltür ging leis.
Auf den wilden Weinblättern der Reif lag wie Eis.
— Oh Freunde, daß jeder die Stunde weiß,
Da er heimkehren soll!

* * *

KAISER ARTURS SCHACHSPIEL

EIN Rufen hub an, nach Eirynwych Amheibin, Arturs Diener, einem roten, groben, ungefügen Manne mit rotem Backenbart und borstigem Haar. Und siehe, er kam auf hohem, rotem Pferd, dessen Mähne zu beiden Seiten geteilt war, und führte ein großes prächtiges Saumroß herbei. Der ungefüge rote Bursche stieg vor Artur vom Pferde und zog aus dem Ballen

einen goldenen Stuhl und einen Teppich von gesticktem Atlas. Vor Artur breitete er den Teppich aus, an dessen Ecken je ein Apfel von rotem Golde war. Und auf den Teppich stellte er den Stuhl, der so groß war, daß drei gewappnete Krieger darin zu sitzen vermochten. Des Teppichs Name war Gwenn, und eine seiner Eigentümlichkeiten bestand darin, daß, wer immer auf ihm war, ihn niemand erblicken konnte, während er jedermann sah. Er konnte keine Farbe als die ihm eigene bewahren.

Und Artur saß auf dem Teppich Gwenn, vor ihm stand Owain. „Owain," sprach Artur, „willst du Schach spielen?" „Ich will es, Herr." Der rote Bursche brachte das Schach für Artur und Owain, goldene Stücke und ein Silberbrett. Sie begannen zu spielen.

Als sie dabei waren, sich zum besten am Spiel zu unterhalten, erblickten sie ein weißes Zelt mit rotem Traghimmel, und auf der Spitze des Zeltes eine kohlschwarze Schlange. Im Kopf der Schlange staken rot funkelnd giftige Augen, eine rotflammende Zunge.

Ein junger Edelknabe kam mit Gelblockenhaar, blauen Augen und frisch keimendem Bart, er trug Rock und Überrock von gelbem Atlas, Hosen von grün-gelbem Tuch an den Füßen, über den Hosen Schuhe von geteilt farbigem Leder, mit goldenen Haken an den Spannen gefestigt. Ein schweres, dreischneidiges Schwert mit goldnem Heft hing in schwarzer Lederscheide, beschlagen mit Feingold. Er kam zu der Stelle, wo der Kaiser und Owain Schach spielten.

Der Jüngling begrüßte Owain. Und Owain wunderte sich, daß der Jüngling ihn und nicht Kaiser Artur begrüßte. Artur wußte, was in Owains Gedanken war. „Wundere dich nicht, daß jetzt der Jüngling dich begrüßte, denn mich begrüßte er unlängst. Sein Auftrag geht an dich." Und der Jüngling sagte zu Owain: „Geschieht es mit deiner Erlaubnis, Herr,

daß die jungen Edelknaben und Begleiter des Kaisers deine Raben quälen und zerreißen? Wenn es deine Erlaubnis nicht ist, veranlasse den Kaiser, daß er es verbietet." „Du hörst, Herr, was der Jüngling erzählt," sprach Owain, „wenn es dir gut dünkt, verbiete ihnen, meine Raben zu quälen." „Spiel dein Spiel", sagte Artur. Der Jüngling kehrte zum Zelt zurück.

Sie beendeten jenes Spiel und begannen ein anderes. Als sie mitten darinnen waren, kam ein rötlich junger Mann mit kastanienbraunen Locken, großen Augen, von gutem Wuchs, frischgeschorenem Bart, aus einem leuchtend gelben Zelt hervor. Auf der Spitze des Zeltes war ein hellroter Löwe. Der Jüngling war gekleidet in einen Rock, der gestickt war mit Fäden von roter Seide und tief auf den schmalen Teil des Beins fiel. An den Füßen hatte er Hosen von feiner weißer Steifleinewand; über den Hosen waren Halbstiefel von schwarzem Leder, gefestigt mit goldenen Haken. In der Hand trug er ein ungefüg schweres dreischneidiges Schwert mit goldbeschlagener Scheide von roter Hirschhaut. Er kam zur Stelle, wo Artur und Owain beim Schachspiel waren, und begrüßte Owain. Owain ward ob dieser Begrüßung verwirrt, aber Artur achtete darauf nicht mehr als vordem. Und der Jüngling fragte Owain: „Ist es nicht gegen deinen Willen, daß die kaiserlichen Diener deine Raben martern, einige töten, andere zerreißen? Wenn es gegen deinen Willen ist, ersuche ihn, es den Dienern zu verbieten." „Herr, verbiete es deinen Leuten," sprach Owain, „wenn es dir gut dünkt." „Spiel dein Spiel", sagte der Kaiser. Der Jüngling kehrte zum Zelt zurück.

Jenes Spiel war zu Ende, ein anderes ward angefangen. Als sie beim ersten Zug waren, erblickten sie in geringer Entfernung ein gelbgeflecktes Zelt, groß, wie sie nie eins sahen. Auf ihm war ein Adler, und in des Adlers Kopf stak ein kostbarer Stein. Aus dem Zelt trat ein Jüngling mit dichtgelbem Haar, schön, artig, angetan mit schöner Atlasschärpe

und einer Goldspange von der Größe des Mittelfingers eines Kriegers in der Schärpe auf der rechten Schulter. An den Füßen waren schöne gelbgeflammte Hosen und Schuhe von geteilt farbigem Leder, goldgehakt. Der Jüngling war edlen Anstands, schöngesichtig, rotwangig mit großen Falkenaugen. In seiner Hand war eine mächtige gelbgefleckte Lanze mit frisch geschärfter Spitze. Auf der Lanze trug er eine entfaltete Fahne.

Wildzornig, schnellen Schritts, kam er zur Stelle, wo Artur mit Owain Schach spielte. Sie bemerkten seinen Zorn. Darauf begrüßte er Owain und erzählte, daß die meisten von Owains Raben getötet seien. Sofern sie nicht erschlagen, seien sie verwundet, zerquetscht, nicht einer könne die Flügel eine einzige Spanne über den Boden heben. „Herr, verbiete es deinen Leuten", sprach Owain. „Spiele, wenn es dir beliebt!" sagte der Kaiser. Und Owain wandte sich an den Jüngling: „Geh hin: wo immer du den Kampf am dichtesten findest, erhebe deine Fahne, und laß kommen, was kommen mag!"

Zur Stelle hin ging der Jüngling, wo der Kampf gegen die Raben am strengsten geführt wurde, und erhob seine Fahne. Auf diese Tat schwangen alle Raben sich in die Lüfte, zornig, wild, hochdurchgeistet, indem sie die Flügel im Winde zusammenschlugen und die Ermattung, die auf ihnen war, abschüttelten. Als sie Tatkraft und Mut wieder erlangt hatten, stiegen sie hernieder, zornwütig, frohlockend, im einzigen Schwung, auf die Köpfe der Leute, die ihnen eben Grimm, Qual, Pein verursachten. Etliche griffen die Leute bei den Köpfen an, etliche an den Augen, Ohren, Armen, und trugen sie in die Lüfte auf. Da gab es in den Lüften ein mächtiges Getöse vom Schlagen der Flügel, dem Gekrächz triumphierender Raben. Da gab es ein anderes mächtigeres Getöse vom Getön zerrissener und verwundeter Männer, einige waren erschlagen.

Artur und Owain beim Schachspielen wunderten sich über das Getöse. Als sie aufblickten, kam ein Ritter auf schwarzbraunem Pferde zu ihnen herbei. Wunderbar war des Pferdes schwarzbraune Farbe. Hellrot war des Pferdes rechte Schulter, helles Gelb war von der Spitze seiner Beine bis zur Mitte des Hufes. Beide, Ritter und Pferd, waren ganz gewappnet mit schwerer fremdländischer Rüstung. Das Kleid des Pferdes war an der Stirnöffnung von hellrotem Taffet und von hellgelbem Taffet abwärts. An der Hüfte trug der Jüngling ein goldgefäßig einschneidiges Schwert in lichtblauer Scheide, beschlagen mit spanischem Messing. Das Schwertgehenk war aus dunkelgrünem Leder mit goldnen Schleifen, einem Elfenbeinhaken und kohlenschwarzer Schnalle. Auf dem Haupte trug der Ritter einen Goldhelm, besetzt mit kostbaren Steinen, und auf der Helmspitze war ein flammfarbiger Leopard, in dessen Kopf zwei rubinrote Steine staken. Schrecklichen Anblicks für einen Krieger war das Leopardenantlitz, weit mehr noch als das des Ritters. In der Hand trug er eine blauschäftige Lanze, die aber karmesinrot vom Griff bis zur Spitze war vom Blut der Raben Owains und ihrem Gefieder.

Der Ritter kam zur Stelle, wo Artur und Owain beim Schachspielen saßen. Sie bemerkten, daß er ermattet, gequält und müde war, als er zu ihnen kam. Der Jüngling begrüßte Artur und erzählte, daß Owains Raben seine jungen Leute und Diener erschlügen. Artur schaute auf Owain: „Verbiete es deinen Raben!“ „Herr, spiel dein Spiel“, antwortete Owain. Sie spielten. Der Ritter kehrte in den Kampf zurück, und den Raben war es nicht mehr als vordem verboten.

Nachdem sie eine Weile spielten, hörten sie ein mächtiges Getöse, Wehklagen von Männern, Rabenkrächzen, als sie die Männer in ihrer Stärke in die Lüfte auftrugen. Nachdem die Raben sie unter sich zerrissen hatten, ließen sie die Stücke zur Erde fallen. Während des Getöses sahen sie einen Ritter

auf lichtgrauem Pferd herankommen. Des Pferdes linkes Vorderbein war kohlenschwarz bis zur Hufmitte, Ritter und Pferd waren ganz gewappnet mit ungefüg schwerer blauer Rüstung. Im Ehrenkleid von gelb gesticktem Atlas, dessen Ränder blau waren, kam der Ritter. Die Schabracke seines Pferdes war kohlenschwarz mit hellgelben Rändern. Um die Hüfte trug der Jüngling ein langes, dreischneidiges, schweres Schwert. Die Scheide war von rot ausgeschnittenem Leder, sein Gehenk von frischer roter Hirschhaut, viele goldene Gleitlinien waren darauf, eine Schnalle aus Seepferdsknochen mit kohlenschwarzer Zunge. Auf dem Haupte hatte der Ritter einen Goldhelm, in dem Saphire eingeschmiedet waren. Auf der Spitze des Helms stand ein flammfarbiger Löwe mit feuerroter Zunge, die aus dem Maul über einen Fuß lang hervorging. In seinem Kopf staken giftige karmesinrote Augen. Als der Ritter kam, trug er eine dicke Eschenlanze, deren silberbeschlagene Spitze eben in Blut getaucht war.

Der Jüngling begrüßte den Kaiser und sprach: „Bekümmert es dich nicht, Herr, daß deine Edelknaben, junge Leute und Söhne der Edlen von Britannien, erschlagen werden und daß es schwer sein wird, die Insel fortan immer zu verteidigen?" „Owain," sagte Artur, „verbiete es deinen Raben." „Spiel dein Spiel, Herr", antwortete Owain.

Sie beendeten das Spiel, begannen ein andres. Als sie es endeten, hörten sie großes Getöse, Geschrei gewappneter Männer, Rabenkrächzen und Flügelschlagen in den Lüften. Sie schleuderten die Rüstungen auf den Erdboden herab, in Stücken Männer und Pferde.

Sie sahen einen Ritter kommen auf einem Schecken mit hoch erhobenem Kopf. Die linke Schulter des Pferdes war hellrot, das rechte Bein von der Brust bis zur Hufhöhe war rein weiß. Ritter und Pferd waren gewappnet mit gelbgefleckten Waffen, bunt von spanischem Messing. Er und

das Pferd trugen ein Ehrenkleid, zweiteilig schwarz und weiß, seine Ränder goldpurpurn. Über dem Kleid trug er ein dreischneidiges, helles, goldheftenes Schwert. Das Schwertgehenk war gelbe Goldarbeit, mit Haken vom Auglide des schwarzen Seepferdes, an der Schnalle war eine gelbgoldne Zunge. Auf dem Haupt hatte der Ritter einen hellen Helm von gelbem Messing mit funkelnden Kristallsteinen, und auf dem Helmkamme war ein Greif, in dessen Kopf ein kostbarer Stein stak. Er hielt einen Eschenspeer, rundschäftig, meerblau, seine Spitze war fein silbern ausgelegt und frisch mit Blut gefärbt.

Grimmig kam der Ritter zu Artur und erzählte, daß die Raben das Haus des Reiches und die Söhne der Hauptleute erschlagen hätten, und ersuchte Artur, Owain zu veranlassen, daß er es den Raben verbiete. Da nahm Artur die goldenen Schachfiguren auf dem Brett und zerdrückte sie, bis sie Staub waren. Da befahl Owain dem Fahnenträger die Fahne zu senken. Die Fahne wurde gesenkt, und alles war Frieden.

Aus: „Kymrische Dichtungen" (Insel-Bücherei Nr. 299).

* * *

AUS DEM „BUCH DER FABELN"

STAHL UND STEIN

DER Stein verwunderte sich sehr, als der Feuerstahl ihn schlug, und sagte zu ihm mit strenger Stimme: „Was für ein anmaßender Patron bist du, mich zu belästigen! Mir scheint, du warst im Irrtum, als du mich hernahmst. Tu mir nicht Schmerz an; ich vertrug mich noch mit jedermann." Da gab der Feuerstahl zur Antwort: „Sei nur geduldig, und du wirst sehen, welche wunderbare Frucht ich mit dir erzeuge." Auf diese Worte raffte sich der Stein zusammen und hielt geduldig der Marter stand. Da sah er, wie aus ihm das Feuer

geboren wurde, und sah, wie die wundervolle Kraft und der Glanz des Feuers in zahllosen Dingen wirkte und schuf. —

Das Gleichnis hierzu will ich euch sagen: es sind die Lernenden. Zu Anfang ihrer Studien erschrecken sie und verzagen; dann aber nehmen sie sich selbst in Zucht und tun mit Geduld und strengem Fleiße ihre harte Arbeit. Und so wird in ihren Studien wunderbare Kraft sein, und überzeugende Gedanken werden aus ihnen entsprießen. —

Leonardo da Vinci

* * *

SCHWAMM UND GRAS

Der Schwamm sagte zum Gras: „Ich schieße in einem Augenblick auf, indessen du einen ganzen Sommer durch wachsen mußt, um zu werden, was ich in einem Augenblick bin." — „Es ist wahr," erwiderte das Gras, „ehe ich etwas wert bin, kann ein ewiger Unwert hundertmal entstehen und hundertmal wieder vergehen."

Johann Heinrich Pestalozzi

* * *

WITT UN SWATT

Dar wer mal en lüttje Hahn, de weer ganz witt, und dar weer mal en anner lüttje Hahn, de weer ganz swatt. De lüttje swatte Hahn sä to den lüttjen witten Hahn: „Kiek, wo geit dit an, du treckst di ganz witt an?" „Jo," sä de lüttje witte Hahn, „un wo geit dat an, du treckst di ganz swatt an?" Un dunn keek de lüttje witte Hahn den lüttjen swatten Hahn so'n beeten vun de Sid an, un den lüttje swatte Hahn keek den lüttjen witten Hahn so'n beeten vun de anner Sid an. Un up mal fung'n se beid ludhals an to krein. Wider hett det awerst keene Folgen hatt.

Gustav Falke

* * *

DAS CHAMÄLEON UND DER ELEFANT

Eines Tages lud das Chamäleon den Elefanten zum Laufen ein. Der Elefant nahm die Herausforderung an, deren Ent-

scheidung auf den folgenden Morgen verlegt wurde. Während der Nacht verteilte das Chamäleon viele seiner Brüder in kurzer Entfernung den Weg entlang, der zu durchlaufen war. Als der folgende Tag graute, kam der Elefant und fing ohne weiteres zu laufen an. Das Chamäleon stieg hurtig dem Elefanten auf den Schwanz. Bei jeder Begegnung mit einem Chamäleon fragte der Elefant: „Bist du nicht müde?“ „Nein“, antwortete das gefragte Tier, das sich jetzt erst anschickte, den kleinen ihm angewiesenen Teil zu durchlaufen. Zuletzt blieb der Elefant atemlos und müde stehen, indem er sich für besiegt bekannte.

Afrikanische Volksfabel



Gustave Doré: Holzschnitt zu „Münchhausen“

DER AUTOR UND DER BUCHHÄNDLER

Die Situation des Bildes von oder nach Rowlandson, das wir dank dem Entgegenkommen der Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler diesem Hefte beigeben können, ist drastisch genug, um jede Erklärung überflüssig zu machen. Aber wir wollen uns durch die Komik dieser Darstellung des Gegenstandes nicht davon abhalten lassen, über seine ernsthafte Seite nachzudenken und der darin enthaltenen Aufforderung zu folgen, einige allgemeine Erwägungen über das Verhältnis des Schriftstellers zum Verleger anzuknüpfen. Wenn der junge Goethe einmal emphatisch ausrief:

„Was wär ich
Ohne dich,
Freund Publikum!
All mein Empfinden Selbstgespräch,
All meine Freude stumm",

so hat er damit der tiefsten Sehnsucht jedes Schaffenden, der Sehnsucht nach einer Gemeinde, die sich unsichtbar um ihn schon bei der einsamen Entstehung seines Werkes sammelt, Ausdruck gegeben. Der Dichter ist ein Liebender, der um Gegenliebe bei den vielen oder wenigen Glücklichen wirbt, in denen er durch sein Wort das Wunder der Erleuchtung, der Beflügelung, des Dranges nach Wachstum und Weite der Seele gewirkt hat. Er wagt es, im Gefühl oder sicheren Bewußtsein ihres besonderen Klanges, seine Stimme zu erheben, hoffend, daß sie aufhorchende Menschen finde, die als ein fühlendes Echo seine Worte dankbar wiederholen. Aber um zu einer Wirkung in die Ferne und in die Breite zu gelangen, bedarf er eines Vermittlers, der sich seiner Werke annimmt, um sie aus dem Zwang der Vereinzelung, zu der sie als Handschrift verurteilt sind, zu befreien und einem höheren verhundert- und vertausendfachten Dasein zuzuführen. Dieser Vermittler ist der Verleger, der zwar auch ein Liebender und ein Wagender, doch zugleich ein Rechner sein muß, wenn seine Unternehmungen zu seinen und seiner Schützlinge Gunsten ausschlagen sollen. Auf den an sichtbarer Stelle stehenden Verleger sind die Augen der unbekannten oder schlechtgebetteten Autoren gerichtet, denn er bedeutet Aufstieg, Ruhm und Rente, er ist das Sprungbrett in die Unsterblichkeit. Doch soll es nicht so scheinen, als träte hier jemand vor, um dem Verleger allein ein Loblied zu singen; keiner ist so tief von dem Gefühl des Aufeinanderangewiesenseins durchdrungen wie er. Der Glanz, der aus

seinen Autoren bricht, überstrahlt auch ihn, ihr Glück und Unglück ist das seinige. Kein Wunder also, wenn er, um von der eingeschlagenen Bahn nicht abzuirren, erst lange wägt und prüft, bevor er sich entscheidet, und oftmals einem auf ihn eindringenden Autor ein nachdenklich-schiefes Gesicht zeigt, wie der Kollege auf unserem Bilde.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Dieselbe Nachsicht, um die wir alle diejenigen, die uns ihre Verlagsvorschläge eingereicht haben oder es tun wollen, bitten müssen, weil wir mit der Bearbeitung von oft weit zurückliegenden Plänen überaus stark in Anspruch genommen sind, dieselbe Nachsicht sehen wir uns selbst zu üben gezwungen, wenn es unseren Lieferanten aus Gründen, die zu bekannt sind, als daß wir sie zu erörtern brauchten, nicht immer möglich ist, unseren Wünschen mit der Schnelligkeit, an die sie uns in besseren Zeiten gewöhnt hatten, nachzukommen. Hieraus erklärt sich, daß die Zeiträume zwischen den Erscheinungsdaten unserer Neuigkeiten manchmal größer werden, als wir gerechnet hatten. Es wäre aber nach dem eingangs Gesagten falsch, daraus auf eine Pause in der Produktion zu schließen. Allein das Entstehen unserer Weltbibliothek, deren Grundzüge in dem dieses Heft einleitenden Aufsatz entworfen werden, beweist das Gegenteil.

Gleichzeitig mit diesem Hefte werden eine Anzahl Neuigkeiten in unserm Verlag erscheinen, die, von unsern Freunden zum Teil schon lange erwartet, jede in ihrer Art Bedeutendes bieten: Theodor Däubler, „Die Treppe zum Nordlicht“; Dostojewski, „Netotschka Njeswanowa und andere Erzählungen“; Albrecht Schaeffer, „Der göttliche Dulder“, eine Neubearbeitung des nicht mehr im Handel befindlichen Buches „Die Meerfahrt“; Stefan Zweig, „Drei Meister“, worauf die Leser schon durch den Beitrag auf Seite 195 ff. hingewiesen sind. Von wichtigen Neuauflagen der jüngsten Zeit nennen wir: „Älteste deutsche Dichtungen“; Balzac, „Physiologie der Ehe“, „Tante Lisbeth“, „Verlorene Illusionen“; Cervantes, „Novellen“; Goethe, „Liebesgedichte“; Grimmelshausen, „Der abenteuerliche Simplicissimus“; Hölderlin, „Der Tod des Empedokles“ in der Bearbeitung von Wilhelm von Scholz; Meinhold, „Die Bernsteinhexe“; Stifter, „Studien“; Zola, „Fruchtbarkeit“.

* * *

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

THEODOR DÄUBLER

Das Nordlicht. Ein Epos in drei Teilen. In Halbpergt. M 120.—
(Fast vergriffen)

Die Treppe zum Nordlicht . . . . In Pappband M 8.—

Der neue Standpunkt. Essays. Zweite Auflage. In Pappbd. M 9.—

Der sternhelle Weg. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M 8.—

Hesperien. Eine Symphonie. Zweite Auflage. In Pappband M 5.—

Lucidarium in arte musicae. Ein Buch über Musik. In Pappband M 9.—

Mit silberner Sichel. Vergriffen; neue Aufl. in Vorbereitung.

Wir wollen nicht verweilen. Autobiographische Fragmente. In Pappband M 9.—

Das Sternenkind. Gedichte (Insel-Bücherei Nr. 188) Geb. M 3.—

Mit Ausnahme einiger kleinerer Schriften ist das gesamte Werk Theodor Däublers in unserem Verlage vereinigt. Als seine Mitte und seinen Kern muss man das „Nordlicht" betrachten, das Lebenswerk Däublers, die grosse Schöpfung, die die dichterische Deutung der kosmischen und menschlichen Geschichte unternimmt und auf diesem Wege prophetisch wird. Wie die Planeten um ihr regierendes Gestirn, so stehen die anderen Werke Däublers um diese Hauptdichtung. Die Lyrik im „Sternhellen Weg", im „Sternenkind" und in der „Silbernen Sichel" erhebt sich in der „Hymne an Italien" zu pathetischer Höhe. In dem Prosabuch „Wir wollen nicht verweilen" erzählt Däubler Lebensschicksale, die gleichsam vom „Nordlicht" bestrahlt sind. Im „Lucidarium" behandelt er musikalische Probleme, und im „Neuen Standpunkt" setzt er sich, als der Mitschöpfer des literarischen, mit dem malerischen Expressionismus auseinander.

★

ALBERT VERWEY

Gedichte. Ausgewählt und übertragen von Paul Cronheim. 1050 Exemplare, gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar. In Pappband M 18.—

Dieser von Stefan George zuerst in die deutsche Literatur eingeführte grosse holländische Dichter verdient schon längst eine würdige Ausgabe, wie sie ihm hier zuteil geworden ist.

★

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER

Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn zu Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von Gustave Doré. Zweite Auflage . . . . In Pappband M 30.—

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES



ERSTER JAHRGANG · FÜNFTES HEFT

JUNI 1920

*

LEIPZIG

* IM INSEL-VERLAG *



INHALT

Preis des Jahrganges zu sechs Heften M 5.—,
des einzelnen Heftes M 1.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT



ERSTER JAHRGANG / FÜNFTES HEFT
JUNI 1920

*

Sokrates: Geliebter Pan und ihr anderen Götter hier um uns, gebt mir, daß ich schön werde in der Seele, und daß alles, was mir zukommt, zu meiner Seele freundlich strebe! Gebt mir, daß ich den Weisen für reich halte, und vom Golde sei mir stets nur so viel, als der Mäßige darf... Soll ich noch mehr sagen, Phaidros? Ich habe um alles gebeten, was ich brauche.

Plato.

ELISABETH FÖRSTER-NIETZSCHE

DER „HYMNUS AN DAS LEBEN“

IM Oktober 1887 schickte mein Bruder Friedrich Nietzsche aus Venedig an seinen Jugendfreund Oberregierungsrat Gustav Krug in Köln die Partitur des „Hymnus an das Leben“ für gemischten Chor und Orchester, komponiert von Friedrich Nietzsche, Leipzig, E. W. Fritzsch (jetzt C. F. W. Siegel) und schrieb dazu: „Lieber Gustav, hiermit übersende ich Dir

als meinem ältesten Freund und Bruder in arte musica das Einzige, was von meiner Musik übrig bleiben soll — eine Art Glaubensbekenntniß in Tönen, das sich dazu eignen möchte, einmal „zu meinem Gedächtniß“ gesungen zu werden. Denn so ein Philosoph, wie ich, der durchaus keine Gegenwart hat und haben will, hat vielleicht ebendamit eine kleine Anwartschaft auf „Zukunft“. — Kannst Du Dir dieses kleine Chorwerk nicht einmal vorführen lassen? Ich erinnere mich der herrlichen Klangwirkung des Gürzenich-Saales. Ein guter Chor dürfte sich von diesem Hymnus (der eine energische Haltung und zuletzt einen dramatischen Hauptaccent hat) keinen kleinen Erfolg versprechen.“[1]

Mit Gustav Krug war mein Bruder seit seinem achten Lebensjahr befreundet; im Hause von dessen Vater, Geheimrat Krug, wurde in Naumburg a. S. die beste Musik gemacht, und mein Bruder hat oftmals dankbar anerkannt, daß er dort von früher Jugend an ausgezeichnete klassische Musik gehört habe. Geheimrat Krug, der selbst vortrefflich Klavier spielte, war mit vielen hervorragenden Künstlern und Komponisten jener Zeit bekannt, Mendelssohn und Liszt haben bei ihm verkehrt, und ich glaube, daß alle damals berühmten Streichquartette in seinem Haus gespielt haben. Es war ein liebenswürdiger Charakterzug, daß er den beiden neunjährigen, musikeifrigen Jungen, seinem Sohn Gustav und dessen kleinem Freund Fritz Nietzsche, bei solchen Veranstaltungen erlaubte zuzuhören.

Auch Gustav Krug, an den der obige Brief gerichtet ist, war musikalisch sehr begabt; es existieren von ihm eine Reihe trefflicher Kompositionen. Als Hochzeitsgeschenk schickte ihm mein Bruder ein schön in rotes Leder gebundenes Musikstück „Hymnus auf die Freundschaft“, das er im Sommer 1874 zu seiner eigenen großen Freude komponiert hatte. Das noch

[1] Erster Band von Nietzsches gesammelten Briefen S. 481. Der Brief ist leider unter falschem Datum eingeordnet.

vorhandene Exemplar trägt die Widmung: „Seinem Freunde Gustav Krug, als er im September 1874 Hochzeit machte“ und oben im Titelblatt das Motto: „Cui potest esse vita vitalis, ut ait Ennius, qui non in amici mutua benevolentia conquiescat? Cicero de amicitia 6.“ —

Als nun, wie oben erwähnt, der Oberregierungsrat Krug den ihm zugesandten „Hymnus an das Leben“ genau ansah, stutzte er, denn die Hauptmelodie jenes alten Freundschaftshymnus lag dem neuen Hymnus zugrunde. Der neue Text paßte vortrefflich zu der Philosophie Nietzsches, aber nach Krugs Ansicht weniger zu der Musik. Er empfand eine gewisse Inkongruenz zwischen Text und Melodie, und dadurch und durch die fremde Orchestrierung waren mancherlei nach seiner Ansicht nicht vorteilhafte Veränderungen eingetreten. Er stellte die ursprüngliche viel reichere Komposition, den „Hymnus auf die Freundschaft“, die auch als Orchesterwerk gedacht war, mit ihren schönen Zwischenspielen und dem eigenen Text Nietzsches ungleich höher. Doch bemerkte er ausdrücklich, daß bei dieser Wertschätzung seine Anhänglichkeit an die alte Komposition den Ausschlag gäbe. Diese neue Komposition erschiene ihm kaum als Nietzsches Werk.

Dies alles teilte mir Gustav Krug nach meiner Rückkehr aus Paraguay mit; und nun mußte ich feststellen, daß der sehr schöne Text des „Hymnus an das Leben“ von Frau Lou Andreas-Salomé stammte und die gesamte etwas eigenmächtige Orchestrierung von Peter Gast. Im Interesse der Eigenart von meines Bruders musikalischem Talent hielt es Krug für durchaus notwendig, die Sachlage in Hinsicht der beiden Hymnen öffentlich festzustellen.

Wie ist es nun gekommen, daß der „Hymnus an das Leben“ unter dem Namen meines Bruders veröffentlicht und von ihm selbst ohne Einschränkung als sein eigenes Werk an eine Reihe berühmter Musiker, Bülow, Levi, Mottl, gesandt worden ist?

Im Sommer 1882 dichtete Fräulein Lou Salomé das schöne Gedicht, das dem „Hymnus an das Leben" zugrunde liegt. Mein Bruder fand das Gedicht durchaus im Geiste seiner Philosophie und meinte, es müßte eigentlich gesungen werden. Er nahm die alte Freundschaftsmelodie aus dem Jahre 1874, versuchte sie dem neuen Text anzupassen und machte daraus ein Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Doch war er selbst nicht davon befriedigt und schenkte Peter Gast die Komposition, weil dieser den Gedanken aussprach, man könne daraus etwas ganz anderes machen, z. B. ein Orchesterwerk mit Männerchor. Der erste Versuch scheint aber nach dem Urteil des Musikdirektors Hegar in Zürich nicht glücklich ausgefallen zu sein. Infolgedessen schrieb mein Bruder am 9. Januar 1887 an Gast, daß er ausdrücklich einen ehemals geäußerten Wunsch in betreff dieses Chors zurücknehme: „Es liegt mir gar nichts jetzt an ihm." Aber Peter Gast hat diesen Verzicht nicht ernst genommen. Jedenfalls schrieb er am 24. Juni 1887 an meinen Bruder: „Gestern sandte ich, gleichfalls als geringes Dankeszeichen, den anders orchestrierten „Hymnus an das Leben" an Ihre werte Adresse. Wenn er in seiner jetzigen Gestalt nicht praktikabel ist, so verstehe ich überhaupt nichts von Chor und Orchester. Die Einleitungsakte habe ich etwas interessanter gemacht und bei den Worten: „ich liebe Dich mit Deinem Glück und Harme" eine singbarere Veränderung vorgenommen; die Fermaten habe ich, bis auf eine, fortgelassen, da es sich mit dergleichen Zeichen schlecht dirigiert; wie mir scheint, sind das, was Sie meinen, mehr ritardandi, als Aufenthalte. — Vielleicht schicken Sie das Stück an Bülow, der es gewiß aufführt, eher jedenfalls als das secretierte Matrimonio.[1] Das Factum einer solchen Aufführung würde Sensation erregen und hoffentlich

[1] Dies ist eine Anspielung auf Peter Gasts Oper „Die heimliche Ehe", welche später in „Der Löwe von Venedig" umgetauft wurde.

auch Viele auf Ihre Gedankenwelt hinlenken. Ich würde mir gratulieren, auf eine so geringe Weise Ihnen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben."

Mein Bruder hatte eine große Freude, als die Komposition bei ihm anlangte, und schrieb am 27. Juni 1887 an Gast: „Lieber Freund, eine schöne Überraschung sonder Gleichen! Etwas, das ich Ihnen niemals vergessen will! Eine umanità und delicatezza, Jemandem erwiesen, der neuerdings vielleicht ein wenig zu viel vom Gegenteil heimgesucht worden ist! Haben Sie Dank: ich gehe den einzelnen Stimmen nach und entdecke überall Feinheiten und Einfälle, mit denen Sie mich beschenkt haben! Was für eine schöne Kunst, wo man so viele nuances in einem Minimum von Zeit bemerkbar machen kann!" —

In seiner Begeisterung wandte sich mein Bruder an E. W. Fritzsch in Leipzig, um dieses Musikstück drucken zu lassen, wozu letzterer sich bereit erklärte. Die Veränderungen aber, die Gast an der Komposition vorgenommen hatte, waren, wie mein Bruder bei näherer Prüfung erkannte, nicht so geringfügig, wie Gast aus Höflichkeit angab, so daß mein Bruder seinem Freund Geheimrat Deussen, der ihn im Sommer 1887 in Sils Maria besuchte, ausdrücklich sagte, bei diesem „Hymnus an das Leben" wäre das wenigste von ihm, der Text wäre von Fräulein Lou Salomé und das Orchesterwerk von Peter Gast, der ein Thema von ihm bearbeitet und variiert hätte. Nur diese beiden Namen dürften auf dem Titelblatt stehen.

Zunächst war zwischen meinem Bruder und Fritzsch verabredet, daß als Komponisten die beiden Namen Nietzsche und Gast genannt werden sollten, weil Fritzsch auf den Namen Nietzsche nicht verzichten wollte. Aber auf das Flehen von Peter Gast wurde die Sache ganz anders. Gast schrieb am 11. Aug. 1887, daß er dringend wünsche, so groß die Ehre

auch wäre, nicht genannt zu werden. Er glaube, daß, nachdem er der Hälfte der deutschen Kapellmeister als einer bekannt sei, der nichts könne und verstehe, er dem Werk nur schaden würde. Er fährt dann fort: „Niemand soll wissen und erfahren, daß zufälligerweise ich die Handwerkerarbeit der Instrumentierung getan habe, ich zweifle nämlich nicht, daß Sie selbst ebenso, ja wahrscheinlich besser orchestriert haben würden. Jedenfalls bin ich sicher, daß man die Partitur, ich meine das Technische an ihr, ohne den „Gast" merkwürdig gut finden wird."

Das ist nun leider nicht der Fall gewesen, und es scheint, daß darin so ziemlich alle, denen dieser Hymnus zugeschickt worden ist, einer Meinung gewesen sind. Generalmusikdirektor Levi erzählte mir, daß er sogleich vermutet hätte, daß die Orchestrierung von Peter Gast wäre, da er dessen Musik bei seinem Aufenthalt in München näher kennen gelernt habe. Übrigens wollte Levi durchaus kein endgültiges Urteil über den „Hymnus an das Leben" abgeben. Dazu müßte er ihn erst genauer kennen und eine gute Aufführung gehört haben. Daß Nietzsche von der Partitur so entzückt gewesen sei, läge wohl mit daran, daß er, wie jeder, der ihn kannte, behauptet, alles, was seine Freunde schufen, und sie selbst im verklärten Licht gesehen habe. Und das war richtig, besonders gilt das für Gast, für welchen er, seiner Hilfsbereitschaft wegen, eine überströmende Dankbarkeit hatte.

Es gab nun einen besonderen Grund, weshalb sich mein Bruder schließlich von Gast überreden ließ, dessen Namen auf dem Titelblatt wegzulassen. Mein Bruder hatte sich immer den Kopf zerbrochen, auf welche Weise er Gast helfen könne, und schrieb z. B. im Sept. 1886: „Erfreuen Sie mich recht bald, lieber Freund, mit ein paar Worten über Pläne, Möglichkeiten, Unmöglichkeiten: und ob es etwas giebt, wo ich in's Spiel komme, wo ich ein Brückchen bauen darf, Ihnen

zur Ehre und zum Nutzen." So stimmte mein Bruder im Glauben, Gast damit zu nützen, dessen Wunsch: seinen Namen auf dem Titelblatt wegzulassen, zu, und schrieb am 30. Aug. 1887 an ihn: „Zuletzt habe ich mich überredet, daß diese Verzichtleistung Ihrerseits in der Tat zu einem guten Ausgange führen kann, daß sie klug ist, kurz, daß wir beide etwas auf die Länge hin spekulieren müssen und gegen die Gesichtspunkte des Augenblicks gleichgültig sein dürfen." Aber mein Bruder hielt durchaus an dem Gedanken fest, daß dieser Hymnus eigentlich das Werk Peter Gasts sei und daß, sobald das Werk aufgeführt und gerühmt würde, er öffentlich feierlich den wahren Sachverhalt feststellen wollte. Geheimrat Deussen schilderte sehr ergötzlich, daß er sich in der Vorstellung der allgemeinen Überraschung wahrhaft gesonnt hätte, weil er gehofft habe, Gast dadurch den Weg zu bereiten. An mich schreibt er darüber am 26. Dez. 1887 nach Paraguay: „Wenn Euer Buchhändler Euch meine Komposition schicken sollte, so wirst Du die Melodie erkennen. Sie stammt aus meiner glücklichsten Zeit, als ich „Schopenhauer als Erzieher" schrieb, und noch an Freunde und Freundschaft glaubte. Bei manchen Stellen höre ich weit in der Ferne den Rheinfall rauschen. Weißt Du noch? — Aber Verse und Orchestrierung sind nicht von mir, das weißt Du auch. Es ist bei dieser Veröffentlichung ein wenig Mystifikation, die gelegentlich am rechten Ort aufgeklärt werden soll."

Das ist nun hiermit geschehen, denn leider hat mein Bruder nicht selbst Gelegenheit gehabt, die Sachlage öffentlich festzustellen; nirgends ist der Hymnus damals aufgeführt worden. Ich möchte nun doch noch hervorheben, daß er für sein eigenstes Werk, den „Hymnus auf die Freundschaft", keinen Finger gerührt hat, um es bekannt zu machen, und daß er nur, um einem treuen Freund zu helfen, sich nach den verschiedensten Seiten gewandt hat, um eine Aufführung des

„Hymnus an das Leben“ zu ermöglichen. Er holte sich nichts als bittere Enttäuschungen.

Zum Schlusse möchte ich die Frage beantworten, wie eigentlich das Titelblatt des „Hymnus an das Leben“ lauten müßte. Ich möchte nach meines Bruders eigenen Worten vorschlagen: „Thema von Friedrich Nietzsche, bearbeitet und orchestriert von Peter Gast.“

* * *

LOU ANDREAS-SALOMÉ

HYMNUS AN DAS LEBEN

GEWISS, so liebt ein Freund den Freund,
wie ich dich liebe, rätselvolles Leben!
Ob ich in dir gejauchzt, geweint,
ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben,
ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
und wenn du mich vernichten mußt,
entreiße ich mich schmerzvoll deinem Arme,
wie Freund sich reißt von Freundes Brust.

Mit ganzer Kraft umfass ich dich.
Laß deine Flamme meinen Geist entzünden
und in der Glut des Kampfes mich
die Rätsellösung deines Wesens finden!
Jahrtausende zu denken und zu leben,
wirf deinen Inhalt voll hinein!
Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben,
wohlan! noch hast du deine Pein...

* * *

ALBERT VERWEY
MEINE LANDSCHAFT

Für das Inselschiff geschrieben

HAT man lange Zeit vor ein und derselben Landschaft gewohnt, ist es kein Wunder, daß man ruhigen Geistes wurde und sich ungestört den Wirkungen seiner Phantasie überläßt. Wo die Sinne selten überrascht, nie überrumpelt werden, fühlt sich das innerliche Leben sicher und enthüllt seine Lockungen und Reize den Augen des Träumers so unbehindert, wie es die Außenwelt nicht kennt. Nichts ist verständlicher, als daß durch Ausschluß der Außenwelt die Seele als Alleinherrscher unseres Lebensreiches eine Unbedingtheit gewinnt, die uns erschauern läßt, und eine Unerbittlichkeit in ihren Beschlüssen, wovor unser Fleisch stöhnt. Doch beweisen dieser Schauer und dies Gestöhn durchaus nicht, daß wir die Welt ausgeschlossen haben. Im Gegenteil: sie sind Reflex der Reflexion, Zurückspiegelung des Nachdenkens: ein Zeichen, daß nicht die Seele, sondern der Körper sich auf das Ungeheuerliche besinnt, das eine Folge der Alleinherrschaft unserer Seele wäre, sofern wir sie in der Außenwelt zuließen. Auf der Grenze zwischen Leib und Seele erkennen wir, daß die innerliche Großheit, sobald sie sich im Körper verwirklicht, ein Wagnis begeht.

Auf dieser Grenze lebt der Dichter, lebt der Künstler. Fortwährend begeht er die Wagnisse seiner Phantasie. Er weiß, daß nicht eines seiner Werke Dauer hat, sofern es nicht von einer Bewegung der Seele erzeugt wurde, die sein ganzes leibliches Dasein mit Vernichtung bedroht. Darum ist der Dichter, auch in den Augenblicken tiefster Versenktheit, nicht ganz gelöst von Berührungen mit der Wirklichkeit. Er lebt in einer Zwischensphäre. Er ist ein Schlafwandler mit offenen Augen: unter der Gewalt seines Traumes, doch empfindlich für die Einwirkungen der Außenwelt. Wohnend vor seiner immer

gleichen Landschaft, erlebt er nicht nur, daß die Welt ihn in Frieden läßt und ihm erlaubt, unbehindert den Weg zu seinen Phantasien zu finden, sondern auch, daß sie ihn dahin begleitet. Mag es ihm so scheinen, als habe sie ihn losgelassen, als sei seine Landschaft bedeutungslos geworden, dennoch ist es nicht so: sie sank mit ihm hinab in eine tiefere Schicht seines Bewußtseins, ihr Teil begehrend an den geheimsten innerlichen Erfahrungen. Sobald der Dichter die Augen aufschlägt, merkt er, daß er nicht mehr zu trennen vermag. Eine Vermischung fand statt. Das Unbedingte, das er in sich fand, lächelt ihm aus der bedingten Welt entgegen, aus seiner Landschaft. Und nun durchbebt ihn ein zweiter Schauer.

Denn nun ist ihm, als sei er, in ihrer schaffenden Wirksamkeit, der Natur selber auf die Spur gekommen, nicht länger ein Zeuge, sondern ein Helfer in ihrer Werkstatt. Durch ihn selber geht der Weg ihrer Offenbarungen. Durch ihn bildet sie aus der Welt, die außerhalb seiner liegt, die Sichtbarkeit des Lebens, das in ihm ist. Während es kein Wunder war, daß seine Empfänglichkeit für die Landschaft abstumpfte, scheint es ihm nun ein Wunder, daß sie, nach so langer Gemeinschaft, ihm stets wieder neu erscheint.

Immer wieder erging es mir so, wenn ich, Jahr auf Jahr hier verweilend, weit entfernt, die Gegend um mich her veraltet zu sehen, immer aufs neue ihre Wiedergeburt miterlebte. Manchmal wohl dachte ich, daß sich der Reiz auf meine Sinne vermindern würde, daß ein Bedürfnis nach anderer Umgebung in mir erwachen könne, nach Wäldern und Bergen, nach den Windungen der Ströme und dem Gewühl der Menge; nicht immer Meer und Dünen, die Äcker mit ihren Hecken, den meilenweiten Horizont; doch dann sah ich wieder meine Landschaft, Tag für Tag, anders bei jedem Blick, immer groß und immer voll von unaussprechlicher Bedeutung. Nicht vorwiegend vertraulich; denn ich bin ein Wagender und ein Fremd-

ling; doch fand ich sie stets all meinen Zuständen gewachsen: voll Geheimnis und zugleich von sichtlicher Offenheit, groß und breit und beweglich, voll eigenmächtiger und herrischer Eigenart, ein Kind unter ihren Jahreszeiten, unantastbar unter aller Anspruchslosigkeit, ein Spiegel unter Nebel und Wolken. Umspült von der See, umgürtet von Dünen, herb und schmucklos und ewig, doch prunkend mit Tulpen, den vergänglichen — doch verträumt und feinsinnig spielend hinüber zu blauen Fernen. Doch die Zeiten verlachend. Denn Sonne, Winde und Wolken und die See, die unendliche, wo hätten sie freieren und unbehinderteren Zugang als zu diesem schutzlos Geschaffenen? Und die Menschen! Wie wenig kümmern sie es! Wie bringen sie ihm ihre Freuden, jahraus, jahrein, Jahrhundert für Jahrhundert, und ihr Elend: die kleinen Freuden ihrer Gewinne, das große Elend ihrer Wehklagen und des Anspülens ihrer Leichen. Mitten in ihrer Welt, denn wie einer ihrer Gärten geliebt und freudenvoll, liegt hier dennoch ihre Grenze: Sand, Muscheln und Salz...

Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich meine Landschaft je verlassen werde. Wir leben zusammen Tag und Nacht in unvergleichlicher Innigkeit. Wir blicken uns an, wie zwei, die einander lieben und nicht verstehen. Denn das ist es: der Begriff tötet die Liebe und unsere Gemeinschaft ist wahrhaft unbegreiflich. Bin ich doch ein Stadtkind und ein Mensch von unverzeihlichem Humor. Jahrelang lebte ich auf den lauten Plätzen zwischen den Gasflammen, im Staub und Geruch der Menge. Als ich hierher kam, waren wir Fremde füreinander. Und jetzt noch: ich sagte es schon, ich bin nicht vertraulich, ich bin unbeholfen in meiner Zuneigung. Als ich zum erstenmal hierher kam, an einem Sonntagmorgen, schaute ich auf die Gegend wie Robinson auf seine Insel. Doch Wind und Regen schufen uns Gemeinschaft. Alle Wege, die ich mit meinen Fußspuren mengte, wurden mir lieb, als ich sie wieder-

erkannte. Nicht eher. Denn nicht Kennen, sondern Wiedererkennen weckt Liebe in uns. Danach sahen wir uns wieder, unter Sonne und Sturm, bei jedem Wetter aller Gezeiten, bis nichts mehr von einem allein übrigblieb, nichts mehr bestand als das eine, das Wundersame, das Vermögen endlosen Erneuerns und Wiederfindens, das Geheimnis der Ehe.

Nun ist zwischen mir und meiner Landschaft nur noch die eine Gewißheit, welche die höchste Freiheit ist. Wie Handschuh und Hand passen wir zueinander, nein, wie das Gesicht und die Seele hinter dem Gesicht, die das Wesen des Gesichtes selber ist, und die doch lächelt, als wäre sie gesichtslos, dennoch träumt, daß ihr Gesicht ohne sie bestünde.

Aus dem Holländischen von Hilde Telschow

* * *

STÉPHANE MALLARMÉ

ÉVENTAIL DE MADEMOISELLE MALLARMÉ

O rêveuse! Pour que je plonge
Au pur délice sans chemin,
Sache, par un subtil mensonge
Garder mon aile dans ta main.

Une fraîcheur de crépuscule
Me vient à chaque battement
Dont le coup prisonnier recule
L'horizon délicatement.

Vertige! voici que frissonne
L'espace comme un grand baiser
Qui, fou de naître pour personne,
Ne peut jaillir ni s'apaiser!

Sens-tu le paradis farouche
Ainsi qu'un rire enseveli

Se couler du coin de ta bouche
Au fond de l'unanime pli!

Le sceptre des rivages roses
Stagnant dans les soirs d'or, ce l'est
Ce blanc vol fermé que tu poses
Contre le feu d'un bracelet.

*

Übertragung von Rainer Maria Rilke

O Träumerin, daß ich mich trüge
zur Wonne, die kein Weg je fand,
behalte du durch kühnste Lüge
nur meinen Flügel in der Hand.

Von einer Dämmerung die Kühle
hat jeder Schlag dir eingeflößt,
der mit gefangenem Gefühle
die Weite sanft hinüberstößt.

Da schwindelt einem: sieh, nun wehen
die Räume wie ein großer Kuß,
der, toll, für keinen zu entstehen,
unhingenommen kommen muß.

Dir ist: ein Paradies verschlüge
dein Lächeln jäh zur Unterwelt,
daß es in unbeschränkte Züge
von deinem Mund hinüberfällt.

Das Szepter rosiger Gestade,
die spät im Gold erstarrn, das ist
der weiße Flug, der sich gerade
am Feuer eines Armbands schließt.

* * *

ADALBERT STIFTER

DIE SONNENFINSTERNIS AM 8. JULI 1842

Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und Furchtbarkeit ihres Inhaltes. So ist es mir mit der totalen Sonnenfinsternis ergangen, welche wir in Wien am 8. Juli 1842 in den frühesten Morgenstunden bei dem günstigsten Himmel erlebten. Da ich die Sache recht schön auf dem Papiere durch eine Zeichnung und Rechnung darstellen kann, und da ich wußte, um soundso viel Uhr trete der Mond unter der Sonne weg und die Erde schneide ein Stück seines kegelförmigen Schattens ab, welches dann wegen des Fortschreitens des Mondes in seiner Bahn und wegen der Achsendrehung der Erde einen schwarzen Streifen über ihre Kugel ziehe, was man dann an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten in der Art sieht, daß eine schwarze Scheibe in die Sonne zu rücken scheint, von ihr immer mehr und mehr wegnimmt, bis nur eine schmale Sichel übrigbleibt, und endlich auch die verschwindet — auf Erden wird es da immer finsterer und finsterer, bis wieder am andern Ende die Sonnensichel erscheint und wächst und das Licht auf Erden nach und nach wieder zum vollen Tage anschwillt — dies alles wußte ich voraus, und zwar so gut, daß ich eine totale Sonnenfinsternis im voraus so treu beschreiben zu können vermeinte, als hätte ich sie bereits gesehen. Aber, da sie nun wirklich eintraf, da ich auf einer Warte hoch über der ganzen Stadt stand und die Erscheinung mit eigenen Augen anblickte, da geschahen freilich ganz andere Dinge, an die ich weder wachend noch träumend gedacht hatte, und an die keiner denkt, der das Wunder nicht gesehen. — Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich so erschüttert, von Schauer und Erhabenheit so erschüttert, wie in diesen zwei Minuten — es war nicht anders, als hätte

Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen, und ich hätte es verstanden. Ich stieg von der Warte herab, wie vor tausend und tausend Jahren etwa Moses von dem brennenden Berge herabgestiegen sein mochte, verwirrten und betäubten Herzens.

Es war ein so einfach Ding. Ein Körper leuchtet einen andern an, und dieser wirft seinen Schatten auf einen dritten: aber die Körper stehen in solchen Abständen, daß wir in unserer Vorstellung kein Maß mehr dafür haben, sie sind so riesengroß, daß sie über alles, was wir groß heißen, hinausschwellen — ein solcher Komplex von Erscheinungen ist mit diesem einfachen Dinge verbunden, eine solche moralische Gewalt ist in diesen physischen Hergang gelegt, daß er sich unserem Herzen zum unbegreiflichen Wunder auftürmt. Vor tausend mal tausend Jahren hat Gott es so gemacht, daß es heute zu dieser Sekunde sein wird; in unsere Herzen aber hat er die Fibern gelegt, es zu empfinden. Durch die Schrift seiner Sterne hat er versprochen, daß es kommen werde nach tausend und tausend Jahren, unsere Väter haben diese Schrift entziffern gelernt und die Sekunde gesagt, in der es eintreffen müsse; wir, die späten Enkel, richten unsere Augen und Sehröhre zu gedachter Sekunde gegen die Sonne, und siehe: es kommt — der Verstand triumphiert schon, daß er ihm die Pracht und Einrichtung seiner Himmel nachgerechnet und abgelernt hat — und in der Tat, der Triumph ist einer der gerechtesten des Menschen — es kommt, stille wächst es weiter — aber siehe, Gott gab ihm auch für das Herz etwas mit, was wir nicht voraus gewußt und was millionenmal mehr wert ist, als was der Verstand begriff und vorausrechnen konnte: das Wort gab er ihm mit: „Ich bin“ — — „nicht darum bin ich, weil diese Körper sind und diese Erscheinung, nein, sondern darum, weil es euch in diesem Momente euer Herz schauernd sagt, und weil dieses Herz sich

doch trotz der Schauer als groß empfindet.“ — — Das Tier hat gefürchtet, der Mensch hat angebetet.

Ich will es in diesen Zeilen versuchen, für die tausend Augen, die zugleich in jenem Momente zum Himmel aufblickten, das Bild, und für die tausend Herzen, die zugleich schlugen, die Empfindung nachzumalen und festzuhalten, insoferne dies eine schwache, menschliche Feder überhaupt zu tun imstande ist.

Ich stieg um fünf Uhr auf die Warte des Hauses Nr. 495 in der Stadt, von wo aus man die Übersicht nicht nur über die ganze Stadt hat, sondern auch über das Land um dieselbe, bis zum fernsten Horizonte, an dem die ungarischen Berge wie zarte Luftbilder dämmern. Die Sonne war bereits herauf und glänzte freundlich auf die rauchenden Donauauen nieder, auf die spiegelnden Wässer und auf die vielkantigen Formen der Stadt, vorzüglich auf die Stephanskirche, die fast greifbar nahe an uns aus der Stadt, wie ein dunkles, ruhiges Gebirge, emporstand. Mit einem seltsamen Gefühle schaute man die Sonne an, da an ihr nach wenigen Minuten so Merkwürdiges vorgehen sollte. Weit draußen, wo der große Strom geht, lag eine dicke, langgestreckte Nebellinie, auch im südöstlichen Horizonte krochen Nebel und Wolkenballen herum, die wir sehr fürchteten, und ganze Teile der Stadt schwammen in Dunst hinaus. An der Stelle der Sonne waren nur ganz schwache Schleier, und auch diese ließen große, blaue Inseln durchblicken.

Die Instrumente wurden gestellt, die Sonnengläser in Bereitschaft gehalten, aber es war noch nicht an der Zeit. Unten ging das Gerassel der Wägen, das Laufen und Treiben an — oben sammelten sich betrachtende Menschen; unsere Warte füllte sich, aus den Dachfenstern der umstehenden Häuser blickten Köpfe, auf Dachfirsten standen Gestalten, alle nach derselben Stelle des Himmels blickend, selbst auf der äußer-

sten Spitze des Stephansturmes, auf der letzten Platte des Baugerüstes, stand eine schwarze Gruppe, wie auf Felsen oft ein Schöpfchen Waldanflug, und wie viele tausend Augen mochten in diesem Augenblicke von den umliegenden Bergen nach der Sonne schauen, nach derselben Sonne, die Jahrtausende den Segen herabschüttet, ohne daß einer dankt — heute ist sie das Ziel von Millionen Augen, aber immer noch, wie man sie mit den dämpfenden Gläsern anschaut, schwebt sie als rote oder grüne Kugel rein und schön umzirkelt in dem Raume.

Endlich zur vorausgesagten Minute — gleichsam wie von einem unsichtbaren Engel — empfing sie den sanften Todeskuß, ein feiner Streifen ihres Lichtes wich vor dem Hauche dieses Kusses zurück, der andere Rand wallte in dem Glase des Sternenrohres zart und golden fort — „es kommt", riefen nun auch die, welche bloß mit dämpfenden Gläsern, aber sonst mit freien Augen hinaufschauten — „es kommt" — und mit Spannung blickte nun alles auf den Fortgang. Die erste, seltsame, fremde Empfindung rieselte nun durch die Herzen, es war die, daß draußen in der Entfernung von Tausenden und Millionen Meilen, wohin nie ein Mensch gedrungen, an Körpern, deren Wesen nie ein Mensch erkannte, nun auf einmal etwas zur selben Sekunde geschehe, auf die es schon längst der Mensch auf Erden festgesetzt.

Indes nun alle schauten und man bald dieses, bald jenes Rohr rückte und stellte und sich auf dies und jenes aufmerksam machte, wuchs das unsichtbare Dunkel immer mehr und mehr in das schöne Licht der Sonne ein — alle harrten, die Spannung stieg; aber so gewaltig ist die Fülle dieses Lichtmeeres, das von dem Sonnenkörper niederregnet, daß man auf Erden keinen Mangel fühlte, die Wolken glänzten fort, das Band des Wassers schimmerte, die Vögel flogen und kreuzten lustig über den Dächern, die Stephanstürme warfen ruhig

ihre Schatten gegen das funkelnde Dach, über die Brücke wimmelte das Fahren und Reiten wie sonst, sie ahneten nicht, daß indessen oben der Balsam des Lebens, das Licht, heimlich versiege, dennoch draußen an dem Kahlengebirge und jenseits des Schlosses Belvedere war es schon, als schliche Finsternis, oder vielmehr ein bleigraues Licht, wie ein wildes Tier heran — aber es konnte auch Täuschung sein, auf unserer Warte war es lieb und hell, und Wangen und Angesichter der Nahestehenden waren klar und freundlich wie immer.

Seltsam war es, daß dies unheimliche, klumpenhafte, tiefschwarze, vorrückende Ding, das langsam die Sonne wegfraß, unser Mond sein sollte, der schöne, sanfte Mond, der sonst die Nächte so florig silbern beglänzte; aber doch war er es, und im Sternenrohr erschienen auch seine Ränder mit Zacken und Wulsten besetzt, den furchtbaren Bergen, die sich auf dem uns so freundlich lächelnden Runde türmen.

Endlich wurden auch auf Erden die Wirkungen sichtbar, und immer mehr, je schmäler die am Himmel glühende Sichel wurde; der Fluß schimmerte nicht mehr, sondern war ein taftgraues Band, matte Schatten lagen umher, die Schwalben wurden unruhig, der schöne sanfte Glanz des Himmels erlosch, als liefe er von einem Hauche matt an, ein kühles Lüftchen hob sich und stieß gegen uns, über den Auen starrte ein unbeschreiblich seltsames, aber bleischweres Licht, über den Wäldern war mit dem Lichterspiele die Beweglichkeit verschwunden, und Ruhe lag auf ihnen, aber nicht die des Schlummers, sondern die der Ohnmacht — und immer fahler goß sichs über die Landschaft, und diese wurde immer starrer — die Schatten unserer Gestalten legten sich leer und inhaltslos gegen das Gemäuer, die Gesichter wurden aschgrau — — erschütternd war dieses allmähliche Sterben mitten in der noch vor wenigen Minuten herrschenden Frische des Morgens. Wir hatten uns das Eindämmern wie etwa ein Abendwerden vor-

gestellt, nur ohne Abendröte; wie geisterhaft aber ein Abendwerden ohne Abendröte sei, hatten wir uns nicht vorgestellt, aber auch außerdem war dies Dämmern ein ganz anderes, es war ein lastend unheimliches Entfremden unserer Natur; gegen Südost lag eine fremde, gelbrote Finsternis, und die Berge und selbst das Belvedere wurden von ihr eingetrunken — die Stadt sank zu unsern Füßen immer tiefer, wie ein wesenloses Schattenspiel, hinab, das Fahren und Gehen und Reiten über die Brücke geschah, als sähe man es in einem schwarzen Spiegel — die Spannung stieg aufs höchste — einen Blick tat ich noch in das Sternrohr, es war der letzte; so schmal wie mit der Schneide eines Federmessers in das Dunkel geritzt, stand nur mehr die glühende Sichel da, jeden Augenblick zum Erlöschen, und wie ich das freie Auge hob, sah ich auch, daß bereits alle andern die Sonnengläser weggetan und bloßen Auges hinaufschauten — sie hatten auch keines mehr nötig; denn nicht anders als wie der letzte Funke eines erlöschenden Dochtes schmolz eben auch der letzte Sonnenfunken weg, wahrscheinlich durch die Schlucht zwischen zwei Mondbergen zurück — es war ein überaus trauriger Anblick — deckend stand nun Scheibe auf Scheibe — und dieser Moment war es eigentlich, der wahrhaft herzzermalmend wirkte — das hatte keiner geahnet — ein einstimmiges „Ah" aus aller Munde, und dann Totenstille, es war der Moment, da Gott redete und die Menschen horchten.

Hatte uns früher das allmähliche Erblassen und Einschwinden der Natur gedrückt und verödet, und hatten wir uns das nur fortgehend in eine Art Tod schwindend gedacht: so wurden wir nun plötzlich aufgeschreckt und emporgerissen durch die furchtbare Kraft und Gewalt der Bewegung, die da auf einmal durch den ganzen Himmel ging: die Horizontwolken, die wir früher gefürchtet, halfen das Phänomen erst recht bauen, sie standen nun wie Riesen auf, von ihrem Scheitel

rann ein fürchterliches Rot, und in tiefem, kaltem, schwerem Blau wölbten sie sich unter und drückten den Horizont — Nebelbänke, die schon lange am äußersten Erdsaume gequollen und bloß mißfärbig gewesen waren, machten sich nun geltend und schauerten in einem zarten, furchtbaren Glanze, der sie überlief — Farben, die nie ein Auge gesehen, schweiften durch den Himmel; — der Mond stand mitten in der Sonne, aber nicht mehr als schwarze Scheibe, sondern gleichsam halb transparent wie mit einem leichten Stahlschimmer überlaufen, rings um ihn kein Sonnenrand, sondern ein wundervoller, schöner Kreis von Schimmer, bläulich, rötlich, in Strahlen auseinanderbrechend, nicht anders, als gösse die oben stehende Sonne ihre Lichtflut auf die Mondeskugel nieder, daß es rings auseinanderspritzte — das Holdeste, was ich je an Lichtwirkung sah! — Draußen weit über das Marchfeld hin lag schief eine lange, spitze Lichtpyramide gräßlich gelb, in Schwefelfarbe flammend und unnatürlich blau gesäumt; es war die jenseits des Schattens beleuchtete Atmosphäre, aber nie schien ein Licht so wenig irdisch und so furchtbar, und von ihm floß das aus, mittelst dessen wir sahen. Hatte uns die frühere Eintönigkeit verödet, so waren wir jetzt erdrückt von Kraft und Glanz und Massen — unsere eigenen Gestalten hafteten darinnen wie schwarze, hohle Gespenster, die keine Tiefe haben; das Phantom der Stephanskirche hing in der Luft, die andere Stadt war ein Schatten, alles Rasseln hatte aufgehört, über der Brücke war keine Bewegung mehr; denn jeder Wagen und Reiter stand, und jedes Auge schaute zum Himmel — — nie, nie werde ich jene zwei Minuten vergessen — es war die Ohnmacht eines Riesenkörpers, unserer Erde. — — Wie heilig, wie unbegreiflich und wie furchtbar ist jenes Ding, das uns stets umflutet, das wir seelenlos genießen, und das unseren Erdball mit solchen Schaudern zittern macht, wenn es sich entzieht, das Licht, wenn es sich nur

so kurz entzieht. — Die Luft wurde kalt, empfindlich kalt, es fiel Tau, daß Kleider und Instrumente feucht waren — die Tiere entsetzten sich; was ist das schrecklichste Gewitter, es ist ein lärmender Trödel gegen diese todesstille Majestät — es kamen, wie auf einmal, jene Worte des heiligen Buches in meinen Sinn, die Worte bei dem Tode Christi: „Die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte, die Toten standen aus den Gräbern auf, und der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten.“ Ich habe immer die alten Beschreibungen von Sonnenfinsternissen für übertrieben gehalten, so wie vielleicht in späterer Zeit diese für übertrieben wird gehalten werden; aber alle, so wie diese, sind weit hinter der Wahrheit zurück. Sie können nur das Gesehene malen, aber schlecht, das Gefühlte noch schlechter, aber gar nicht die namenlos tragische Musik von Farben und Lichtern, die durch den ganzen Himmel liegt — ein Requiem, ein Dies irae, das unser Herz spaltet, daß es Gott sieht und seine teuren Verstorbenen, daß es in ihm rufen muß: „Herr, wie groß und herrlich sind deine Werke, wie sind wir Staub vor dir, daß du uns durch das bloße Weghauchen eines Lichtteilchens vernichten kannst und unsere Welt, den holdvertrauten Wohnort, in einen fremden Raum verwandelst, darin Larven starren!“

Aber wie alles in der Schöpfung sein rechtes Maß hat, so auch diese Erscheinung, sie dauerte zum Glücke sehr kurz, gleichsam nur den Mantel hat er von seiner Gestalt gelüftet, daß wir hineinsehen, und augenblicks wieder zugehüllt, daß alles sei wie früher. Gerade da die Menschen anfingen, ihren Empfindungen Worte zu geben, also da sie nachzulassen begannen, da man eben ausrief: „Wie herrlich, wie furchtbar!“ — gerade in diesem Momente hörte es auf: mit eins war die Jenseitswelt verschwunden und die hiesige wieder da, ein einziger Lichttropfen quoll am obern Rande wie ein weißschmelzendes Metall hervor, und wir hatten unsere Welt

wieder — er drängte sich hervor, dieser Tropfen, wie wenn die Sonne selber darüber froh wäre, daß sie überwunden habe, ein Strahl schoß gleich durch den Raum, ein zweiter machte sich Platz — aber ehe man nur Zeit hatte zu rufen: „Ach!“ bei dem ersten Blitz des ersten Atomes, war die Larvenwelt verschwunden und die unsere wieder da: und das bleifarbene Lichtgrauen, das uns vor dem Erlöschen so ängstlich schien, war uns nun Erquickung, Labsal, Freund und Bekannter, die Dinge warfen wieder Schatten, das Wasser glänzte, die Bäume waren wieder grün, wir sahen uns in die Augen — siegreich kam Strahl an Strahl, und wie schmal, wie winzig schmal auch nur noch erst der leuchtende Zirkel war, es schien, als sei uns ein Ozean von Licht geschenkt worden — man kann es nicht sagen, und der es nicht erlebt, glaubt es kaum, welche freudige, welche siegende Erleichterung in die Herzen kam: wir schüttelten uns die Hände, wir sagten, daß wir uns zeitlebens daran erinnern wollen, daß wir das miteinander gesehen haben — man hörte einzelne Laute, wie sich die Menschen von den Dächern und über die Gassen zuriefen, das Fahren und Lärmen begann wieder, selbst die Tiere empfanden es; die Pferde wieherten, und die Sperlinge auf den Dächern begannen ein Freudengeschrei, so grell und närrisch, wie sie es gewöhnlich tun, wenn sie sehr aufgeregt sind, und die Schwalben schossen blitzend und kreuzend, hinauf, hinab, in der Luft umher. Das Wachsen des Lichtes machte keine Wirkung mehr, fast keiner wartete den Austritt ab, die Instrumente wurden abgeschraubt, wir stiegen hinab, und auf allen Straßen und Wegen waren heimkehrende Gruppen und Züge in den heftigsten, exaltiertesten Gesprächen und Ausrufungen begriffen. Und ehe sich noch die Wellen der Bewunderung und Anbetung gelegt hatten, ehe man mit Freunden und Bekannten ausreden konnte, wie auf diesen, wie auf jenen, wie hier, wie dort die Erscheinung gewirkt habe, stand wieder das schöne,

holde, wärmende, funkelnde Rund in den freundlichen Lüften, und das Werk des Tages ging fort; — wie lange aber das Herz des Menschen fortwogte, bis es auch wieder in sein Tagewerk kam, wer kann es sagen?

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

DER APFEL

(Odysseus vor dem Freiermord)

Er stand des Mittags in dem Apfelgarten;
Der Himmel war verdeckt, der Lufthauch schwül.
Betrachtend die noch kleinen grünen harten
Unreifen Früchte in den Blätterscharten,
Befiel ihn ein erwürgendes Gefühl.

Als ob die äußre Bettlersmißgestaltung
Sein Innres wandle mit Erbärmlichkeit,
Sah er, geduckt, in abgestorbner Haltung,
Der schmutzigen Hände alte Runzelfaltung;
Schlaff hing der Mut ihm wie sein Lumpenkleid.

Zweihundert! dachte er, es sind Zweihundert!
Und einer ich, und noch Telemachos,
Eumaios... Und er starrte trüb verwundert
Die riesige Zahl nur an, die vor ihm floß

In Natternwindungen, bis daß ein Zittern
An seinen Armen lief. Sein Herz schlug kaum.
Es ist ein riesiges Feld — wie soll mans schnittern?
Murrt' er, das Haupt gesenkt am Apfelbaum.

— Stand Pallas leibhaft vor ihm, fast erscheinend
Wie eine Magd im schlichten Mägdekleid;
Jedoch ihr Blick, den seinen sich vereinend,
Durchgrauste ihn mit Unvergänglichkeit.

Sie hob die Hand empor, und ins Geäste
Der Äpfel greifend, brach sie einen ab
Und sprach und lächelte, als sie ihn gab:
„Nimm auch von mir – ein Gastgeschenk – zum Feste!“

Auf einmal rauscht' ein großer Vogel Greif
Durch Wipfelgrün, Gewölke zugewendet...
Der Bettler sah entzündet und geblendet
In seiner Hand die Frucht, die sie gespendet;
Groß, glänzend, purpurrot: die Frucht war reif.

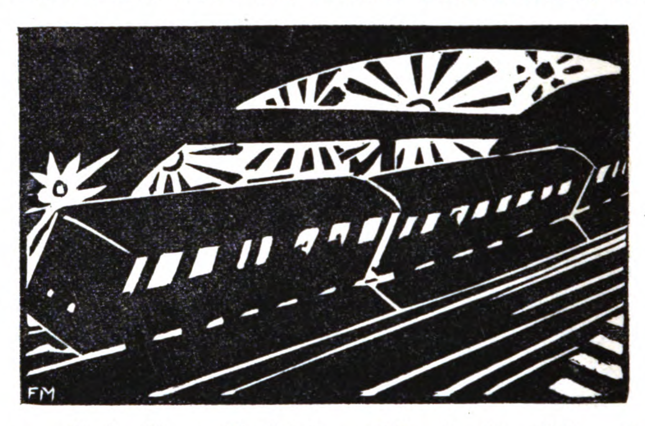
Dieses, für das soeben erschienene Buch „Der Göttliche Dulder“ bestimmte Gedicht ist nicht darin enthalten, weil es für die Drucklegung zu spät eintraf.

* * *

RENÉ ARCOS

EIN ABEND

MIT ähnlichem Getöse, als wenn in Wäldern gewaltsame Sturmstöße das Pfeifen des Windes durchbrechen, rollt die



Untergrundbahn ihrem Endziel zu. Wie eine längliche schwarze Perle schlängelt sie sich durch den Tunnel, um in der Station dann einer großen leuchtenden Perle zu gleichen. Strahlend und atemlos hält sie inne. In die aquariumartigen Glashallen

fallen schwere und dunkle Gegenstände nieder, andere leichtere gleiten und heben sich in den Labyrinthen der Stiegen und Gänge, als bewege sie die Abendluft, die um den Rachen des Tunnels flattert. Das Aus und Ein genau scheidend, klappt jede der Falltüren wie das Holzmesser eines Bäckers unerbittlich und unaufhörlich auf und ab.

Es ist in einem der letzten Züge, zu später Stunde an irgendeinem Werktag.

In einem der Waggons befindet sich ein einziger Fahrgast, ein junger Mann, der, in eine Ecke geschmiegt, vor sich hinsinnt. Tagsüber hat es reichlich geregnet. Noch haften an den Fensterscheiben Tropfen und Rinnsal des Regens, der den Zug auf den Boulevards, dort, wo er aus der Erde hervorkam, ansprühte. Die Schmutzspuren eines ganzen Tages bedecken den Fußboden.

Der junge Mann verfolgt die Entwicklung einer Gedankenreihe, die sich in ihm zu regen begonnen, kaum daß er Platz genommen hatte. In seinen Gliedern drückt die Müdigkeit eines langen Tages, an dem er viel gegangen ist und viel gesprochen hat, jedoch die nie aussetzende Lebendigkeit seines Geistes läßt ihn seinen Körper vergessen und seine Abspannung. Er hebt kaum den Kopf in den Stationen, die wie Illustrationen einer Lektüre sind, zu denen etwa das Hineilen im Tunnel der Text wäre.

Ein dumpfer dicker Geruch schwelt in den Waggons, die den ganzen Tag über mit Menschenmassen vollgepackt waren.

Stunde und Ort flößen Ekel ein und stimmen traurig, der junge Mann aber, ganz hinter seine Gedanken verschanzt, gibt aus sich fast nichts an diese augenblickliche Umgebung. Er sieht weder die Orangenschalen und zweifelhaften Papiere unter den Bänken, noch die Fingerspuren auf den Scheiben. Er bemerkt weder das plötzliche Aufblinken der elektrischen Lampen auf den angebröckelten Wölbungen des Tunnels, noch

den Namen der Stationen, die der Zug eben verläßt. Halb unbewußt hören seine Ohren das Zufallen einer Tür. Leise wird sein Auge von der Vision einer nahenden Frau berührt, die sich nun setzt, vielmehr ihm gegenüber auf einen Platz sich hinsinken läßt. Er besieht das neue Bild und kehrt zu den Gedanken zurück, die ihn beschäftigen. Doch wie der Schwimmer, aus dem Wasser tauchend, die Barke, die er ergreift, unter seinem Gewicht herabdrückt, hängt sich eine lebendige Kraft, aus namenloser Stunde und verworrenen Lauten geboren, an den Rand seiner Gedanken. Er macht den Versuch, sich zu befreien, aber das fremde Wesen, das sich plötzlich neben ihm aufhob, dringt gewaltsam mit seiner ganzen Gegenwart auf ihn ein. Er muß den Kopf wenden. Da überrascht sein Blick den auf ihn gerichteten der Fremden.

Der junge Mann sah anfangs nur zwei große sanfte Augen in einem ovalen Gesicht, das von jener Blässe war, die er liebt. Mit Aufmerksamkeit und Vergnügen prüft er dies feine Antlitz. Sein Blick begegnet nun oft dem der jungen Frau, der nicht ausgesprochen gleichgültig bleibt. Es gelingt ihr nicht, völlig unbeteiligt zu sein. Schon wird der Austausch ihrer Blicke lebendiger. Frage und Antwort richten die beiden aneinander, halten Zwiegespräche, von denen der Körper nichts weiß. Der junge Mann, der bald das aussichtslose Vergnügen dieses Spieles erschöpft hat, überläßt seinen schweifenden Geist anderen Träumereien. Seine Gedanken gleichen einem Wolkenhimmel, er ist der Wanderer auf einer Straße und betrachtet mit zerstreutem Blick das Wechselspiel der Wolken. Da aber breitet sich weißer Schimmer, ja Helle über den farblosen Himmel. In den Körper des jungen Menschen kommt Bewegung, er regt seine Hände, sein Gesicht verrät plötzlich innere Aufwallung. Alles, was an tätigem Leben in ihm schlummerte, wallt auf in ihm, steigt unaufhaltsam an, überschwemmt seinen Geist, der, gleichsam gelüpft, seine Ge-

danken nun wie Blasen entflattern läßt. Mit einem Male hat er das Bewußtsein seiner Existenz. Er denkt: diese Minute bin ich, sie ist mein Leben, sie steht am Ende einer Ausdehnung, die all dies Leben ist, das ich schon gelebt. Ich habe mich lange fortgesetzt, ich habe Monate, Jahre gedauert, um diese Minute zu erreichen. Diese Lampen, über meinem Haupte aufgereiht wie Fackeln einer Ehrenwache, diese dicken Mauern, wie eine Menschenmenge, die den Durchzug eines Helden erwartet, lange waren sie, auf daß ich ihnen eines Tages begegne. Diese Helle, diese metallischen Reflexe erwarteten schließlich mich nach so vielen Menschen und immer wieder nach so vielen anderen. Minuten, ja ihr, erfüllt von mir, äußere Umkleidung, die du mir Gestalt verleihst, Bewegung ohne Ende, ihr seid mein Leben! Mit meinen Augen, mit meinem Geist besitze ich euch! O nie geschlossene Zeit, in dieser weitaufgetanen Minute biege ich meine Seele vor, meinen Körper spreite ich aus und stürze mich vor das Gewirre der Geräusche, das Durcheinander von Schatten und Licht, wie Eroberer tun an der Spitze ihrer Horden.

Dem Hineilen des Zuges entlehne ich den wilden Taumel einer im Galopp bergabwärts stürmenden Armee. Gedrängte Reiterei stürmt singend hinter mir. Wäre ich allein hier, ich glaube, ich würde meine Arme ausstrecken und laut aus mir herausschreien.

Als seine Augen die junge Frau ihm gegenüber wiederfanden, war sie ihm keine Fremde mehr.

Er betrachtet sie. Dem reizenden Gesicht mit den weitausblickenden Augen legt er ein Bild zu, das seinem Geist schon eigen ist. Er ruft sich einen Komplex von Erinnerungen wach und stellt sie einer einzigen Erscheinung gegenüber. Bei fortgesetzter Prüfung entdeckt er neue Einzelheiten und verbessert sein erstes Urteil. (Er hätte diesen Augen nicht soviel Sanftmut zugetraut.) Gerne würde er ihre Geistesart kennen lernen, und

wenn er auf dem Deckel des Buches, das sie gegen sich gewendet hält und das er umspäht, den Namen eines ihm sympathischen Autors entzifferte, wäre er darüber aufrichtig erfreut.

Die schöne junge Frau versucht keineswegs der Eindringlichkeit seiner Blicke zu entgehen; durfte er aus dieser Unbeweglichkeit, die Einwilligung scheint, darauf schließen, daß sie die Betrachtung mit einer scheinbar wollüstigen Geduld über sich ergehen läßt? Eine Art geheimer Vertrautheit stellt sich zwischen ihnen ein. Über das Unbekannte, das Trennende hinweg fühlen sie sich in zarter und köstlicher Einstimmigkeit als Komplizen. Zwei losgelöste Wesen sind sie, die eine gleiche Minute umschließt. Irgend etwas, das er sich erträumt, könnte sie plötzlich vom übrigen Weltall abtrennen; nach einem furchtbaren Getöse fände er sich heil und sicher mit der zu Tode erschröckenen Frau, die sich an ihn geklammert hält, in Nacht und Dunkel wieder. Er erschafft sich das ganze Geschehnis. Sie sind in einem ausgehöhlten Raum vergraben unter der Wölbung von Balken, die sie beschützen, sie hören das Schlagen der Hacken, die an ihrer Befreiung arbeiten und deren Tätigkeit er gleichzeitig verlangsamen und beschleunigen möchte. Den Duft ihrer Haare zu atmen, die Wärme ihres angstbebenden Körpers an dem seinen zu fühlen, berauscht ihn. Seine Stimme zittert, wie er auf ihre hundertfältigen Fragen antwortet.

Wieviel Anteil er schon an ihr nimmt!

Wenn sie auf der nächsten Station ausstiege, empfände er schmerzlich eine Verminderung seiner selbst. Jenes Bedauern überkäme ihn dann gewiß, das man fühlt, wenn man ein Wesen, das einem lieb ist, nach einem harten Wort von sich hat gehen lassen. Und doch in einer Weile wird sie ja gehen. Sie wird ihr Schicksal fortsetzen und er das seine. Niemals wird er sie mehr wiedersehen. So ist er Tausenden und Abertausen-

den schon begegnet. Wesen, die lange schon unterwegs sind, um ihn zu treffen, nähern sich ihm, erreichen ihn, heften zuweilen ihren Blick in den seinen und gehen über ihn hinaus, um sich im All zu verlieren. An Straßenecken und Brückenenden, wie viele tauchten da plötzlich auf, wie vom Himmel gefallen oder aus dem Erdboden erstanden. Sein Blick hat längst gelernt, unter den vielen, die ihm ein Tag vorüberführt, einige zu erkennen. Im Gedächtnis behält er das Bild der Leute, die er täglich vorübergehend streift. Er hat nie mit ihnen gesprochen, dennoch sind sie in seinem Leben mehr als Fremde. Träfe er sie eines Tages anderswo als auf den Boulevards, wo er ihnen gewöhnlich begegnet, würde das Überraschende eine Annäherung ihrer Seelen bewirken, es würde ihn gelüsten, mit ihnen zu sprechen, sich über ihre Begegnung zu unterhalten. Unter diesen Leuten ist ein Mann mit einem langen schwarzen Bart, der einen Zylinder trägt und eine Schriftentasche unter dem Arm. Er geht langsam und zuweilen mit einknickenden Knien. Dann ist da ein anderer Mann mit müdem Gesicht, der nachlässig den Fuß schleppen läßt. Er trägt einen steifen Hut, der allmählich grünlich wird. Zwischen seinen Zähnen hält er eine oft erloschene Pfeife, und an regnerischen Tagen hält er nach Bauernart einen Regenschirm unter dem Arm. Eine Frau ist da, die immer Eile hat, und deren Hüte häufig wechseln. Und eine andere Frau, deren Lächeln aus einem Kontorfenster ihm wohlbekannt ist.

Jenen allen wird er morgen, übermorgen und in vielen spätern Tagen begegnen. Aber diese Frau da ihm gegenüber, die wird er niemals wiedersehen: etwas greift ihm ans Herz.

Wenn er es dennoch wagte! Irgendeinen flüchtigen Vorwand könnte er benützen, um sie anzusprechen. Wie man eine Besitzung umkreist und versucht, durch das Gitter und Laubwerk zu spähen, könnte er Schritt für Schritt das Geheimnis ihres Lebens durchdringen, die ersten Verbindungen anbahnen,

die ihm später ermöglichen würden, ihre Bekanntschaft fortzusetzen. Doch Schicklichkeit und Brauch hemmen ihn. Was der Zufall eines flüchtigen Vorgestelltwerdens gestatten würde, ist hier unmöglich. Sie brauchten die Brücke eines menschlichen Wesens, das sie beide kennen müßte, um das Geheimnisvolle dieser Hemmung zu überschreiten und einander ansprechen zu dürfen. Wenn er sie jetzt so anredete, würde er wohl nur eine Abweisung herausfordern.

Er wird nichts von ihr erfahren. In einigen Minuten wird sie aufstehen wie einer, der nie wiederkehrt. Die Mächte, die ihr Schicksal beherrschen, werden sie in ihren Wirbel ziehen. Ein Wesen, das er jetzt schon ein wenig kennt, das augenblicklich das einzig Lebendige vor seinen Augen ist, lebendig bis an den Stoff der Bekleidung, wird in einer Weile für ihn hinsterben so sicher wie der Tod selbst. Nein, er wird nichts mehr von dieser Frau erfahren.

Die Erinnerung an sie wird sich wie eine blasse Wolke am Sommerhimmel verflüchtigen.

Und er hüllt sie in eine Zärtlichkeit, die voll Bedauern und Trauer ist.

Der Zug hat eine neue Station durchfahren, ohne daß sie ausgestiegen wäre. Für einige Zeit noch war ihm dies Vergnügen gegönnt, und er fühlt in sich Zufriedenheit aufstrahlen.

„O ihr! Vertraute meines täglichen Lebens, augenblicklich lebt ihr für mich mit weniger Gewißheit als diese Frau, die ich zum erstenmal erblicke! Eure Worte, eure Gebärden, die Geschäftigkeit eures Daseins leben anderswo als hier. Von diesem Augenblick meines Tages gehört euch fast nichts, eine Fremde ist zwischen uns. Ihr seid mir weit weg dort in einer Wirklichkeit. Ich müßte diese Frau hier erst wegstoßen, um euch die Hand entgegenzustrecken."

Ein durchdringender und sanfter Blick der jungen Frau war

ihm wie die Berührung einer Hand auf seinem bloßen Herzen. Er dachte nach und versuchte mit seinen Augen zu sagen: „Ich grüße dich und liebe dich wie alle, die ich kenne. O du, die du aus dem weiten All aufstiegst wie jene andere, aus dem Meeresschaum! Die seltsame Verwirrung, die ich empfand, als ich auf meiner Stirn die lauen Tropfen empfing wie Tränen in mystischen Grotten, ich fühle sie in diesem Augenblick wieder, da ich auf meinem Antlitz den sanften Sommerregen empfange, der aus deinen Augen taut. Ich kann dir kein Zeichen geben, mit keinem Tuch dir winken, kein Wort dieser Worte dir sagen, von denen mein Mund voll ist, denn zwischen uns ist ein neutrales Gebiet, das zu überschreiten mir verboten ist: erblicke aber in meinen Augen alle Boten, die ich dir sende, sieh den Schmetterling, den ich zuhöchst meiner Seele entflattern lasse. Fürchte nicht, deine Augen in die meinen zu versenken und meinen Ruf zu hören. Ich empfange dich in allen Bächen meines Blutes.

Tausend Wege kannst du finden, mich zu überwältigen. O! Niemals hat ein Mann, der dir begegnet ist, mit solcher tiefdringenden und reinen Bewegtheit dich begrüßt. Niemals grüßte ein Schiff, trotz Kanonendonner und Vivat seiner tausend Matrosen, mit solch frenetischer Begeisterung als die meine, die Erde, das Ziel nie endenwollender Reise. Sieh, aus der Zeit komme ich, von der Erde, aus der Geschichte des Menschengeschlechtes, da ich dich erschaue: aus einer Zeit kommend, aus der Erde, aus Vergangenheit, deren Tiefe ich nicht ermessen kann. All die unzähligen Wege, die du durch Städte, Felder, Länder gezogen bist, gingest du nur auf mich zu. Die Zeit wallt mit den Schicksalen aller Menschen weiter wie unendliches Haar, von Ewigkeitswinden hinweggehoben, und siehe, heute berührt mein Schicksal das deine! Unter den tausenden Menschen, die ich schon in allen meinen Lebenstagen gewesen bin, unter all denen, die ich noch sein

werde, ist einer, der Mensch dieser Minute, der nur dir gehört und den ich dir hinopfere. So werde ich denn nichts von dir wissen. Selbst den Klang deiner Stimme, die vielleicht süß zu hören ist, werde ich nicht erfahren. Aber ich kenne die Farbe deines Haares, und eben, obzwar meine Augen nicht mehr auf dich gerichtet waren, sah ich noch die geschwungene Form ihrer Wellen. Ich könnte das Muster der Stickerei auf deinem Kleide auswendig nachzeichnen . . ., o, ich kann mir den Druck deiner weichen Hände erträumen."



Der Zug fuhr aufwärts. Als er aus der Erde kam, um auf der Brücke den Fluß zu überqueren, wandte der junge Mann den Kopf.

Die Vision der Stadt mit ihren Schatten und tausend Lichtern, die sich da und dort in den Himmel erhoben und wie ein Duft sich verflüchtigten, erfüllten ihn mit neuer Freude. Die Klarheit und die große Zahl der Lichter entzückte sein Auge. Seine Freude entzündete sich an den ersten Leuchten, vermehrte sich an den andern, wuchs bis zu den Sternen und vergnügte sich daran, eine Sekunde lang, das ganze Gefunkel

der Nacht in sich zu schließen. Große Schatten bewegten sich. Die leuchtenden Wasser des Flusses zogen majestätisch hin wie die Zeitläufte selbst. Er überschaute, die Stirne an die Fensterscheiben des Waggons gepreßt, von der Höhe der Brücke eine riesige Fläche, auf der sich lückenlos das nächtliche Zauberspiel ausbreitete. Er war ja nur ein Mensch, der, durch einen Zug, der unter gestirntem Himmel über einen Fluß hinfuhr, in Begeisterung geraten, dennoch fühlte er sich voll Größe und trug in seiner Seele zauberhafte Verzückung.

Er litt, als der Zug in den Tunnel einfuhr. Und aus allen Himmeln gestürzt, sank er in seine Schwermut zurück.



Er betrachtete die Fremde von neuem. Er fand sie wieder, als hätte er sie schon ein wenig verloren, und der Schatten einer Befürchtung durchglitt ihn, daß sie in der nächsten Haltestelle vielleicht sich erheben würde. Zärtlich sah er sie an und lächelte leise ... Das Gesicht der Unbekannten verhärtete sich, und sie wandte das Gesicht ab. Da — dachte er an andere Dinge.

Der Zug durchfuhr mehrere Stationen, ohne daß sein Gedankengang gestört worden wäre. Dann wurde der Name der Station ausgerufen, wo er umsteigen mußte, und hieß ihn aufstehen. Er trat aus dem Waggon, ohne auch nur den Kopf nach jener zu wenden, die er zurückließ. Aber auf der Platt-

form längs des Geleises schreitend, tauschte er im Vorübergehn einen verzweifelten Blick mit der Fremden, die er niemals wiedersehen sollte.

Aus dem Novellenband „Das Gemeinsame", der demnächst in der Übersetzung von Friederike Maria Zweig mit Holzschnitten von Frans Masereel in 470 Exemplaren im Insel-Verlag erscheinen wird.

* * *

FRITZ BERGEMANN

DER FALL WOYZECK IN WAHRHEIT UND DICHTUNG

KRIMINALFÄLLE aus dem Alltagsleben erregen meist nur die Sinnenlust und werden entsprechend häufig von Kolportageschriftstellern und geistesverwandten Schreibgenossen ausgenutzt, um auf den Sensationshunger der Masse zu spekulieren; selten aber findet sich einmal ein Dichter, der solchem „Fall" ein wahrhaft poetisches Interesse entgegenbringt. Weil eben selten diesen krankhaften Erscheinungen aus dem Sittenleben etwas Problematisches oder Allgemeinmenschliches anhaftet, das einen Dichter fesseln könnte. „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" ist solch ein problematischer Fall, und er hat in keinem Geringeren als Schiller seinen poetischen Anwalt gefunden; nicht minder erweckt die aus Scham und Not vollbrachte Tat der „Kindesmörderin" allgemein-menschliche Teilnahme, und so konnte auch Heinrich Leopold Wagner, als er Evchen Humbrecht zur Heldin eines Dramas machte, der Wirkung gewiß sein.

Mit dem Verbrecher aus verlorener Ehre und der Kindesmörderin Evchen Humbrecht kann sich der Mörder Johann Christian Woyzeck, der in Leipzig 1821 aus Eifersucht seine Geliebte erstach, nicht auf die gleiche Stufe stellen. Gewiß: auch Mord aus Eifersucht ist, wie Shakespeares „Othello" be-

weist, ein für dichterische Behandlung ergiebiges Thema. Aber der Friseur Woyzeck, für den übrigens die Ermordete nicht die erste Geliebte war, hatte das Recht auf Eifersucht verwirkt, da er seit langem wußte, daß jene es „mit mehreren zu tun gehabt" und ihn dies nach eigener Aussage ziemlich gleichgültig ließ. Und dennoch hat dieser Fall die Öffentlichkeit wie die Gerichte lange Jahre beschäftigt und ist noch zwölf Jahre später von Georg Büchner für sein Drama, das sich sogar den Titel von jenem „Helden" lieh, verwertet worden! Wie konnte jener Kriminalfall solch Aufsehen erregen und was einem Dichter wie Büchner bieten? Heute, wo wir Georg Büchner zu unseren klassischen Dichtern zählen, wird eine Beantwortung dieser Frage von allgemeinerem Interesse sein.

Auf jenen geschichtlichen Vorfall, der dem Drama Büchners zugrunde liegt, hat zuerst Hugo Bieber im „Literarischen Echo" vom 1. Juni 1914 hingewiesen. Ein glücklicher Zufall, mit dem sich bei Bieber das Verdienst eines weitausschauenden Leseeifers paart, ließ seinen Blick auf die Gutachten in der Henkeschen „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde" (3. und 5. Ergänzungsheft, 1824 und 1826) stoßen, in denen sich der Hofrat Dr. Clarus über die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Woyzeck ausgelassen hat. Das ausführliche und entscheidende Gutachten ist übrigens auch als Sonderdruck 1824 bei Gerhard Fleischer in Leipzig erschienen; die von Bieber erwähnte Polemik eröffnete der bayrische Landphysikus Dr. C. M. Marc mit der zu Bamberg 1825 veröffentlichten Schrift: „War der am 27. August 1824 zu Leipzig hingerichtete Mörder J. Chr. Woyzeck zurechnungsfähig? Enthaltend eine Beleuchtung der Schrift des Herrn Hofrat Dr. Clarus..." (80 S.), worauf der bekannte Psychologe Dr. Heinroth den Hofrat in Schutz nahm in einer Erwiderung: „Über die gegen das Gutachten des Herrn Dr. Clarus vom Herrn Dr. C. M. Marc in Bamberg abgefaßte Schrift..." (Leipzig

1825, 69 S.). Erst 1838 fand der Fall eine abschließende Betrachtung in dem mit B. H. Ch. gezeichneten Aufsatz: „Über die Zurechnungsfähigkeit des Mörders J. Chr. Woyzeck. Zusammenstellung und Beleuchtung der hierwegen von drei angesehenen Ärzten erschienenen Schriften", veröffentlicht in der von Dr. C. H. Richter herausgegebenen Sammlung: „Ausgewählte Abhandlungen und Gutachten aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin" (Stuttgart 1838).

Außer diesen Abhandlungen von sachkundiger Seite gibt es nun aber noch zwei bildliche Darstellungen, die sich mit demselben Fall beschäftigen. Wie man aus der Beilage sieht: eine Wiedergabe der Hinrichtung und ein zeitgenössisches Porträt des Mörders. Das Vorhandensein der Originale dieser Bilder in dem Stadtgeschichtlichen Museum zu Leipzig hat Walter Lange in den „Blättern des Leipziger Schauspielhauses" bekanntgegeben, und durch Entgegenkommen der Museumsverwaltung ist es dem Insel-Verlag möglich gewesen, sie zu vervielfältigen und diesem Aufsatz als Bildschmuck beizufügen.

Fürwahr, es muß eine die ganze Öffentlichkeit angehende Sache gewesen sein, in deren Dienst sich auch die Zeichner stellten. Der Tatbestand an sich hätte dieses Interesse schwerlich rechtfertigen können: Am 3. Juni 1821 abends 1/2 10 Uhr brachte der Friseur Woyzeck, 41 Jahre alt, der 46 jährigen Witwe des verstorbenen Chirurgen Woost mit einer abgebrochenen Degenklinge, an die er nachmittags einen Griff hatte befestigen lassen, in dem Hauseingang ihrer Wohnung auf der Leipziger Sandgasse sieben Wunden bei, an denen sie nach wenigen Minuten starb. Unter den Wunden wurde eine tief eindringende Brustwunde, die den niedersteigenden Teil der Hauptschlagader verletzt hatte, für unbedingt tödlich erachtet. Der Mörder wurde nach vollbrachter Tat ergriffen und war sogleich geständig. — Aber durch eine in Nürnberger Zeitungen gebrachte Nachricht, daß Woyzeck gemütskrank sei, ward der

Verteidiger veranlaßt, eine Untersuchung des Geisteszustandes seines Klienten zu beantragen, und der Gang dieser weiteren Untersuchung war allerdings dazu angetan, die Öffentlichkeit an dem „für und wider" den Angeklagten lebhaften Anteil nehmen zu lassen.

Es war ein Kampf zwischen der racheforderndeu Justiz und der gnadeheischenden Anwaltschaft, wie er wohl selten um einen Mörder ausgefochten worden ist. Die erste Verteidigungsschrift, die gewiß nur auf mildernde Umstände plädierte, war schon eingereicht, als das Gerücht von der Geisteskrankheit Woyzecks eine für den Verteidiger günstige Wendung brachte. Eine Untersuchung des Angeklagten durch den sachverständigen Gerichtsarzt Hofrat Dr. Clarus wurde angeordnet; sie zog sich fast einen Monat lang hin, brachte dann jedoch im September 1821 ein negatives Ergebnis: die über die körperliche und geistige Verfassung des Inquisiten angestellten Beobachtungen gaben keine Merkmale an die Hand, die auf das Dasein eines kranken, die Zurechnungsfähigkeit aufhebenden Seelenzustandes schließen ließe, und da auch die Zeugen versicherten, daß Woyzeck zwar oft betrunken, sonst aber nie in einem gedankenlosen Zustand gewesen sei, wurde der Mörder zum Tode durchs Schwert verurteilt. Weitere Bemühungen des Verteidigers blieben erfolglos, auch erreichte der Verurteilte keinerlei landesherrliche Begnadigung. Schon war der 13. November 1822 zur Hinrichtung bestimmt und die übliche Fürbitte in den Kirchen erfolgt, als wenige Tage vor der Exekution ein Privatmann mit der Anzeige auftrat, daß nach namhaft gemachten Augenzeugen Woyzeck wirklich von Zeit zu Zeit Verstandesverwirrung an den Tag gelegt hätte. Waren zuvor die gegen den Geistlichen getanen Äußerungen Woyzecks, daß er wiederholt fremde Stimmen gehört und auch eine Geistererscheinung gehabt hätte, nicht ernst genommen worden, so wurde nun doch der Befehl zum Vertagen der Hin-

richtung gegeben und eine neue Untersuchung durch den Gerichtsarzt angeordnet. Eine schwere Enttäuschung für die Sensationslustigen unter den Leipziger Bürgern, die sich schon auf das nahe bevorstehende Schauspiel einer Hinrichtung auf dem Marktplatz gefreut hatten! Die Untersuchung nahm den Januar und Februar 1823 in Anspruch, und der ganze Prozeß zog sich noch bis ins nächste Jahr hin. Freilich, für Woyzeck war damit nur Zeit, sonst nichts gewonnen: Clarus konnte in seinem ausführlichen Gutachten wohl eine Anlage zu geistigen und seelischen Verirrungen feststellen, aber wiederum nichts, was unmittelbar vor, bei oder nach der Tat auf Unzurechnungsfähigkeit hingewiesen hätte; vielmehr hätte der Delinquent lediglich seiner Leidenschaft nachgegeben und aus Eifersucht den Mord begangen. Woyzecks Schicksal war damit entschieden, wiewohl sein Verteidiger das Ende durch mancherlei Einwendungen noch zu verzögern wußte. Abermals wurde schließlich auf Todesstrafe durchs Schwert erkannt, dies Urteil bestätigt, von neuem jedes Begnadigungsgesuch abschlägig beschieden, und so mußte Woyzeck endlich am 27. August 1824 auf dem Marktplatz zu Leipzig die Mordtat sühnen, die er drei Jahre vorher in den Mauern dieser Stadt verübt hatte.

Daß die Akten über den Fall Woyzeck mit der Hinrichtung nicht geschlossen waren, ersehen wir aus den oben mitgeteilten Streitschriften. Für das größere Publikum kam davon allerdings nur der bei Fleischer erschienene Sonderdruck in Betracht. Auch wen die Streitfrage um die Zurechnungsfähigkeit des Mörders und mithin um die Richtigkeit des Urteils an sich nichts anging, der fand hier doch in dem mitgeteilten Beobachtungsmaterial aus dem Seelenzustand eines krankhaft Veranlagten manches, was ihn fesseln konnte. Woyzeck hatte allerlei Erscheinungen gehabt, und für Geisterseherei und ähnliche Vorfälle hatte man in der Zeit, wo Justinus Kerner an seiner

„Seherin von Prevorst" schrieb, außerordentliches Interesse. Ferner hatte sich Woyzeck mit der Freimauerei abgegeben, eine Frage, die damals ebenfalls viele Gemüter beschäftigt zu haben scheint. Freilich, Clarus wollte die Erscheinungen sämtlich als bloße Sinnestäuschungen infolge unordentlichen Blutumlaufes erklärt wissen — aber hatte er nicht selbst unter seinen Kollegen Gegner, die jene Erscheinungen wenigstens subjektiv gelten ließen?

Mit anderen Augen sah Georg Büchner den Fall Woyzeck an. Er wird ihn, wie Bieber ausgeführt hat, in der „Zeitschrift für die Staatsarzneikunde", deren Mitarbeiter sein Vater war, zu Gesicht bekommen haben. Es war wohl zunächst das Interesse des Physiologen, das ihn in dieser Zeitschrift blättern und nach lehrreichen Grenzfällen zwischen Kriminalistik und Medizin suchen ließ. Oder hielt Büchner, der der hohen Obrigkeit ja niemals grün war, Ausschau nach einer Entgleisung der Justiz, nach einem Justizmord womöglich, den man irgendwie ausbeuten könnte? Nun, der Fall Woyzeck war in der Darstellung des Hofrates Clarus kaum dazu angetan, zumal dieser einundvierzigjährige, oft betrunkene Friseur, der bereits eine Geliebte mit einem Kind hatte sitzen lassen und dessen Ermordete, eine sechsundvierzigjährige Witwe, mit seinem Wissen auch anderen zugänglich gewesen war, unmöglich hätte Teilnahme erwecken können. Aber was Büchner hier von vornherein fesseln mußte, das war die Frage der Zurechnungsfähigkeit: Erscheinungen geistiger Zerrüttung interessierten ihn, wie man aus seiner Lenz-Novelle weiß, ganz besonders, und solchen Fall versprach schon die Überschrift von Clarus' Gutachten. So las er es denn. Und wenigstens die Anlage zum Wahnsinn fand er hier wirklich vor: Woyzeck hörte Geisterstimmen, hatte merkwürdige Gesichte und die fixe Idee von den gefährlichen Freimaurern. Wie war diese Sinnesverwirrung zu erklären? Aus Unordnungen des Blutumlaufs leitete sie der Gerichtsarzt

her und erklärte diese durch die ungesunde Lebensweise des Delinquenten. Damit war zwar die physiologische Frage beantwortet, aber eine neue, soziologische aufgeworfen, die den Verfasser des „Hessischen Landboten“ nicht weniger anging: Was verschuldete diese ungesunde Lebensart Woyzecks? Sein Charakter? Nein, seine Armut, antwortete Büchner, die ihm die nötige Nahrung nicht zuführen konnte, ihn von Stellung zu Stellung hetzte und in der Verzweiflung zur Schnapsflasche greifen ließ. Der Sozialist Büchner hatte sich zum Physiologen gesellt, und der Fall Woyzeck wurde nunmehr für Büchner zu einem Problem, das ihn so lange beschäftigte, bis er es dichterisch lösen konnte.

Ausführlich darzulegen, wie der Dichter Büchner die Tatsachenüberlieferung zu nutzen verstand, was er übernommen und was er geändert hat, ist hier nicht mehr angängig. Auch hat Bieber in seinem Aufsatz die wichtigsten Parallelen, sowie die bedeutsamsten Unterschiede bereits angegeben, und Walther Kupsch hat das in seiner 1920 erschienenen Dissertation über „Wozzeck“ (Germanistische Studien, Heft IV) weiter ausgeführt. Nur das sei noch hervorgehoben, daß der Fall Woyzeck in dem Dramentorso Büchners durch den sozialistischen Einschlag ein ganz anderes Gesicht bekommen hat. Diesen um zehn Jahre jüngeren Woyzeck, der nur die eine Geliebte kennt und ihr gemeinsames Kind durch Heirat ehrlich machen möchte, ist einer aus der besitzlosen Klasse! Die Armut lädt ihm den Spott und Hohn der Begüterten auf und erniedrigt ihn bis zum Tier, das sich für geringes Entgelt als Versuchskarnickel gebrauchen läßt, was schließlich zu der Zerrüttung seiner Nerven führt; die Armut ist es auch, die ihn dem bessergestellten Nebenbuhler gegenüber von der Mutter seines Kindes, um die ihn allein das niedrige Dasein noch lebenswert dünkte, verschmäht werden läßt: nun wirkt der Stachel der Eifersucht auf den zerrütteten Körper, und er erliegt dem An-



I. C. Woyzeck.
Geht seinnen Tode als reuevoller Christ entgegen, auf dem Marktplatze zu Leipzig. den 27 August 1824.



I. C. WOYCECK.

geboren in Leipzig A^no^ 1780.

fall, ein Mörder und doch selbst ein Opfer seines Standes. Mit schneidendem Hohn auf den Standesdünkel und das Klassenbewußtsein schließt der Dichter, und so wird der Anwalt dieses Woyzeck zum Ankläger der Gesellschaft und der Fall Woyzeck zu einem Menschheitsproblem überhaupt.

* * *

WERNER MAHRHOLZ

HENRIK PONTOPPIDANS „TOTENREICH“

Es ist nicht ganz leicht, aus den Bruchstücken eines Lebenswerkes die Gestalt eines Dichters aufwachsen zu lassen. Von Pontoppidan lagen bislang in deutscher Übersetzung nur drei Bücher vor: die Romane „Hans im Glück“, „Das Gelobte Land“ und die Novellensammlung „Der Teufel am Herd“. Dazu tritt jetzt ein neues Werk: „Totenreich“, das in vielem Betracht das Bild des Dichters ergänzt und vervollständigt und, was mehr ist, menschlich über die Melancholie früherer Werke hinausführt.

Pontoppidans Grunderlebnis ist das Gefühl der Sinnlosigkeit der modernen Welt mit ihrem blinden Walten tierischer Triebe, mit ihrer Leerheit, ihrer Mechanisierung, ihrer Ziellosigkeit bei allem Aufwand bewundernswerten Scharfsinns, hinreißender Energie, unglaublichen Willens zur Beherrschung der Natur. Der Dichter befindet sich, vor allem in den früher erschienenen Werken, in einer seltsamen Mittelstellung: aus pietistischer Atmosphäre herauswachsend, muß er die Weltverneinung des Pietismus ablehnen; kurze Zeit glaubt er an die rücksichtslose Weltbejahung des modernen Fortschrittsglaubens, bis auch dieser ihm problematisch wird, weil die Erfolge dieses Fortschritts den Menschen nicht befreien, sondern versklaven, die Seele nicht aufleben lassen, sondern veröden, den Geist nicht zur Herrschaft bringen, sondern zu

unruhigen Sensationen und zum ästhetenhaften Scheinleben verurteilen. In den ersten Romanen „Hans im Glück“ und „Das Gelobte Land“ findet das gequälte Gemüt des Dichters keinen anderen Ausweg aus dem Irrsal der modernen Welt als die Rückkehr zum pietistischen Jugendglauben. Diese Romane gestalten in Einzelschicksalen die Abwendung eines Menschen von dem Irrwahn der Moderne und die romantische Rückkehr des Überwundenen zum Glauben der Väter. Edle Menschen gehen an einem Übermaß von Lebensekel zugrunde, ohne, von schöpferischer Urkraft getragen, neuen Mythos und damit neues Leben schaffen zu können. Gewiß, Hans im Glück findet eine Möglichkeit, anständig und mit Haltung zu sterben, ganz ebenso wie der Pfarrer im „Gelobten Land“ — aber das ist es eben: mit Haltung sterben, nicht mit Würde leben zu lernen, ist das Motiv der beiden Romane.

Der neue Roman „Totenreich“ ist, als Ganzes betrachtet, ein Schritt vorwärts. Melancholie ist auch in diesem Roman der Grundakkord, auf dem sich alles andere aufbaut, ja, der Lebensekel von dem sinnlosen Treiben der modernen Welt, dem „Totenreich“, ist in diesem Werk vielleicht noch stärker als in den früheren Romanen. Aber darüber hinaus fühlt man doch einen starken menschlichen Fortschritt des Dichters: er fällt nicht von einem Extrem ins andere, sondern er stellt gerecht, unerschütterlich, unerbittlich das Totenreich dar, das sich ebenso hinter der Maske eines mechanisierten Christentums wie hinter der Maske eines wirklichkeitstollen Fortschritts zu verbergen sucht. Diese Gerechtigkeit und dieser menschliche Mut des Dichters sind aber nur möglich, weil er hinter dieser verfallenden Welt eine neue Welt aufdämmern sieht, freilich nur erst in allerbescheidensten Ansätzen, aber doch in Ansätzen, die noch vor kurzem nicht denkbar gewesen wären und die ein menschliches Herz mit Glauben und Zuversicht und Hoffnung erfüllen können. Es ist nicht mehr der Gegensatz

von weltfeindlichem Pietismus und weltfrohem Fortschrittsglauben, der Pontippidan beschäftigt, sondern es ist der Gegensatz von zerfallendem Weltzustand und Rückkehr zu natürlichen Lebensverhältnissen, von Zivilisation in höchster Potenz und einfacher, ländlicher, gesunder Lebensführung, die dem Dichter die innere Spannung seines Werkes gibt. Das Totenreich der Schlagwortpolitik, des Kunstschiebertums, des Ästhetizismus, des romantischen Naturevangeliums, der mechanisierten Kirchengläubigkeit, der utopischen Menschheitsbeglückung, der verlogenen religiösen Schauspielerei mag für sich seine Scheinexistenz weiterführen: neben ihm gibt es eine Unabhängigkeit und Freiheit nur in der Besinnung auf das einfach Menschliche, auf die wesentlichen Dinge des Lebens, auf gesunde Lebensführung in ländlicher Ruhe, auf natürliche Arbeit und natürliche Feiern, in der Einschränkung der zivilisatorischen Luxusbedürfnisse, in der Entwicklung des inneren Sinnes für Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Mäßigkeit, Gemeinsinn, Uneigennützigkeit und Freiheit. Kam Pontoppidan in den früheren Romanen, rein menschlich betrachtet, über einen tapferen, aber resignierten Stoizismus nicht hinaus, so zeigt dieses neue Werk ihn auf dem Wege zu einer neuen Gläubigkeit in der Hingabe an einfachste Arbeit in gesunden, ländlichen Verhältnissen.

Es ist kein Zufall, daß „Totenreich" ein Roman ohne eigentliche „Helden" ist. Der Gutsbesitzer Torben Dihmer und die schöne Jytte stehen wohl, rein kompositorisch, größtenteils im Mittelpunkt der Handlung, aber neben ihnen spielen doch der Pfarrer Gaardbo, sein Bruder, der Arzt, der große Politiker Enslev, der Maler Karsten, der Pfarrer Vestrup und andere Gestalten so bedeutsame Rollen, daß sie zuzeiten die beiden scheinbaren Hauptfiguren fast verdecken. „Totenreich" ist eben, auch darin zeigt sich die innere Veränderung des Dichters, nicht mehr ein einfacher Entwicklungsroman mit dem

Hintergrund gesellschaftlicher Zustände — es ist vielmehr ein Gesellschaftsroman großen Stiles schlechthin. Die Figuren interessieren nicht so sehr um ihrer selbst willen, sondern insofern sie Vertreter von Zeittendenzen sind. Mit vielem Bedacht laufen ein Dutzend Schicksale, ineinandergeflochten, mit- und nebeneinander her: so, und nur so, entsteht ein Bild des „Totenreiches" in seiner ganzen Breite. Man spürt am Schicksal des innerlich und zuletzt auch äußerlich scheiternden Politikers Enslev, wie morsch die Politik überhaupt ist, wie zerfressen diese ganze Welt des Parlaments, der Presse, der Börse ist, wie das eigentlich Wesentliche im menschlichen Leben unter- oder oberhalb dieser Totenreich-Sphäre vor sich geht; man erlebt im Geschick des Modemalers Karsten und seines Kreises das ganze Elend des mechanisierten Kunstbetriebes mit; man quält sich mit Pastor Gaardbo, dem ursprünglich gläubigen, zuletzt schauspielernden Christen, durch das Elend moderner Kirchlichkeit hindurch; man scheitert mit dem Sünder und evangelischen Christen Mads Vestrup in einer entseelten und entgötterten Welt; man entsetzt sich vor dem Geldmenschen Söholm, der noch in seinen Beziehungen zu Gott als kalter Kaufmann handelt; man erliegt mit der feinen Ästhetin Jytte der Zersplitterung und Zerfallenheit des modernen Lebens. Nebenfiguren in ganzen Scharen beleben diese Bühne, moderne Welt genannt: verkommene Literaten und ehrgeizige oder verblendete Politiker, kühle Ärzte, erfüllt von der Unübertrefflichkeit moderner Wissenschaft, Journalisten mit fragwürdiger Moral und amerikanisierenden Gelüsten, Reformapostel für „natürliche Lebensweise", strotzend von geistigem Hochmut und von innerer Unnatur, geschäftige Mittlernaturen, die nur in Zeitungsgeschrei, Politik und Geschäft leben, eitle und skrupellose Damen der Gesellschaft, kleine Kokotten, kurz, die ganze Reihe der Typen, die wir alle kennen, zieht an uns vorüber, ungeheuer lebendig

geschildert, ungemein barmherzig dargestellt und dabei überschattet von einem Gefühl, das Torben Dihmer einmal in die Worte kleidet: „Glauben Sie mir, Enslev, ringsumher im Lande sind viele, die in diesen Zeiten das bedrückende Gefühl der Heimatlosigkeit haben wie ich, ... viele, die da sitzen und frieren bei dem unheimlichen Gedanken, was die Zukunft uns bringen wird!" Es sind Bewohner des Totenreiches, einige davon mit einem Bewußtsein ihrer Todgeweihtheit, wie Jytte, die meisten ohne eine Ahnung von der Art der Sphäre, in der ihr Leben verläuft. Die Gespenstigkeit der modernen Welt mit ihrem Willen zur Selbstbetäubung ist in diesem Werk aufgefangen wie in einem geisterhaften Spiegel: man erschrickt, und man ist doch gezwungen, immer wieder hineinzuschauen.

Wo aber endet nun die Sphäre des Totenreiches? Ein ganz Kranker und ein ganz Gesunder können sich ihm entreißen. Da ist der Gutsbesitzer Torben Dihmer, der eine scheinbar unheilbare Krankheit hat. Ein befreundeter großer Arzt verschafft ihm durch eine Kur neue Gesundheit, und der schon dem Tode Verfallene sieht sich dem Leben wiedergegeben. Aber seine Augen sind hellsichtig geworden; er durchschaut das moderne Leben, und am Ende gibt er seine Kur auf, geht wieder auf seinen Landsitz und läßt der Natur ihren Lauf. Er hat zu lange in brüderlicher Gemeinschaft mit dem Tode gelebt, um nicht am Ende die Nichtigkeit von politischem Ehrgeiz, Genußleben, Macht, Reichtum, Liebe zu erkennen. So benutzt er die Macht, die ihm sein großes Vermögen verleiht, dazu, auf seinen Gütern Menschen mit zukünftiger Gesinnung anzusiedeln: Menschen mit einfachen, gesunden Sinnen, mit Lust an einfacher Arbeit und einfacher Feier, mit bescheidenen Bedürfnissen und rechtschaffenen Herzen, kurz Menschen, wie sie im Totenreich zugrunde gehen müssen, wie sie aber die Zukunft braucht zur Gesundung aller menschlichen

Lebensverhältnisse von Grund auf. Als ersten holt Torben Dihmer sich den Doktor Gaardbo mit seiner gesunden und natürlichen Frau und seinem hellen Geist auf sein Gut, und bald schließen sich andere unmoderne Menschen ihm an, so daß Torben bei seinem frühen Tode von sich sagen kann, daß er, selber ein Todgeweihter, doch dem zukünftigen Leben gedient habe, weil er selber innerlich vom Tode zum Leben gekommen ist. Über diese seine innere Erweckung, die freilich ganz unpietistisch ist, sagt er einmal: „Wenn ich dir meine Ansicht sagen soll, so glaube ich weit eher, daß ich daheim auf Favsingholm eine Empfindung haben werde, als sei ich zur Sonne und zum wirklichen Leben zurückgekehrt — von einer Reise nach dem Totenreich ... Sowohl in Europa als auch in Amerika habe ich wirklich sehr oft das Gefühl gehabt, als befände ich mich auf einer unterirdischen Folterstätte, wo Millionen von ruhelosen Schatten auf der Jagd nach eingebildetem Glück dahinjagten."

Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie diese Abwendung von der modernen Welt gleichzeitig in allen Ländern auftritt: Knut Hamsuns „Segen der Erde" ist von dem gleichen Geiste des inneren, radikalen Protestes gegen das moderne Leben getragen, wie jetzt Pontoppidans „Totenreich" oder wie Wilhelm Schäfers „Lebenstag eines Menschenfreundes" oder wie Paul Ernsts „Saat auf Hoffnung". Freilich, mit dem politischen Radikalismus hat dieser Radikalismus der Gesinnung recht wenig zu tun, man kann sogar sehr konservative Züge im Seelenbild all dieser Dichter finden. Und doch deuten sie voraus auf Dinge und Verhältnisse, die einmal kommen müssen und kommen werden. Die Anknüpfung des Menschenschicksals an den Boden der Heimat: das ist der Weg, den die europäische Menschheit nehmen muß, wenn sie weiterleben will. Es ist wunderbar, zu sehen, wie aus der romantisch-kleinbürgerlichen Heimatseligkeit der Heimatkultur-Be-

wegung, die im Grunde ein Erzeugnis der Großstadt und eine Illusion war, heut zaghaft, aber doch sicher die europäische Menschheit sich hinzukämpfen sucht zu einer neuen Verwurzelung in echten, dauernden, tragfähigen, wirklichen Lebensverhältnissen, um so dem Totenreich der Zivilisation zu entrinnen. Dichter sind wieder Propheten, nicht nur Beschreiber: das ist der innere Sinn dieses neuen Werkes von Pontoppidan. Die Jugend wird ihm zuhören, und die Politik wird eines Tages — ach, es ist noch Generationen hin — mit neuen Menschen zu rechnen haben. Pontoppidan aber tritt mit diesem neuen großen Gesellschaftsroman in die Reihe der wenigen Dichter, die nicht nur als Kritiker des Bestehenden, wie Tolstoi, Ibsen, Strindberg, ihren Sinn haben, sondern die darüber hinaus den entsagungsvollen, schmalen Weg zur Gesundung vorfühlend zeigen und durch die Männlichkeit ihres Wesens den Mut und die Kraft einer neuen Generation beleben, der einmal der Ehrenname der „Generation der Verwirklichung" sicher ist, wenn sie die Ahnungen ihrer Dichter in die Wirklichkeit des Lebens selber umzusetzen die Kraft hat.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

So trostlos grau der Himmel ist, der über unserer Gegenwart und Zukunft hängt, der unendliche Reichtum des Lebens quillt noch immer uns entgegen, und gerade in solcher trüben Zeit ist der Ansporn durch das Schöne nötiger denn je, denn es trägt und wiegt uns über viele Klippen und Kanten des Lebens. Eben deshalb wollen wir der Pflege des im eigentlichen Sinne „schönen Buches" wieder einen erheblichen Teil unserer Sorgfalt schenken. Nachstehend verzeichnen wir die Bücher, die als Liebhaberausgaben in diesem Jahr bereits erschienen sind oder sich in Vorbereitung befinden und bis Weihnachten noch erscheinen werden. Es lagen zu Pfingsten vor die drei Bücher: „Der Ackermann und der Tod", herausgegeben von A. Bernt; „Eli", nach der Schrift neu geordnet von M. J. bin Gorion, mit drei Steinzeichnungen von Lovis Corinth; „Das Stammbuch Offen-

berg", herausgegeben von Otto Clemen. Alle drei Ausgaben waren beim Erscheinen vergriffen. — Im Druck befinden sich: Büchners „Woyzeck" in den beiden Fassungen der eigenhändigen Niederschrift des Dichters; die erste deutsche Ausgabe von de Costers Novelle „Toulets Hochzeit", mit Holzschnitten von Marcus Behmer; die „Briefe der Diotima an Hölderlin" (Druck der Janus-Presse); Goethes „Römische Elegien" (Faksimile-Ausgabe der im Goethe-Schiller-Archiv befindlichen Handschrift); Lessings „Minna von Barnhelm", mit den Kupfern von Chodowiecki; „Li-Tai-Pe", übersetzt von Klabund, mit Radierungen von R. Großmann; „Schwester Beatrix", mit Radierungen von Felix Timmermans; Spinozas „Ethica"; „Tobias", nach der Schrift neu geordnet von M. J. bin Gorion, mit Radierungen von Max Liebermann; der „Urschlemihl"; Vermeylen, „Der ewige Jude", mit Holzschnitten von Frans Masereel; Zweig, „Der Zwang", mit Holzschnitten von demselben.

An neuen Büchern sind erschienen: von unserm Unternehmen „Shakespeare in Einzel-Ausgaben" die ersten drei Bände: „Hamlet", „Macbeth" und „Othello"; Insel-Bücherei Nr. 296—307; die beiden ersten Bände des „Dom": „Theologia Deutsch" und Fechners „Zend-Avesta"; Henrik Pontoppidan, „Totenreich". — An Neuauflagen liegen vor: Andersen-Nexö, „Pelle der Eroberer"; „Gesta Romanorum"; Rilke, „Rodin"; Schaeffer, „Elli" und „Gudula"; der sechsbändige Schiller der Wilhelm-Ernst-Ausgabe; Felix Timmermans, „Das Jesuskind in Flandern"; Verhaeren, „Rubens". — In den nächsten beiden Monaten werden an neuen Büchern erscheinen: Ernst Bertram, „Straßburg" (die Klage eines deutschen Dichters um ein verlorenes deutsches Land); Arthur Schendel, „Die schöne Jagd" (eine Novellensammlung des niederländischen Romantikers); Choderlos de Laclos, „Schlimme Liebschaften" (das prächtige Zeitgemälde des Rokoko), übertragen und eingeleitet von Heinrich Mann; Stendhal, „Von der Liebe", übertragen von Arthur Schurig; Thukydides, „Geschichte des Peloponnesischen Krieges", übertragen von Theodor Braun. — Von in Herstellung befindlichen Neuauflagen sind zu nennen: Balzac, „Contes drolatiques"; Goethe, „Werther"; E. T. A. Hoffmann, „Brambilla": beide mit den alten Kupfern; Karl Scheffler, „Essays" und „Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert"; Willy Seidel, „Der Garten des Schuchân"; Otto von Taube, „Der verborgene Herbst"; Zola, „Wahrheit" und „Der Zusammenbruch".

* * *

*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES

ERSTER JAHRGANG



HEFT SECHS

28. AUGUST 1920

*

LEIPZIG
IM INSEL-VERLAG

INHALT

Preis des Jahrganges zu sechs Heften M 5.—, des einzelnen Heftes M 1.—

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

ERSTER JAHRGANG / SECHSTES HEFT

28. AUGUST 1920

*

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
bist alsobald und fort und fort gediehen
nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.

Urworte. Orphisch.

WIE GOETHES GEBURTSTAGE GEFEIERT WURDEN

1772.

Goethe an Charlotte Kestner, 27. August 1774.

HEUT vor zwey Jahren sas ich bey dir fast den ganzen Tag da wurden Bohnen geschnitten biss um Mitternacht, und der 28 te feyerlich mit Thee u. freundlichen Gesichtern begonnen o Lotte u. du versicherst mich mit all der Offenheit u Leichtigkeit der Seele, die mir so werth immer war an dir, dass ihr mich noch liebt, denn sieh es wäre gar traurig wenn auch über uns der Zeiten Lauf das Übergewicht nehmen sollte ... Morgen denckt ihr gewiss an mich. Morgen bin ich bey euch, und die liebe Meyern [Frau des Hofrats und Kammersekretärs Meyer in Hannover] hat versprochen mir ihr Geistgen zu schikken mich abzuhohlen.

1777.

Goethe in seinem Tagebuch.

d. 27. Aug ritt ich Nach Tische dunckel von W[eimar] weg, ich sah offt nach meinen Garten zurück, und dachte so was alles mir durch die Seele müsse biss ich das arme Dach wieder sähe. Langsam ritt ich nach Kochberg, fand sie [Charlotten v. Stein] froh und ruhig und mir wards so frey und wohl noch den Abend und

[28.] wachte an m. Geburtstag mit der schönen sonne so heiter auf dass ich alles was vor mir liegt leichter an sah. Gegen achte weg ... nach Ilmenau fand den Herzog der schon um halb neune angekommen war. Nach Tisch in s Bad, Abends mit den Mädgens spazieren. Abends kam der Herr hatte einen zwölfer geschossen.

1779.

Goethe in seinem Tagebuch.

d. 28 zum Geburtstage frey und froh. Nachmittag sagte mir d. Herz[og] seine Gedancken über ... meinen Tittel [als Geheimer Rath].

1780.

Goethe in seinem Tagebuch.

d. 28 früh im Stern spazierend überlegt, wo und an welchen Ecken es mir noch fehlt. Was ich dis Jahr nicht gethan. Nicht zu Stande gebracht. Über gewisse dinge mich so klar als möglich gemacht. Mittags zu ⊙ [Charlotten v. Stein] artig gegessen. Abends Gesellschafft im Garten, sehr vergnügt.

1781.

Herzog Karl August im 3. Stück des „Journals von Tiefurt".

Über das Schattenspiel Minervens Geburth, Leben und Thaten.

Den 28. dieses wurde Abends im petit Colisée alhier [Tiefurt] eines der neusten und seltsamsten Schauspiele fürgestellt.

Es war nemlich ein Pantomimisch-allegorisches Schattenspiel ... Der Gegenstand des Stücks war die alte bekante heidnische Fabel von Minervens Geburth. Jupiter hatte nehmlich, da ihm verkündigt wurde, seine Frau, die Metis, würde ein Kind gebähren, welches ihn vom Thron stoßen würde, seine Gemahlin in höchst schwangern Umständen mit Haut und Haar gefressen. Er wurde über diesen Frevel sehr krank, und bekam entsetzliche Kopfschmertzen; ... Vulcan ... spaltete ihm kurtz und gut den Scheitel, und zog hierauf Minerven, als ein wohlgebildetes ganz gekleidet und bewaffnetes Frauenzimmer heraus. Der Vater nahm sie freudig als seine Tochter auf, und die übrigen Götter begabten sie mit den köstlichsten Gaben, und huldigten ihr.

So weit war der Dichter unseres Stückes der Geschichte treu geblieben; den dritten Akt fügte er hinzu; er ließ Minerven im Buche des Schicksals lesen, und darin den Tag der Vorstellung als einen glücklichen Tag finden; sie besann sich daß derselbe Tag vor 31 Jahren, dem Publico und verschiedenen diese Wohlthat erkennenden Menschen, einen Mann schenkte, welchen wir jetzt für einen unserer besten und gewiß mit Recht für den weisesten Schriftsteller ehren. Sie ließ, hierüber erfreut, einen Genium erscheinen, der den Buchstaben G in die Wolken hielt, Minerva kräntzte diesen Anfang eines werthen Nahmens, gab ihm die von den Göttern empfangenen Geschenke, als Apollos Leyer, der Musen Kräntze pp, verwarf aber, als eine der göttlichen Jungfrauschaft gewidmete Dame, Momus Peitsche, welche er ihr, obgleich unwillig, auch geopfert hatte; denn an den Riemen der Peitsche hingen die Buchstaben des Wortes Aves, welches dieser Gott als ganz besonders beliebte Stacheln immer mit sich führte, der keuschen Minerva aber nicht angenehm seyn konnte. Sie hing dafür Iphigenien und ein Stück des Nahmens eines Stückes von einem Stücke, welches das Publicum immer nur als Stück zu behalten

leider befürchtet [Tasso]. Momus ließ sich aber nicht abschrecken, kam unversehens wieder, und hing doch auch seine Geißel mit dem ihm lieben Nahmen, als der andern Geschenke nicht unwürdig, mit auf.

1794.

Goethe an Schiller, 27. August 1794,

in Beantwortung eines Briefes, in dem Schiller am 23. August die sittlich-geistige Persönlichkeit Goethes zu umschreiben und zu ergründen versucht hatte.

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenck werden können als Ihr Brief, in welchem Sie, mit freundschaftlicher Hand, die Summe meiner Existenz ziehen und mich, durch Ihre Theilnahme, zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

1813.

Goethe an seine Gattin Christiane,
Ilmenau, 28. und 30. August 1813.

Ich wachte zeitig auf ohne mich des Tags zu erinnern. Ein Kranz mit Glück auf! von Bergr[ath] Voigt, den mir Dienemann ans Bette brachte, erinnerte mich erst (s. No 1). Ich war noch nicht angezogen, als ich Durchl. den Herzog, den Prinzen [Bernhard] und Gefolge herankommen sah und eilte auf der Straße entgegen. Da gab es freundliche Begrüßungen, und kaum waren sie auf meinem Zimmer als drey kleine Mädchen mit Sträußen und Goldpapier Bogen auf Tellern hereintraten. Das Gedicht (No 2) von Serenissimo entdeckt ich zuletzt. (No 3) vom Grafen Etling. (No 4) noch unbekannt. (No 5) von Fritsch. Kaum hatte man sich damit bekannt gemacht so traten drey hübsche Mädchen herein, jede einen Kranz haltend; sie rezitirten ihre Gedichte (No 6. 7. 8.) gar hübsch und als die letzte mir den Kranz aufsetzte, küßte ich sie gar behaglich, und hohlte es bey den andern nach.

Bald hierauf kamen die Mütter und Grosmütter mit den Enckeln und kleinsten Kindern und brachten eine bekränzte Cartoffel Torte. Welche so heiß sie war dem Prinzen Bernh. fürtrefflich schmeckte. Und so war unerwartet ein sehr artiges, manigfaltiges, wohlgemeyntes ja rührendes Fest entstanden, wo ich im Sürtout und ohne Halsbinde figurirte.

Vom 28ten wißt Ihr das meiste, nur muß ich noch melden daß Abends der Stadtrath mir ein Ständchen brachte und durch die Vorsteher etwas freundliches sagen ließ.

1815.

Aufzeichnung von Sulpiz Boisserée.

Montag 28t. [August 1815]. Morgens Vers an den Goethe fertig. Über Hals und Kopf hinausgeeilt [zur Gerbermühle, dem Landsitz des Bankherrn Jakob Willemer, bei Frankfurt a. M.]. Die Familie v. Willemer ist da, Scharff und Frau, Fritz Schloßer, Kasten-Schreiber Riese, alter Schulcamerad von Goethe, Seebeck. Das Garten-Hauß mit Schilf ausgeziert, wie Palm-Bäume zwischen die Fenster gebunden, oben an der Decke überhängend. — An der hintern Wand, wo der Alte saß, ein großer Spitzschild mit Laubkränzen, darinnen ein runder Kranz von Blumen, den Farben-Kreis vorstellend.

Willemer eröffnet den Tisch mit einer paßenden Anrede, Anspielung auf Freimaurer-Sitte — bringt des Alten Gesundheit aus mit Wein von seinem Geburtsjahr 1749, mit 1748er Rheinwein. Durchgehend muntere Stimmung in der Gesellschaft. Brief vom Consistorium an Willemer mit Erlaubnißschein, den an diesem Tag gebohrenen unehelichen Sohn Wolfgang im Haus zu taufen. Zweiter Brief in Knittel-Versen von einem Meister-Sänger Christian: kurze Wiederholung von Goethes Biographie, soweit sie jetzt gedruckt ist, alle Verse

endigen mit den Eigennahmen der Goethischen Liebschaften. Riese merkt es gleich; beydes von Ehrmann.

Morgens hatte Frau Hollweg in einem Boot Musik machen lassen, Harmonieen. — Es war so eingerichtet, daß sie anfingen, als Goethe aus dem Bett aufstand. Ey ey, sagte er etwas ängstlich und bedenklich, da kommen ja gar Musikanten — doch fand er sich bald zurecht, weil die Musik sehr gut war. Dann gabs ein Misverständniß mit einem Ducaten, den der Alte durch Carl an die Musikanten schickte. Sie wollten und konnten natürlich nichts nehmen, war das Theater-Orchester, fand sich beleidigt.

Die Frauen [Marianne Willemer und ihre Stieftochter Rosine Städel] hatten Einen Turban von dem feinsten indischen Muslin, mit einer Lorbeerkrone umkränzt, auf zwey Körbe voll der schönsten Früchte, Ananas, Melone, Pfirsich, Feigen und Trauben, dann einer voll der schönsten Blumen gelegt, dazu hatte die Städel die Aussicht aus Goethes Fenster auf die Stadt Frankfurt artig gezeichnet, und die Willemer ein schönes Kränzchen von feinen Feld-Blümchen aufgeklebt, zu beidem waren paßende Verse aus dem Hafis geschrieben.

Ehrmann hatte allegorische Bilder, etwa die Jahreszeiten von Pietro Testa — schreckliches Wesen von Compositionen — geschikt. Christian Schloßer Kreuzabnahme, glaube ich, von Daniel di Volterra oder Kreuzigung und Kreuztragung von einem großen italienischen Meister.

In Beziehung auf den Farbenkranz erzählte Goethe: weil er immer seine angefangenen Arbeiten so gern liegen gelaßen, hätten seine Freunde in Weimar ihm an einem Geburts-Tag einen Kranz gemacht, worin die Anfangs-Buchstaben, die zerbrochenen, von allen seinen unvollführten Werken zusammengereiht gewesen. Auf solche Art hätten sie ihn oft geschoren an seinem Geburts-Tag . . .

Ich suchte nach Tisch Eichen-Zweige und Klee und legte

die „Barbara“ von Eyck mit meinen darunter versteckten Versen in Goethes Schlafzimmer; zur linken dem Bildchen einen schönen Eichzweig, zur rechten einen großen Lorbeer, unten, wo beyde sich kreuzten, einen dreischüßigen Klee-Zweig — dieß faste das Ganze angenehm ein.

Vor Tisch hatte ich ihm auf seinem Zimmer schon Glück gewünscht und gesagt, daß ich ihm was mitgebracht. Ich fand ihn da gerade bey der Denkschrift [über Kunst und Alterthum am Rhein und Main] beschäftigt, wir umarmten uns herzlich, und als ich meine Freude zu erkennen gab, gerade an diesem Tag hier mit ihm zusammen zu treffen, sagte er: Ja, es ist recht schön und ominoes.

Das kleine Geschenk und den Vers nahm er nun mit Rührung auf; es entfuhr mir die auf mich selbst stöhrend zurückwürkende Entschuldigung: es seyen die Ersten Verse, die ich gemacht. Nun, sagt er, sie sind gut gedacht, das übrige wird schon kommen... Ich blieb den Abend draußen; er liest von seinen orientalischen Gedichten. Heitere, freundliche Stimmung des kleinen Kreises. Ich tappe mit einer großen Keule nach der Stadt.

1819.

Goethe in den „Tag- und Jahresheften“.

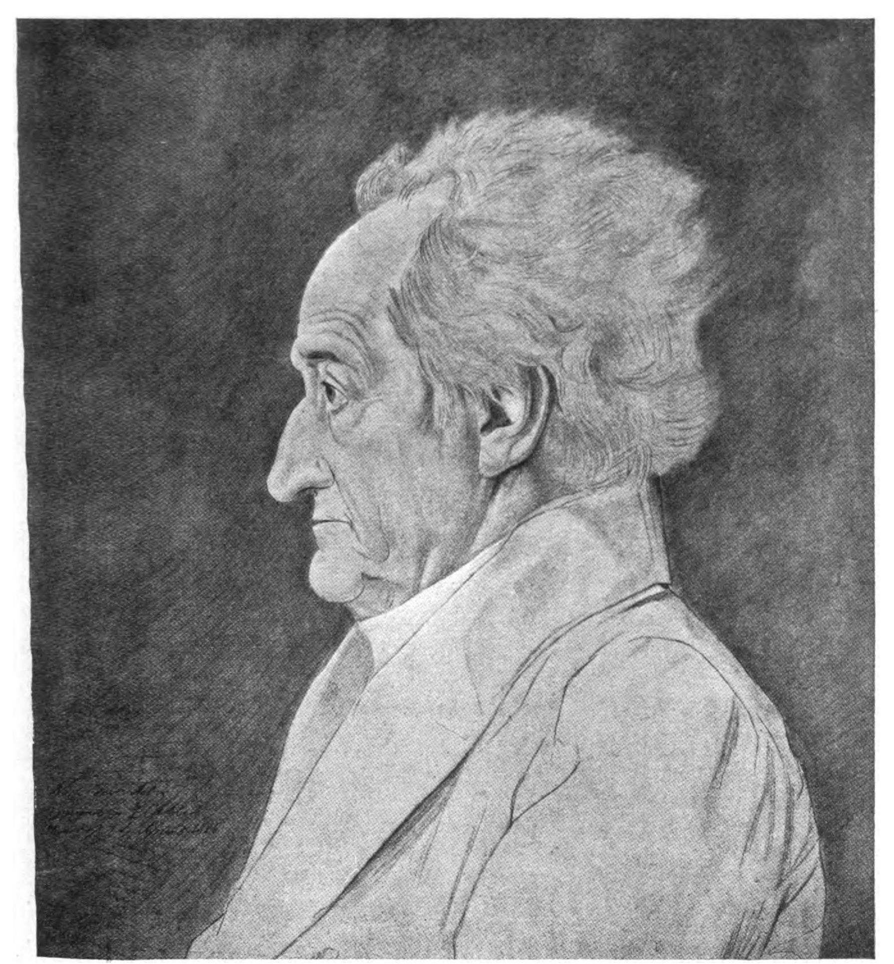
Des Antheils hab' ich nunmehr zu erwähnen, den man meinem siebzigsten Geburtstage an vielen Orten und von vielen Seiten her zu schenken geneigt war. Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Verlegenheit suchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Dießmal hatte ich ihn zwischen Hof und Karlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an, und in beschränktem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29. August sollte ich zu einem schon besprochenen Gastmahl auf den Posthof eingeladen werden, wovon ich mich, in Rücksicht auf meine Ge-

sundheit, nicht ohne Grund entschuldigen mußte. Auch überraschte mich aus der Ferne noch gar mannichfaltiges Gute. In Frankfurt am Main hatte man am 28. August ein schönes und bedeutendes Fest gefeiert; die Gesellschaft der deutschen Geschichtkunde hatte mich zum Ehrenmitgliede ernannt, die Ausfertigung deßhalb erhielt ich durch ministerielle Gelegenheit. Die Mecklenburgischen Herren Stände verehrten mir zu diesem Tage eine goldne Medaille, als Dankzeichen für den Kunstantheil, den ich bei Verfertigung der Blücherischen Statue genommen hatte.

Jakob v. Willemer an Goethe, 29. August 1819.

Franckfurt feyerte gestern seinen schönsten Tag, sich zur Ehre wie zur Lust. 180 Persohnen waren im großen Saal vom Weidenbusch um eine Tafel her versamelt und hatten die Büste ihres Landsmanns, des ersten jetzt lebenden Dichters, im Auge; ein goldener Lorbeerkrantz, mit Rubinen und Schmaragden durchflochten, ziehrte des Unsterblichen Scheitel. Die Gläßer klangen, und verständige wie verständliche Gesundheiten flamten gleich Blitzen zwischen durch. Kirchner brachte die erste Gesundheit aus und sprach wie ein stiller Gott, ernst, feierlich, hertzergreifend. Unter den Anwesenden war der Gesandte Aretin, Wangenheim, Graf Reinhard, Schlosser, Büchler, viele benachbarte Gesandte, Thorwaldsen und Boisserée. Von Senatoren nur Thomas, mein Schwiegersohn, und Ihm, der Spion. Alles ging inig und anständig zu, Kirchner, Melber und Neuburger hatten vor alles gesorgt. Die Büste des Freundes umgab ein Lorbeerhayn, Blumen schmükten die Tafel, und alles empfand tief die Bedeutung des Festes. Frauen waren ausgeschlossen . . .

Abends zuvor war Museum, abends am 28. Tasso und ein Prolog; alles ging ohne Verdruß, recht fein und dennoch kräf-



Goethe. Kreidezeichnung von Ludwig Sebbers (1826)

tig von statten, ich war auch dabey — und statte darum Bericht ab an den Freund, der unsichtbar bey uns war.

18 siebenzigjährige Bürger, unter denen auch Färber sich befand, dem schon ein Lobgedicht entquollen, erhielten an dem 28. Aug. Speiße, Trank und dazu jeder fl. 8 für sich besonders.

1821.

Aufzeichnung des Polizeirates Joseph Sebastian Grüner in Eger.

Ich hatte dem Grafen Auersperg [auf Schloss Hartenberg bei Falkenau in Böhmen] von der beiläufigen Ankunft Goethes [in Hartenberg] mit dem Bemerken Nachricht gegeben, daß der 28. August der Geburtstag Goethes sei... Bei der Ankunft Goethes [am 27. August 1821] kam der Graf ihm entgegen, und drückte seine hohe Freude über die Ehre aus, die ihm durch die Anwesenheit Seiner Excellenz zu Theil werde. Lange, sehr lange habe er den Wunsch gehegt, den Mann, dessen Werke er studire, persönlich kennen zu lernen, und dergleichen mehr, was Goethe artig erwiederte... Vor dem Souper wurde plötzlich der Abhang des ganzen im Norden liegenden Berges hell, und es wurde unter Vivatruf und Pöllersalven ein nicht unbedeutendes Feuerwerk abgebrannt. Im Tempel des Ruhmes zeigte sich eine Schrift mit großen Buchstaben, besagend: „Zu Goethe's zweiundsiebzigstem Geburtstage." Goethe, nicht ahnend, daß dieser für ganz Deutschland merkwürdige Tag auch im böhmischen Mittelgebirge so herzlich theilnehmend gefeiert werden sollte, war höchst freudig überrascht und tief gerührt, als von allen Seiten so herzliche Glückwünsche dargebracht wurden. Am 28. August früh besah Goethe vom Schloßbalkone aus die Gegend. Die Aussicht ist wunderschön, Goethe konnte sich lange nicht von ihr trennen; dann besuchte er die Anlagen, besonders diejenige,

von der aus er durch Beleuchtung und Feuerwerk erfreut worden war. Der Sitz, wo Goethe dort von Bergsteigen ausruhte, hat den Namen „Goethes Ruhe" empfangen und behalten ... Der Graf hatte ein feierliches Mittagsmahl veranstaltet, ... Beim Mahle herrschte Heiterkeit und Frohsinn ... Als es aber zu Toasten kam und Graf Auersperg ihm einen Kranz von Eichenlaub unter Musik und Trompetenschall überreichte, während alle Gäste glückwünschend sich erhoben und die Toaste nicht allein auf sein langes Wohlergehen, sondern auch auf das des Großherzogs [Karl August] ausgebracht wurden, der sich ein deutsches Athen in so großen Zierden der deutschen Nation zu erziehen wußte, war Goethe äußerst bewegt und gerührt, und dankend äußerte er sich bloß, daß die so gastfreundschaftlich freundliche Aufnahme in Hartenberg ihm unvergeßlich sein werde. Nach aufgehobener Tafel packte der Graf noch einige Mineralien ein, mit denen Goethe unter Glückwünschen am Mittwoch den 29. August früh mit mir von Hartenberg abreiste.

1823.

Bericht Ulrikens v. Levetzow.

Im Jahre 1823 waren wir [Ulrike von Levetzow mit Mutter und Schwestern] nur kurze Zeit mit ihm [Goethe] in Marienbad zusammen, da meine Mutter Karlsbad brauchen mußte, wohin Goethe aber auf einige Tage kam, mit uns im selben Haus wohnte und immer mit uns war, mit uns frühstückte und speiste, uns des Abends abwechselnd vorlesen ließ, wozu meine Schwester Amelie sich nie entschließen wollte und sich sehr viel mit ihm neckte, da sie sehr lebhaft war. In Karlsbad war er auch an seinem Geburtstag mit uns, und da meine Mutter merkte, daß er nicht wissen lassen wollte, daß es sein Geburtstag, so verbot sie auch uns, es zu erwähnen. Goethe sagte den Tag vorher, er wünsche sehr, daß wir mit ihm recht

früh nach Elbogen fahren möchten und daß wir diesen Tag seine Gäste seien, wie er die ganze Zeit unser Gast gewesen. Mutter nahm es an, setzte für diesen Tag ihre Küche aus, und als Goethe um 7 Uhr früh zum Frühstück herunter kam, stand eine hübsche Tasse, auf welcher ein Efeukranz, an seinem Platz; nachdem er sie eine Weile betrachtet, wandte er sich zu meiner Mutter: „Warum die schöne Tasse?“ — „Damit Sie an unsere Freundschaft erinnert werden. Efeu ist ja deren Sinnbild.“ Goethe reichte der Mutter die Hand: „Wie hübsch, es soll mir ein liebes Andenken sein.“ Bald fuhren wir fort, und Goethe war die ganze Zeit sehr heiter, erzählte uns viele heitere Erlebnisse, besonders von seinen öfteren Aufenthalten in Karlsbad; auch in Elbogen zeigte er uns alle Merkwürdigkeiten. So kam die Essensstunde, er hatte seinen Kammerdiener schon früher nach Elbogen geschickt, damit er alle Vorbereitungen treffe. Mutter aber hatte einen schönen Kuchen, einen echten Geburtstagskuchen, und 2 Flaschen alten Rheinwein, welchen Goethe besonders liebte, mitgenommen, welche an dem Tisch standen und Goethe gleich bemerkte: „Welch schöner geschenkter Kuchen!“ Nun erwiderte die Mutter: „Ich muß doch auch etwas zu dem Diner beitragen, und da wählte ich Bisquit und einen Wein, welches Sie ja lieben.“ — „Meine aufmerksame kleine Freundin! Aber welch schönes Glas seh ich wieder hier mit Ihrem und der lieben Kinder Namen!“ Wieder sagte Mutter: „Wir wollen über allem nicht vergessen sein und Sie sollen sich unser und auch des heutigen schönen Beisammenseins erinnern und immer daran denken.“ Goethe lächelte, dankte und blieb fort heiter. Zu Ende der Mahlzeit brachte sein Kammerdiener ihm einen ganzen Pack Briefe und Schriften, welche er zum Teil las, dabei öfters sagte: „Die lieben Menschen sind sehr freundlich und lieb“, wohl erwartend, daß wir fragen würden, was aber nicht geschah. So fuhren wir in heiterer Laune nach Karlsbad zurück; schon von

weitem sahen wir vor dem Haus auf der Wiese viele Menschen und daß Musik uns erwartet. Gleich als wir ausstiegen, wurde Goethe umringt. Mutter winkte uns, sagte Goethe gute Nacht und ging mit uns hinauf. Da es schon spät, sahen wir Goethe erst am andern Morgen wieder, wo seine erste Frage war: „Nicht wahr, Sie wußten, daß gestern mein Geburtstag?" Mutter sagte: „Wie sollte ich nicht? Da hätten Sie es nicht drucken lassen müssen!" Lachend schlug er sich vor den Kopf und meinte: „So wollen wir es den Tag des öffentlichen Geheimnisses nennen", und so erwähnte er es auch später in seinen Briefen.

1827.

Goethe an Frau v. Levetzow, die Mutter Ulrikens,
Weimar, 29. August 1827.

Ich erwartete mit Freuden meinen Geburtstag, wo sich werthe Freunde, wie mir wohl bekannt war, zu einem anmuthigen Fest herkömmlich bereiteten; aber es sollte mir eine Überraschung werden, die mich beynahe aus der Fassung gebracht hätte und doch immer eine Empfindung zurückließ, als wäre man einem solchen Ereigniß nicht gewachsen.

Des Königs von Bayern Majestät kamen den 27. August in der Nacht an, erklärten am folgenden Morgen, daß Sie ausdrücklich um dieses Tages willen hergekommen seyen, beehrten mich, als ich grad' im Kreise meiner Werthen und Lieben mich befand, mit Ihro höchster Gegenwart, übergaben mir das Großkreuz des Verdienstordens der Bayerischen Krone und erwiesen sich überhaupt so vollständig theilnehmend, bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Thun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug bewundern und verehren konnte. Ihro Majestät gedachten meines Aufenthaltes zu Rom mit vertraulicher Annäherung, woran man denn freylich den daselbst eingebürgerten fürstlichen Kunstfreund ohne weiteres zu er-

kennen hatte. Was sonst noch zu sagen wäre, würde mehrere Seiten ausfüllen.

Die Gegenwart meines gnädigsten Herrn des Großherzogs gab einem so unerwarteten Zustand die gründlichste Vollendung, und jetzt, da die Erscheinung vorüber geflohen ist, habe ich mich wirklich erst zu erinnern, was und wie das alles vorgegangen und wie man eine solche Prüfung gehöriger hätte bestehen sollen. Was man aber nicht zweymal erleben kann, muß wohl so gut als möglich aus dem Stegreif durchgelebt werden. Die überbliebenen schönsten Gefühle und bedeutendsten Zeugnisse geben auf alle Fälle die Versicherung daß es kein Traum gewesen.

1828.

Goethe an seine Schwiegertochter Ottilie, Dornburg, 28. August 1828.

Damit der Bote, welcher Briefe und Sendungen glücklich überbracht hat, zu rechter Zeit wieder nach Hause zurückkehren möge, sage über den heutigen Tag laconisch Folgendes:

Nachdem die durch Augusts überraschendes Ankommen einigermaßen gestörte Nachtruhe am schönsten Frühmorgen, wo ich die Vorläuferin der Sonne, Frau Venus genannt, in ihrem herrlichsten Glanze am Himmel stehen sah, einigermaßen wieder in's Gleiche gekommen war, erschien Inspector Götze an früher Morgenzeit mit Brottorte und Flaschen alten guten Weins. Ich arbeitete einiges; Schuchardt begegnete mir und ich erfreute mich zu hören daß auch bey ihm und seinen Geschäften alles auf guten Wegen geht. Dann folgte Weller mit Schwester und Knaben, der ganz eigentlich wie ein heiterer Gruß in's lange Leben aussieht. Ich dachte weiter zu arbeiten, da erschien Dr. Gries, Professor Schroeter und Niemeyer, welche, nach freundlicher Unterhaltung, eine Einladung auf Mittag ablehnten, auch nicht einmal von dem vorhandenen

Guten etwas genießen mochten. Denn Sckell und Baumann hatten indeß für herrliche Früchte gesorgt, die Camarilla für Biscuitkuchen und Kränze, welche ich auch von Wellern zu rühmen habe. Frau Dr. Stichling hatte durch ihren Mann einen allerliebsten Kranz gesendet; sie selbst war durch ein kleines, das Gesicht entstellendes Übel abgehalten. Ich dictirte noch einiges in Zwischenräumen. Zu Mittag speis'ten Dr. Stichling, Weller und Schuchardt mit mir. Professor Döbereiner kam bey'm zweyten Gericht, setzte sich ohne mitzuspeisen zu uns und das Gespräch ward vorzüglich interessant. Indessen ging der Regen, nach löblicher Gewohnheit, gewaltig nieder und leider waren noch einige Partien guter Jenenser inzwischen angekommen, die sich mit ihrem Caffee in die Grotte am Pentagon flüchten mußten. Ich hörte daß Madame Griesbach drunter sey, ließ sie durch Friedrich becomplimentiren und bedauern daß ich sie nicht aufsuchen könnte, denn der nebelhafte Regen dauerte fort. Und doch fand die gute Frau vor ihrer Abfahrt noch einen trockenen Augenblick, mich im Schlößchen mit Demoiselle Göttling zu besuchen. Und so hat sich, von der ersten Kindheit bis zum höchsten Alter, das Menschenleben um mich her bewegt. Wäre der Tag schöner gewesen, so hätt' es mich gereut, euch abbestellt zu haben. Nun aber kommt der Bote und bringt mir so vieles, daß ich es nicht übersehen kann; er will abgefertigt seyn, und so danke nur im allgemeinsten, in Hoffnung, das Übrige nachzubringen.

1831.

Goethe an Frau v. Levetzow, Ilmenau, 28. August 1831.

Heute, verehrte Freundin, auf dem Lande, freundlich veranstalteten Festlichkeiten ausweichend, stelle ich jenes Glas [von 1823] vor mich, das auf so manche Jahre zurückdeutet, und mir die schönsten Stunden vergegenwärtigt.

Nach so wundersam unerfreulichen Schicksalen, welche über mich ergangen, an denen Sie gewiß herzlichen Antheil genommen, wende ich mich wieder zu Ihnen und Ihren Lieben, einige Nachricht erbittend, die Versicherung aussprechend: Daß meine Gesinnungen unwandelbar bleiben.

[Bei Gelegenheit dieses Aufenthaltes sprach Goethe dem Rentamtmann Mahr gegenüber den Wunsch aus, jenes kleine Häuschen auf dem Gickelhahn zu besuchen, in dem er vor einem Menschenalter mit seinem Bedienten acht Tage lang gewohnt hatte. Man fuhr im Wagen bis auf die Höhe des Berges, und Goethe legte den Weg bis zu dem Forstschutzhäuschen unter mehrfachen Ausrufen des Entzückens über die herrliche Aussicht, trotz seines hohen Alters ziemlich rüstig, zurück. Angelangt, suchte Goethe sofort jenes obere Zimmer auf, das ihn einst beherbergt hatte und verlangte die von ihm damals [1780] an die hölzerne Fensterbekleidung geschriebenen Verse zu sehen. Er konnte die Rührung nicht verhehlen, die ihn ergriff, als er sie wiedersah, die ihn — seltsame Verknüpfung des Schicksals — an seine Jugend gemahnten und zugleich mit der Ahnung des Endes erfüllten. In sein Tagebuch schrieb er nur: „Die alte Inschrift ward recognoscirt: Über allen Gipfeln ist Ruh pp. Den 7. September 1783.

Über die Feier des 28. August in Ilmenau berichtet Mahr:]

„Früh 5 Uhr ließ die städtische Verwaltung zu Ehren des hohen Geburtstägers vor dessen Wohnung den Choral „Nun danket alle Gott“ und einige andere bekannte Musikstücke blasen, worüber nach Aussage des treuen Kammerdieners sich Goethe sehr gefreut haben soll. Gegen 1/2 7 Uhr erschienen eine Anzahl hiesiger Jungfrauen, welche ihm einen Lorbeerkranz und ein Gedicht überreichten. Durch Wahl war meine Tochter .... bestimmt worden, das Gedicht auf einem weißen Atlaskissen zu überreichen. Dankend nahm der [Geburtstäger]

das dargebrachte und sprach seine Freude gegen meine Tochter darüber aus, daß der heutige Geburtstag die Gelegenheit biete, sie kennen zu lernen. Hierauf wurden die Damen einzeln vorgestellt, und Goethe unterließ nicht, freundliche Fragen an dieselben zu richten, um die auf den ängstlichen Gesichtern ausgeprägte Furcht in Vertrauen umzuwandeln...

Nach 2 Uhr [von einer Fahrt mit Goethe nach Elgersburg] nach Ilmenau zurückgekehrt wurde mir die Ehre zu theil, so wie Herr von Fritsch [der die Glückwünsche der höchsten Herrschaften aus Weimar überbracht hatte] abermals von Goethe zu Tisch geladen zu werden. Beim Mittagstische schien Goethe etwas abgespannt. Vielleicht war ihm beim Geburtstag die Erinnerung des hohen Alters nicht ganz angenehm.... Nach Tisch kamen noch die Vorstände der Gemeinde und Kirche, um Goethe Glück zu wünschen.... Für den späteren Abend war ein Aufzug der Bergleute in Aussicht genommen. Da Goethe im Lauf des Gespräches bei meinen frühren Besuchen Goethes in Weimar Gelegenheit genommen hatte, desjenigen Bergmannsspieles zu gedenken, welches er in früherer Zeit in Ilmenau gesehen hatte, hielt ich es nicht für ungeeignet, an diesem Geburtstag Goethes ein solches Bergmannsspiel wiederholen zu lassen. Zufällig war es möglich, daß diesmal neben dem alten bekannten Gedichte noch ein zweites über das Leben des Bergmannsstandes sich aussprechendes sehr altes Liederspiel angeknüpft werden konnte...."

Nach Goethes eigenen Berichten und den Aufzeichnungen der Freunde zusammengestellt von Max Hecker.

* * *

Alexander und Caesar und Heinrich und Fried
rich die Grossen
Gäben die Hälfte mir gern ihres er-
worbenen Ruhms
Wenn ich ihnen dieß Lager auf eine
Nacht nur vergönnte
Aber die Armen ~~man~~ sie hält ~~leider~~ strenge
~~im~~ des Orcus ~~sie fest~~ Gewalt
Freue dich also Lebendger der lieber-
wärmeten Lager
Ehe den fliehenden Fuß schauer-
lich Lethe dir netzt

Zünde Licht an, o Knabe! „Noch ist es hell ihr verzehret
Oel und Docht nur umsonst. Schließet
die Läden doch nicht!
Hinter ~~den~~ die Häuser ~~ist wohl~~ verbarg sich die Sonne
nicht hinter ~~dem~~ die Berge,
Noch ein Halbstündchen vergeht bis
zum Geläute der Nacht.
Unglückseliger geh und gehorche! Mein
Mädchen erwart ich,
Tröste mich, Lämpchen, indeß, lieb-
licher Bote der Nacht.

Eine Faksimileausgabe in Lichtdruck nach der im Besitz des Goethe-Schiller-Archivs befindlichen Handschrift wird vom Insel-Verlag vorbereitet und im Herbst erscheinen.

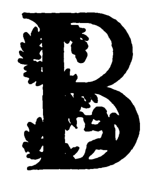
DAS SILHOUETTEN-ALPHABET VON ADELE SCHOPENHAUER

(Zuerst veröffentlicht 1820)

Mit Versen von Rudolf Alexander Schröder



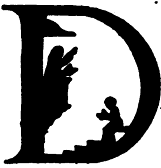
NFANG, ein Wort voll eignem Grauen,
Des Deutung keinem noch gelang.
Denn wo wir wirken, wo wir schauen,
Ist „Anfang“ nur ein Übergang.



ECHER voll von Traubenwein,
Wie er feurig winket!
Bücher sollten Becher sein,
Draus sich lieblich trinket.



UPIDO treibt mit Pfeil und Gift
Tagtäglich seine frevlen Spiele.
Er stellt sich blind; doch wen er trifft,
Der weiß, wie wohl das Bürschlein ziele.



UMME werden Dummes lehren.
Sollst du deshalb grimmig schaun?
Sieh, die Dummen, die sie hören,
Kann doch Dummes nur erbaun.



VAS Töchtern zu Gefallen
Laßt ihr Flöten hold erschallen.
Freit sie nur. Da tanzt ihr schon
Bald nach ihrer Pfeife Ton.



ISCH will fressen, Fischer auch.
Das ist immer so der Brauch.
Beide werden nur vergessen:
„Wer da frißt, der wird gefressen.“

GOTT zu dienen gib dir keine Müh;
Denn du dienst ihm ohne deinen Willen.
Gott zu dienen sorge spat und früh;
Denn nur das vermag dein Herz zu stillen.

HÜBEN, Drüben, Heut und Morgen,
Welcher Abgrund, welche Lücke!
Ängstlich zaudern unsre Sorgen;
Aber Hoffnung schlägt die Brücke.

I ohne I-Punkt: Kerze ohne Schein,
Haus ohne Dach, Altar ohne Schrein,
Arm ohne Hand, Schuß ohne Knall;
— Mit sowas spielt der Lausbub Ball!

KAMPF! Und muß es also sein,
Stärke mannhaft deinen Glauben;
Denn die Schätze sind nicht dein,
Die man dir vermag zu rauben.

LAMPEN zünde dir zur Nacht,
Sei's ihr nicht erlaubt,
Daß sie dich, der lebt und wacht,
Eines Sinns beraubt.

MOTTEN und Falter laß flattern!
Dich lockt ihr farbiger Flug.
Doch wirst du im Netz sie ergattern,
So klebt dir am Finger der Trug.


ACHBARS Apfel winkt so schön,
Hänschen wird sich recken.
Manche gibts, die neidisch sehn
Über Nachbars Stecken.


BEN möchtest du hinaus,
Wähnst, die Schwere zu besiegen.
Schau hinab: Dort liegt dein Haus,
Und dort wirst du liegen.


APAGEIEN, Stare, Krähen
Plappern, was sie nicht verstehen.
— Doch wenn man sich ehrlich fragt:
Wer versteht wohl, was er sagt?


UENDEL und Tulipan
Zieren sich fein.
Schaust du die Rose an,
Sind sie gemein.


ICHTUNG zeige dir dein Herz,
Wie die Welt auch kreist,
Richt-Blei, sei's in Lust und Schmerz,
Das zur Mitte weist.


CHAUKELN und Schwanken,
Kindisches Spiel:
Kluge Gedanken
Ändern's nicht viel.



ROMPETEN, Fahnen und Gewehr:
Was will Gott Amor dort?
Gib acht! Er nimmt den Säbel her
Und drohet dir mit Mord.



NTERTÄNIGE Manieren,
Stillehalten, Präsentieren,
Wo du kommst, und wo du stehst.
Doch Empörung, wo du gehst!



OGELSCHÜTZ, wann läßt du ruhn
Dein verwegnes Scherzen?
Richtest deine Pfeile nun
Auf beschwingte Herzen?



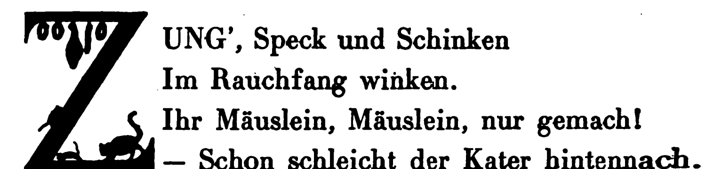
IEGT euch zwischen Lust und Leide,
Einer sinkt, der andre steigt.
Wage schwankt auf schmaler Scheide,
Nie zu gleichem Ruhn geneigt.



-FÖRMIGE Flügel drehn und gehn,
Wenn sie der Winde Flucht umschwirrt.
Was kümmerts uns, woher sie wehn,
Wo nur das Korn gemahlen wird.



GGDRASIL, der Welten-Baum,
Schattet übern Sternen-Raum.
Seine Wurzel muß verstohlen
Sich bei Hel die Nahrung holen.



ZUNG', Speck und Schinken
Im Rauchfang winken.
Ihr Mäuslein, Mäuslein, nur gemach!
— Schon schleicht der Kater hintennach.

* * *

GOETHE
DAS MÜNSTER IN STRASSBURG

Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hatt ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrnen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrick Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonimische Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheider als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hies alles gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten, Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerliche Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!" und so graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein, ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irrdische Freude zu genießen, den

Riesengeist unsrer ältern Brüder, in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen, und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug, mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Theile, zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahndungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Maßen waren nothwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürliche Größen hab ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwey kleinere zu'n Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie, hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern erhabnen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehn scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beyden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. Und so schied er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit. Bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgendufftglanz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme ent-

gegen strecken, schauen die großen, harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt; wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank ich's, Genius, daß mirs nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt, der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen, und gottgleich sprechen kann, es ist gut!

* * *

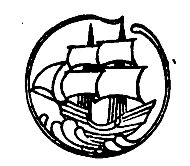
FRIEDRICH MICHAEL

GOETHES „WELTLITERATUR"

„AUF der reinen Basis des Erlebten" ruhen nicht nur Goethes Naturstudien, von denen er es ausdrücklich bekannte; Erlebnisse legten auch den Grund für seine anderen wissenschaftlichen Bestrebungen, und die aus ihnen hervorgehenden theoretischen Äußerungen und Formeln haben daher vielfach Frische und Unmittelbarkeit künstlerischer — denn das heißt eben: im Erlebnis wurzelnder — Produktion. Notwendigerweise werden die Resultate solcher „erlebten" Wissenschaft in höherem Maße als die des nur „gelehrten" Forschers persönlich bedingt und nur relativ gültig sein; ihren Wert haben sie nicht so sehr „an sich", sie fördern vielmehr unsere Kenntnis ihres Schöpfers.

Das trifft auch für Goethes sehr persönlichen Begriff der Weltliteratur zu, wie er sich als Ergebnis eines beziehungsreichen Lebens dem Weltbewohner und Weltbeweger im letzten Jahrzehnt seines Daseins bildete.

In der Kindheit entsprach Goethes Beschäftigung mit Werken ausländischer Literaturen nicht einem besonderen Drang des Knaben, sie war gefordert durch das allgemeine Bildungs-



* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

ERSTER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1920

INHALT

LITERARISCHER TEIL

BILDERTEIL

1. Textbilder

Die Titelköpfe sind von Walter Tiemann gezeichnet

2. Bilderbeilagen

ideal der Zeit, das es dem Jüngling auch als angenehme Pflicht erscheinen ließ, seiner Schwester neben „eigenen kleinen Machwerken eine weit ausgebreitete Weltpoesie bekannt zu machen". Im Lauf der Entwicklung gaben Sonderinteressen dem einen oder anderen Land und Werk den Vorzug; die Hinwendung zur Antike vornehmlich hielt für einige Zeit den Blick auf jenen Kunstkreis allein gebannt, zu dem Goethe auch später noch, bei neu sich weitender Umschau, „im Bedürfnis von etwas Musterhaftem" zurückzukehren empfahl.

Universalität war die Forderung der Zeit vor den Napoleonischen Kriegen, und deutsche Universalität, die nichts anderes bedeuten konnte als geistige Eroberung der Welt für Deutschland, mußte das Ideal Goethes auch nach der Erniedrigung Deutschlands bleiben, als mit dem erwachenden Nationalgefühl teutschtümelnde Verengung drohte. Als im Juni 1808 Studienrat Niethammer im Auftrag der bayerischen Regierung Goethe den Plan zu einem Nationalbuch vorlegte, das als „Grundlage der allgemeinen Bildung der Nation, als Homer der Teutschen", gedacht war, äußerte Goethe teilnehmende Freude; die Schemata zu dem „Lyrischen Volksbuch", das nicht ausgeführt wurde, zeigen aber auch, wie Goethe sogleich den Plan erweiterte. Er konnte nicht beim nationalen Stoff stehen bleiben: „Mit dem rein Eigenen würde Angeeignetes, es wäre durch Übersetzung oder durch innigere Behandlung unser geworden, aufzunehmen sein; ja, man müßte ausdrücklich auf Verdienste fremder Nationen hinüberweisen, weil man das Buch ja auch für Kinder bestimmt, die man besonders jetzt früh genug auf die Verdienste fremder Nationen aufmerksam zu machen hat."

„Wir Welthistorisch" steht über einem Schema zum Volksbuch, und das ist nun schon ganz im Geiste des alten Goethe, der, mit dem Bewußtwerden seiner zentralen Stellung innerhalb des deutschen Literaturkreises, Deutschland auch durch

sich mit der Welt verbunden sah. Frühzeitig waren einzelne seiner Werke in fremde Sprachen übertragen worden. Im neuen Jahrhundert aber wirkte seine ganze Persönlichkeit in größere Breiten, und er lauschte dankbar dem Echo seines Wortes aus ganz Europa. Mit freudiger Genugtuung konnte er 1828 in „Kunst und Altertum" mitteilen, daß fast gleichzeitig der Engländer Carlyle, der Franzose Ampère und der Russe Schewireff, „ganz ohne Verabredung, die sämtlichen Kategorien der möglichen Teilnahme" an seiner „Helena" in Aufsätzen großer Zeitschriften dargestellt hatten.

Von Jahr zu Jahr mehrten sich auch die persönlichen Beziehungen zum Auslande, und sie waren es, auf die er seine Hoffnung einer innigeren Verbindung der Nationen gründete. Thomas Carlyles Briefe vor allem mußten ihn in seinem Glauben an eine europäische Geistesgemeinschaft bestärken. Seine Antworten an den schottischen Verehrer enthalten immer wieder dieses Glaubens Bekenntnisse, die fast zu überschwänglich in dem „Kindlein, liebt euch!" des Evangelisten als dem Inhalt aller Weisheit gipfeln. Man fühlt, wie er sich für die Fortentwicklung dieser Beziehungen von Volk zu Volk verantwortlich weiß, wenn er Carlyle der „Gesellschaft für ausländische schöne Literatur zu Berlin" empfiehlt und dem Schotten schreibt: „In meinen Jahren muß es mir angelegen sein, die vielen Bezüge, die sich bei mir zusammenknüpfen, sich anderwärts wieder anknüpfen zu sehen, und zu beschleunigen, was der Gute wünscht und wünschen muß: eine gewisse sittlich freisinnige Übereinstimmung durch die Welt, und wär es auch nur im stillen, ja oft gehindert, zu verbreiten; dergestalt, damit sich manches friedlich zurechtlege, um nicht erst zerstreut umhergetrieben und kaum ins Gleiche, nach großem Verlust, gesetzt zu werden."

Im Zusammenhang mit diesem persönlichen Erlebnis seiner „Bezüge nach außen", seiner literarischen Weltwirkung und

der durch sie geförderten Annäherung der Völker zu einem übernationalen Menschentum gebraucht Goethe wiederholt das Wort „Weltliteratur“, dessen Sinn vorher nur gelegentlich angedeutet und mit anderen Worten umschrieben erscheint. „Überall,“ sagt er in „Kunst und Altertum“ 1827 bei Ankündigung der französischen Tasso-Übersetzung durch Alexandre Duval, „überall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im ganzen hiemit beschaffen sein mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amts ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen: dies alles müssen wir gleichmütig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Wert ist.“

Es bildet sich eine Weltliteratur: schon bei dieser ersten Verwendung des Wortes wird es klar, daß Weltliteratur nicht ein Vorhandenes, eine gewisse Summe von älteren Werken der verschiedenen Literaturen bezeichnet. Sie bildet sich, sie ist im Entstehen, sie ist, bald sagt es Goethe noch deutlicher, Ausdruck jenes allgemein Menschlichen, auf das „schon seit geraumer Zeit das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen gerichtet ist“, Ausdruck jenes „mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehrs“, der durch Wochen- und Monatsschriften wie „durch Schnellposten und Dampfschiffe“ die Nationen einander näher rückt. Die „Förderung der vor- und obwaltenden allgemeinen Weltliteratur“ wünscht er in einem Brief an Carlyle im Januar 1828, und auch diese Wendung macht es deutlich, daß Welt-

literatur nicht eine ästhetisch gewertete, konkrete Buchmasse bezeichnet, sondern ein Abstraktum, eben jene immanenten Tendenzen des „europäischen Allgemeingeistes“, wie Herder bereits gesagt hatte. Weltliteratur deutet auf ein Über-Literarisches, das man modern „geistige Internationale“ nennen würde, und Goethes weltliterarische Betrachtungen stehen, wenn man sie in Beziehung zu seiner poetischen Produktion bringen will, den „Wanderjahren“ mit ihrer Weltbund-Idee näher als etwa dem „West-östlichen Divan“. Nicht Um- oder Nachdichtung exotischer Weltpoesien, nicht „progressive Universalpoesie“ der Romantiker wird als Ziel erkannt — so willkommen auch alle Nationen mit Werken sind, in denen reine Menschlichkeit Ausdruck gefunden hat —, sondern Intensivierung des europäischen Gemeinschaftsgedankens. „Europäische, d. h. Welt-Literatur“ ist die bedeutsame Überschrift eines für „Kunst und Altertum“ geplanten Aufsatzes.

Der allgemeine sittliche Weltbund, das dem alten Goethe vertraute Gemeinschaftsideal, mit dessen Verwirklichung er auch gelegentlich polemisch-satirisch den Mathematikern drohte, die sich dann „ihres Dünkels als Universalmonarchen“ würden entäußern müssen — dieser Weltbund wird die Erfüllung der „universellen Epoche geistiger Bildung“ sein, in die Goethe 1831 einzutreten glaubte. Voraus gingen ihr, nach Goethes hinterlassenem Schema, die idyllische Epoche, deren enge Kreise sich nach außen abschlossen und nur die Muttersprache kannten; die soziale oder civische Epoche, in der die erweiterten Kreise bei aller Absonderung sich doch berührten und fremdem Kultureinfluß zugänglich wurden; endlich die allgemeinere Epoche, die das Verschmelzen der Kreise vorbereitete. „Daß sie aber universell werde, dazu gehört Glück und Gunst, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen seit vielen Jahren treulich durchgefördert, so gehört ein höherer Einfluß dazu, das zu bewirken,

was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreise, die sich sonst nur berührten, die Anerkennung eines Zweckes, die Überzeugung, wie notwendig es sei, sich von den Zuständen des augenblicklichen Weltlaufes, im realen und idealen Sinne, zu unterrichten. Alle fremden Literaturen setzen sich mit der einheimischen ins gleiche, und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück . . ."

Goethes „Weltliteratur" will also als Teil seiner soziologischen Anschauungen verstanden sein, die er auch im „Wilhelm Meister" aussprach. Wie sich hier das Ideal der sozialen Gemeinschaft (in den „Wanderjahren") auf die Ertüchtigung des Einzelmenschen (in den „Lehrjahren") gründet, so setzt auch Weltliteratur vollkommene Nationalliteratur voraus, durch die sich ein Volk für eine höhere Gemeinschaft reif zu erweisen hat. Nicht öde Gleichmacherei oder Nichtachtung vorhandener, wertvoller Gegensätze der Nationen kann die Grundlage der Weltliteratur sein. „Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen," schreibt Goethe an Carlyle, „um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja, sie machen ihn erst vollkommen möglich . . . Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört." Und mit dem Stolz, zu dem ihn die weltliterarische Wirkung seiner Werke berechtigte, fügt der deutsche Dichter hinzu: „Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert."

Weil Goethe seine Idee einer werdenden Weltliteratur nicht aprioristisch, nicht als ungegründete Theorie aussprach, sondern seinen persönlichen „Bezügen nach außen" eine verallgemeinernde Deutung kommender Annäherung der Völker gab, mußte er Deutschland, das nicht zuletzt durch ihn die Blicke Europas auf sich lenkte, in den Mittelpunkt der künftigen europäischen oder Welt-Gemeinschaft stellen. Daß „uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten sei", hatte er schon bei dem ersten Hinweis auf die sich bildende Weltliteratur ausgesprochen, und in Erkenntnis der Gefahr des Verlustes, der immer dem höchst Entwickelten durch gleichmachende Tendenzen droht, schrieb er (in den Maximen und Reflexionen aus Makariens Archiv): „Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohltun, dieser Warnung nachzudenken."

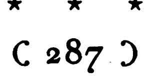
Dem „dogmatischen Enthusiasmus", dem der schwärmende Jüngling sich nur zu gern hemmungslos hinzugeben pflegte, begegnete der Greis mit klärender Skepsis. Ein Brief an die Berliner Gesellschaft für in- und ausländische Literatur am 11. November 1829 faßte Goethes eigene Einwendungen gegen seine „Weltliteratur" zusammen und warnte vor übertriebenen Erwartungen. „Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sei, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben, als was der einheimische Boden auch verlieh. Was der Menge zusagt, wird sich grenzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; dies wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen; diejenigen aber, die sich dem Höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus gibt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu tun ist. Aber der Weg, den sie ein-

schlagen, der Schritt, den sie halten, ist nicht eines jeden Sache; die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwinder gefördert sein, und deshalb lehnen sie ab und verhindern die Fördernis dessen, was sie selbst fördern könnte. Die Ernsten müssen deshalb eine stille, fast gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre, der breiten Tagesflut sich entgegenzusetzen; standhaft aber muß man seine Stellung zu behaupten suchen, bis die Strömung vorübergegangen ist. Die Hauptröstung, ja die vorzüglichste Ermunterung solcher Männer müssen sie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich ist. Wenn sie diese Verbindung nun selbst entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweisen können, so wird es ihnen nicht fehlen, kräftig einzuwirken, und zwar auf eine Reihe von Jahren.“

Wie stark und nachhaltig Goethe selbst auf die europäische Kultur in ihren einzelnen Literaturen gewirkt hat, ist im allgemeinen bekannt und soll hier, wo nur von Goethes persönlichem Erlebnis der „Weltliteratur“ die Rede ist, nicht erörtert werden.

Der Begriff Weltliteratur, von uns mit Betonung der „Literatur“ historisch-wertend gebraucht, mußte im Augenblick, da sich eine „Welt“ als Kultureinheit erst zu bilden anschickte, politisch im höheren Sinne, Ziel setzend sein für den, der sich bewußt war, daß mit ihm und durch ihn deutsches Wesen zur Schöpfung dieser Welt gesteigert wurde.

Jenseits dieser zeitgeschichtlichen Bedingtheit liegt in Goethes Gebrauch und Deutung des Wortes die Forderung des in Jahrhunderten einmal geborenen großen schöpferischen Menschen, der, fest im „Gegründeten“ seines Volkes wurzelnd, die Pyramide seines Lebens in die Sphäre einer höheren Gemeinschaft gipfelt und in sich und durch sich — das muß sein Glaube sein — die Welt eint, die Welt neu beginnt.



CHARLOTTE VON STEIN

an Louise

Wenn mich der bange Ekel greift
denk ich nur an dich
und so gleich noch einmal zeigt
eine Freude vor mich.

Wenn der Jugend Freude flieht
und das lebens Scherz . . . .
und mir alles sonst verblüht,
hält mir nur dein Herz.

v. S.

Dieses Gedicht, wahrscheinlich an Charlottens Schwester Luise von Imhoff gerichtet, befindet sich auf der Rückseite einer ebenfalls von der Hand der Frau von Stein herrührenden Niederschrift von Goethes Mondlied (Sammlung Kippenberg in Leipzig).

ARTHUR POLLMER

GOETHE UND RIEMER

DIE Forscher, die sich mit der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm Riemers, des langjährigen Mitarbeiters Goethes, gelegentlich beschäftigt haben, sind zu stark voneinander abweichenden Bildern, zu verschiedenartigen Auffassungen der Grundeigentümlichkeiten dieses Mannes gelangt. Den einen erscheint er als Vertrauter, als treuer Freund und Lebensgenosse seines Meisters, andere sehen in ihm nur den gefügigen Hilfsarbeiter und glauben, in dem „Kammerdienermäßigen" den Grundzug seines Wesens gefunden zu haben. Die erstere Ansicht, es ist im allgemeinen die ältere, die aus der mündlichen Überlieferung der ersten nachklassischen Zeit noch schöpft, empfinden wir als zu blaß, sie sagt uns nichts über den seelischen Gehalt der Beziehungen zwischen dem Älteren und dem Jüngeren, zwischen Meister und Schüler. Goethes Freundschaften begreifen unter sich die verschiedenartigsten Erlebnisse der Wirkung und Gegenwirkung von Mensch zu Mensch. Die zweite, für Riemer ungünstigere Ansicht, die sich vorwiegend auf einzelne scharfe Worte Goethes über seinen Gehilfen stützt, vermag den Widerspruch nicht zu lösen, der darin besteht, daß Goethe einem menschlich so inferioren Wesen die innigste Teilnahme an seinem Leben und Wirken gestattet, daß er ihm für uns ganz unschätzbare, das Innerste seines Wesens aufschließende Offenbarungen macht. Der große Menschenkenner schleppte niemals für ihn unfruchtbar gewordene Verhältnisse aus Bequemlichkeit weiter, er hat den Gehilfen beinahe dreißig Jahre, über ein Drittel seines eigenen Lebens um sich gehegt und geduldet. Dieser muß dem Meister etwas gegolten und bedeutet haben, ihm etwas gewesen sein. Um diese Bedeutung klarzustellen, werden wir uns nicht an die ungünstigen Einzel-

urteile hie und da festklammern dürfen, sondern eine Betrachtung des Ganzen seines Lebens und Wirkens ins Auge fassen müssen.

Noch bis ins Jünglingsalter hielten sich bei Riemer Lust und Liebe zum Zeichnen und Neigung zu den Sprachen das Gleichgewicht; erst Manso, sein bedeutendster Lehrer auf dem Gymnasium in Breslau, brachte ihn von der Laufbahn eines bildenden Künstlers ab und trieb ihn zu höchstem Eifer in den klassischen Studien an. In engem Umgange mit seinem Lehrer wurde der junge Riemer hier schon geübt in intensiver Teilnahme am Schaffen eines Älteren, Reiferen, zu dem er mit Verehrung aufschaute. Manso stellte als Gesamtpersönlichkeit ganz noch den „schönen Geist" der Aufklärung dar, als den ihn die Xenien grausam verspotten, er war aber doch von den neuhumanistischen Strömungen bereits berührt und schickte den Schüler mit reichen Empfehlungen nach Halle zu Friedrich August Wolf, zu dem Riemer sehr bald in ein ähnliches Lebensverhältnis kam wie zu Manso. Der gewaltige persönliche Einfluß des großen Lehrers bestimmte Riemer, sich ganz der Philologie zu widmen, er beschritt den dornenvollen Weg eines mittellosen Privatdozenten und schlug sich mehrere Jahre mühsam durch, um schließlich doch auf andere Weise seinem Ziele einer Hochschulprofessur näherzukommen zu suchen. Doch brachten die acht Hallischen Jahre Lebensgewinn genug. Riemer erwarb die gediegenste philologische Ausrüstung, die in damaliger Zeit zu haben war; er wurde erfüllt mit streng wissenschaftlichem Geiste und mit kritischem Sinn. Die Dichtung der Alten senkte sich tief in seine Seele. Das ganze Leben und Lernen, Lehren und Schreiben stand unter dem Einflusse der kraftvollen Persönlichkeit Wolfs, die den bedeutenden Aufschwung der Altertumswissenschaft und ihre beherrschende Stellung im Geistesleben jener Tage wirksam verkörperte. Nach dem Fehlschlagen der Privatdozentur nahm Riemer eine Hof-

meisterstelle im Hause Wilhelm von Humboldts an. Der Aufenthalt bei diesem einflußreichen Manne konnte leicht ein Sprungbrett werden für eine ordentliche Professur, in Wirklichkeit wurde die kurze Zeit eine hohe Schule des Lebens für den jungen Gelehrten. Humboldt ließ ihn an allen seinen Bestrebungen teilnehmen, er vermittelte ihm den Anschluß an die höchste Bildung der Zeit, an die großen Tendenzen der klassischen Dichtung und der idealistischen Philosophie. Riemer sah nun die Altertumswissenschaft jenseit des Fach- und Schulbetriebes, im Dienste einer neuhumanistischen Welt- und Lebensanschauung. Die Idee der Selbstbildung wurde ihm innerste Angelegenheit. In Berlin und Tegel lernte er die Schlegels, Fichte, Tieck und Bernhardi kennen; in Rom, wohin er mit der Humboldtschen Familie ging, wurde er mit dem großen Kreise der dort lebenden deutschen Künstler und Gelehrten bekannt. Die gewaltige Steigerung seines Inneren, die er vom Leben an dem Orte, an dem sich „das ganze Altertum in Eins zusammenzieht", erwartete, trat aber nicht ein, er fühlte sich den römischen Eindrücken gegenüber nicht organisiert genug, fühlte sich verwirrt, statt erhoben. Eine qualvolle Leidenschaft zu Karoline Humboldt machte ihm das Dasein in Rom vollends zur Hölle. So floh er bald wie ein von Lichtfülle schmerzhaft Geblendeter in die milde deutsche Dämmerung zurück. Er hoffte, in Jena, dem Mittelpunkt der idealistischen Philosophie und der romantischen Dichtung, eine Professur zu erlangen. Goethe aber, auf dessen Unterstützung bei seinem Vorhaben er wohl rechnete, hielt ihn in Weimar fest als Lehrer seines einzigen Sohnes und nach kurzer Probezeit als unentbehrlichen Ratgeber und Mitarbeiter.

Die langen Jahre des Zusammenlebens gliedern sich zwanglos in drei Zeitabschnitte. Von 1803—1812 bildeten die Jahre der Hausgenossenschaft eine Periode des engsten, ungezwungensten Verkehrs, täglichen, ja stündlichen Zusammenlebens

und Zusammenarbeitens. Ostern 1812 wurde Riemer Professor am Weimarer Gymnasium und bezog eine eigene Wohnung in der Stadt. Mit der äußeren Trennung ging auch eine ganz langsam und allmählich sich entwickelnde innere Entfernung von Goethe Hand in Hand, und nach Christianens Tode trat eine über zwei Jahre dauernde völlige Trennung ein, die Zeit der „Quarantäne", wie Riemer sie nannte. Anfang 1819 wurde aber das Verhältnis wieder hergestellt. Diese letzte Periode, eine Zeit umfangreicher, gemeinschaftlicher Arbeit, währte bis zu des Meisters Tode.

Seinen Eintritt in Goethes Haus hatte Riemer zunächst nur als Vorstufe zu einer Professur in Jena betrachtet. Aber sobald er in engere Berührung mit Goethe kam, als dessen magische Anziehungskraft an ihm wirksam wurde, verflogen alle Pläne ins Weite; der Drang nach selbständiger Wirksamkeit schlief ein. Goethe wurde für den Dreißigjährigen das große entscheidende Erlebnis, das den tiefsten Grundzug seines Wesens auslöste und voll und stark zur Entfaltung brachte, den Grundzug eines scharf ausgeprägten geistigen Anlehnungs- und Schutzbedürfnisses, das mit einer wunderbaren Gabe des Einfühlens und Verstehens verbunden war. Schon im Umgang mit Manso und Wolf hatte dieser Grundtrieb Nahrung gefunden, in der ersten Zeit bei Humboldts ebenfalls. Wie nach einem Plane war Riemer von einem Meister zum andern geführt, in immer bedeutungsvollere Lebenskreise gebracht worden. Goethe kam der Geistesart des Schülers liebevoll entgegen und entwickelte sie in den Jahren der Haus- und Reisegenossenschaft zu einem Vermögen ganz eigenartiger produktiver Teilnahme. Im engsten Zusammenleben, in gemeinsamer Arbeit, gemeinsamem Genießen entstand die völlige Übereinstimmung der „Ansichten über ästhetische und wissenschaftliche Behandlung der Vorkommnisse", die Goethe hervorhob, als er die Jahre gemeinsamer Lebenswanderung überschaute. Er nahm

Riemer geistig in sich auf, wie sein Pater Seraphicus die seligen Knaben:

„Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen . . .“

Mit Enthusiasmus gab sich Riemer dem Verhältnis hin. Er empfand dieses Leben nicht als Selbstentäußerung, als Opfer, sondern als Steigerung seines Daseins, als eine Form „erhöhter Existenz“. Nun erschien ihm sein früheres Streben innerlich ziellos, abgerissen, zerstückelt; im Dienste Goethes glaubte er einen Mittelpunkt gewonnen zu haben, einen Kern, um den es sich sammeln konnte.

Mit Notwendigkeit schloß dieses Verhältnis den Verzicht auf eigene feste und straffe Lebensführung in sich. Tiefe Hingabe, starke Einfühlung fordern Ruhe und Stille, Abgeschiedenheit vom freien Strom der Welt, in dem allein der große Charakter sich bildet. Schattenpflanzen bleiben in der Ausbildung mancher Organe zurück und neigen zu Auswüchsen. Die anhaltende Hingabe weckte in Riemer das Gefühl der Unentbehrlichkeit, des Auserwähltseins, er blieb nicht frei von Überheblichkeit und Dünkel. Die Verwebung in ein großes geistiges Sein führte beim Ausbleiben von scharfer Selbstkritik zur Bequemlichkeit, zu geistiger Behäbigkeit, zu äußerlicher Nachahmung mancher Eigenheiten des Meisters. Riemer entging nicht der Gefahr, Goethe zu kopieren, er suchte den „Famulus des großen Mannes“ auch gesellschaftlich zur Geltung zu bringen. Der Meister übersah den Gehilfen vollkommen, er kannte seine Stärken und Schwächen genau. Am Ende der Hausgenossenschaft rühmte er den hohen Grad der intellektuellen und ästhetischen Ausbildung seines Schülers. Von dessen Amtstätigkeit erhoffte er, daß dieser „zu der so notwendigen Selbständigkeit“ hingeführt werden möchte.

Riemer nahm nun auch Anlauf, ins Leben hineinzukommen und ein eigenes Dasein aufzubauen. Aber sein Mut und sein Selbstvertrauen reichten nicht aus, um die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, zu überwinden. Den Übergang von dem reichen, freien Dasein, das ganz der individuellen Bildung gewidmet war, zu dem stumpfen Aufschütten und Abmahlen in der Schule empfand er als jähen Abstieg von einer Lebenshöhe. Den Gewinn seiner Lehrjahre zu verwerten, ihren Gehalt sich selbst fruchtbar zu machen, vermochte er nicht. Immer hoffte er auf Hilfe von außen, auf Unterstützung und günstigen Wind. Die Entfernung von Goethe brachte ihn vollends aus dem seelischen Gleichgewicht. Seine Verdrießlichkeit steigerte sich zu hochgradiger Empfindlichkeit und Reizbarkeit. Er schrieb nun oft unwillig und bitter über den Meister, aber immer klang durch die herben Worte die gekränkte Liebe hindurch, der Schmerz über die „Quarantäne“ und die Sehnsucht nach Wiederherstellung des alten Verkehrs, der ihm Lebensbedürfnis blieb.

Als die Anknüpfung erfolgte, lebte er innerlich wieder auf. Der Enthusiasmus der ersten Lehrjahre freilich war gedämpft, aber nicht erloschen. Nicht mehr wie einst, „nachts beim Rauschen der Brunnenröhren“, schrieb er die Aussprüche, die Tischreden des Meisters in sein Tagebuch, sann er nach über Goethes Ideen und ihre unendliche Anwendung in Leben und Wissenschaft, er sichtete und ordnete nun auf der Bibliothek seine Aufzeichnungen, stellte Kollektaneen für Goethe zusammen und bereitete sich sorgfältig für die abendlichen „Sessionen“ vor. Wenn sich dann die Tür zu der engen Arbeitszelle hinter ihm geschlossen, der Meister die Kerzen angezündet hatte und die Verhandlung begann, dann genoß er rein das Glück seiner „erhöhten Existenz“.

Nach Goethes Tode grübelte Riemer wieder und wieder nach über sein eigenes Leben und sein Verhältnis zum Meister. Er

wurde sich völlig klar darüber, daß er seine Existenz nur im Hinblick auf sein Verhältnis zu Goethe als von Wert und Bedeutung ansehen könne. Goethe blieb der „Kulminationspunkt seines Innern". Was Riemer in seinem Dienste gewonnen, glaubte er erst jetzt völlig zu übersehen. Goethe hat, so bekannte er, „meine Bildung befördert, er hat mir Ideen gegeben, meine geistige Existenz erhöht, und mir in der Erinnerung an ihn einen Schatz von Empfindungen, Gefühlen und Gedanken zurückgelassen, der bis an das Ende meines Lebens auszureichen und es zu erheitern verspricht. Quanto minus est cum reliquis versari quam Tui meminisse, kann auch ich sagen: denn ihn so gekannt zu haben, wie ich es mir gestehen darf, ist allein schon ein Glück". Die mannigfachen Angriffe auf Goethe im Jahrzehnt nach seinem Tode empörten den alternden Riemer aufs höchste. Seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit, seinen Unmut und Zorn kehrte er nun gegen diejenigen, die nach seiner Meinung den großen Menschen Goethe herabsetzten und schmähten. So lebte sich der Schüler allmählich völlig in die Rolle des berufenen Verteidigers seines Meisters ein. Der Schutzbedürftige wurde am Ende seines Lebens zum Kämpfer. Sein Kampfbuch „Mitteilungen über Goethe" verleugnet in der Art, wie es die Gegner abwehrt, Riemers persönliche Fehler und Schwächen keineswegs, bietet aber aus der Fülle seiner Aufzeichnungen und Erinnerungen so reichen Tatsachenstoff, daß es als eine der wertvollsten Quellen für Goethes Leben und Schaffen auch heute noch gelten muß.

* * *

GOETHES TOD UND BESTATTUNG

Ein Brief des Kanzlers Friedrich von Müller an Zelter.

Weimar, 29. März 32.

WARUM ich Ihnen, Verehrter! nicht weiter schrieb, da nur allzu schnell Vogels Berichte das Traurigste schon verkündet hatten, bedarf wohl keiner Entschuldigung!

Aber nun drängt es mich, Ihnen ein herzliches Wort zu sagen, Ihnen vor allen, der Sie dem Verewigten an Sinn und Liebe am nächsten standen!

Wie tief ergriffen mögen Sie sein! Uns kommt alles noch wie ein böser Traum vor, und wer wollte, wer könnte sich überhaupt entwöhnen, Goethen als lebend, fortwirkend, fortschützend zu denken!

Ottilie übertraf sich an Standhaftigkeit und zärtlicher Pflege; bis nach dem Leichenbegängnis blieb sie hier und fuhr dann am späten Abend, 26. d., noch mit ihren Kindern zu Frommanns nach Jena, von wo sie morgen wiederkehrt.

Die Frage, ob die irdische Hülle öffentlich en parade ausgestellt werden sollte, erregte viele Diskussion. Ich, als Testamentsvollstrecker, war, im Sinne Goethes, wie ich wenigstens glaube, ganz dagegen. Ottilie fügte sich auf den ungestümen Wunsch der Menge, den zu erfüllen ihr Pflicht schien, und dann darauf, daß Er es nicht verboten habe.

So geschah es endlich, doch ging alles besser vorüber, als ich gefürchtet. Coudray hatte würdig-einfache und geschmackvolle Einrichtung des untern Hausflures arrangiert. Immer acht Künstler, Zeichnenlehrer, Deputierte des Theaters, Bibliotheksangehörige, Deputierte der Armbrustschützen und der Bürgerschaft p. wechselten sich alle Stunde ab (also 32 in allem). Dies war Montags von 8—12 Uhr vormittags. Der Zudrang war ungeheuer; zahlreiche Wachen des Militärs und der Polizei hielten Ordnung. Von Erfurt, Jena, dem Lande



Georg Melchior Kraus: Im herzoglichen Park zu Weimar — *Nach einem bisher unveröffentlichten Aquarell*

wogten die Scharen herbei. Die entseelte Hülle war nicht im geringsten entstellt, man konnte sich nicht überreden, daß hier ein Abgeschiedner ruhe; es war, als ob Er sich jeden Augenblick wieder aufzurichten anschicke.

Nachmittags 5 Uhr die feierliche Bestattung in die Großherzogliche Gruft. Ich hatte unmittelbar nach dem Ableben die Willensmeinung Karl Augusts verkündet; die höchsten Herrschaften fanden das ganz natürlich und gerecht. „C'est honorer nous-mêmes, plus encore que Lui", sagte mir die Großherzogin unter tausend Tränen, wie denn überhaupt das Großherzogliche Paar tief ergriffen war und sich noch jetzt nicht zu trösten vermag.

Der Großherzog wollte eine Stunde vor dem Hinscheiden durchaus noch zu Ihm, wir hielten ihn aber im Nebenzimmer fest, um den so sanft Hinüberschlummernden nicht aufzuregen. Er hatte durchaus keine Todesahnung, war geistreich, bewußt und mitteilend bis zum lichten Morgen. Auch noch in der letzten Stunde trank er Wasser und Wein unter der Frage: „Es ist doch nicht zu viel Wein im Glase?" Kurz nachher die halb entschlummerten Augen aufschlagend: „Macht doch den Fensterladen in der Stube auf, damit mehr Licht hereinkomme." Dies waren die letzten Worte, die ich hörte. Bloß am Stocken und Aufhören des Atems merkte man den Tod; kein Zucken, kein Krampf, der seligste Tod, den man sich nur wünschen kann. Und dies muß auch Ihnen große Beruhigung gewähren, mein Teurer!

Die Worte in der Fürstlichen Begräbniskapelle lege ich bei.

An 4—5000 Menschen umwogten den Zug, dessen genaue Anordnung ich Ihnen noch mitteilen werde. Hinter dem Großherzoglichen Leichenwagen — demselben, der Karl Augusts Hülle und die Luisens aufgenommen hatte — Walther Goethe mit Vulpius und Vogel zu Fuß, umgeben von den drei Ministern. Dann die nächsten Hausfreunde, hierauf die aka-

demischen vier Dekane, die Deputationen von allen Orten und Enden, vom Militär (auch von dem Erfurtischen) und Zivil, ferner etwa zweihundert Honoratioren. Nun der Goethesche Wagen mit den beiden Vulpiusischen Frauen und Fräulein Seidler, die Büchsenschützenkompagnie usw., die Wagen des Großherzogs und der Großherzogin mit dem Obermarschall und Oberstallmeister als ihren Repräsentanten, die Wagen der Minister, des russischen und französischen Gesandten, endlich ein zwanzig andere Wagen. Dienstags ließ ich das Testament auf der Regierung eröffnen.

Abends (und nicht am Begräbnistage, wie fälschlich in der Staatszeitung steht) Tasso mit einer würdigen Trauerfeier. Ich sende Ihnen morgen den Epilog gedruckt. Vom Moment des Ablebens bis dahin blieb das Theater geschlossen. Alle Zuschauer, ohne Verabredung, schwarz; tiefste, ehrfürchtige Stille.

Am Begräbnisabend traf Ihr heitrer humoristischer Brief vom 22. ein — welch ein Kontrast! Ich lieferte ihn an Riemer mit allen andern, der bewußten Verabredung gemäß, aus; es ist merkwürdig, daß die köstlich-unschätzbare Reihe sich mit einem von Ihnen am Todestage geschriebenen, am Begräbnistage eingelangten Briefe schließt. Das heißt buchstäblich: treu bis zum Tode.

Wie Sie schon wissen, ist Ihr Kontrakt mit Goethe und der mit Riemern dem Testamente und Kodizille inseriert. Dies wird uns künftig Anlaß zu vielfachen Mitteilungen geben, und so dürfen Sie sich uns um so weniger entfremden.

Riemer hat bereits gestern die ganze Scatull mit jenen Briefen ausgehändigt erhalten und bewahrt sie zur größern Sicherheit auf der Bibliothek.

Ich soll bitten, an Streckfuß, Hufelands (beide Brüder), Förster, Osann, und wohin Sie es noch für angemessen halten, beifolgende Trauerkarten zu senden. Langermann, glaube ich, hat schon eine bekommen.

Meyer, Riemer, Coudray, Vogel und Eckermann grüßen aufs herzlichste, auch die gute Frau v. Pogwisch.

Ihre Fräulein Tochter hat noch recht den erquickenden Abendduft von Goethes Leben genossen; wie unschätzbar wird ihr das sein!

Beruhigen Sie mich bald über Ihr Befinden und tragen Sie aus Liebe zu dem Entflohenen auch auf uns verwaiste Freunde Wohlwollen und Teilnahme über!

v. Müller.

Aus dem im Druck befindlichen vierten Bande des „Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker."

* * *

GEORGE ELLIOT

IM PARK ZU WEIMAR

(Geschrieben 1855)

DEN Hauptreiz von Weimar bildet der Park, der selbst unter englischen Parks als bemerkenswert schön hervorstechen würde, und er hat einen Vorteil vor allen diesen, nämlich daß er ohne Einfriedigung ist. Er reicht bis zu den Häusern und läuft weit aus in Kornfelder und Wiesen, als wenn er einen eigenen lieblichen Willen hätte, wie ein Fluß oder ein See, und nicht nach menschlichem Dünken geplant und gepflanzt worden wäre. Die Ilm fließt hindurch, zwar kein klarer Strom, aber gleich jedem Wasser „ein Auge der Landschaft", wie Novalis sagt. Ehe wir nach Weimar kamen, hatten wir den schönen Traum gehabt, auf der Ilm im Boot zu fahren, und wir belustigten uns nicht wenig über die Entfernung zwischen unserer eigenen Vorstellung und der Wirklichkeit. Ein paar Wasservögel sind die einzigen, die den Fluß befahren, und selbst sie scheinen sich auf einen Fleck zu beschränken, als wenn sie sich nur dort

befänden, um das malerische Bild zu vervollkommnen. Die wirkliche Ausdehnung des Parkes ist gering, aber die Wege sind so geschickt angeordnet, und die Bäume sind so reich und verschiedenartig, daß es Wochen erfordert, ehe man die Ecken und Windungen auswendig kennt und das Gefühl der Überraschung verloren hat. Bei dem warmen Wetter war unser großes Entzücken ein Weg, der dem Lauf der Ilm folgt, mit prächtigen Bäumen überhangen, deren Stämme von dunklem Moos einen reichen Gegensatz zu dem durchscheinenden Grün der zarten Blätter bilden, durch die das Sonnenlicht spielte und den Weg vor uns golden sprenkelte. An der einen Seite dieses Weges erhebt sich der felsige Boden zu einer Höhe von zwanzig Fuß oder mehr und ist mit Moosen und Gebirgspflanzen bedeckt. An der anderen Seite sind, immer hin und wieder, offene Durchblicke, Lichtungen in diesem dauernden Schattendunkel, die ein Stück Wiesenland mit schönen Baumgruppen zeigen; und bei jedem dieser Ausblicke ist unter dem Felsen ein Platz angebracht, worauf man sich niederlassen kann, um die sonnigen Stunden zu verplaudern oder jenen zarten Tönen zu lauschen, die wie von feinen Glocken herrühren, welche die Stille auf dem Gewande trägt, um uns ihre unsichtbare Gegenwart empfinden zu lassen. Auf diesem Wege trifft man auch auf einen Säulenstumpf, um den sich eine Schlange windet und Kuchen, die auf der Säule als Weihgaben niedergelegt worden sind, verschlingt — eine etwas primitive Steinplastik. Die Inschrift — Genio loci — erklärt dem Gebildeten den Sinn des Symbols, aber die Bewohner von Weimar, unberührt von klassischen Anspielungen, haben das Bildwerk mit einer Geschichte gedeutet, die ein ausgezeichnetes Beispiel für moderne Sagenbildung ist. In früherer Zeit, so sagen sie, machte eine mächtige Schlange den Park unsicher und wußte allen Versuchen, sie zu vernichten, geschickt zu entschlüpfen, bis schließlich ein schlauer Bäcker einige verlockende Kuchen

verfertigte, die ein wirksames Gift enthielten, und sie in die Reichweite der Schlange legte; so erwarb er sich einen Platz unter Herkules, Theseus und anderen Drachentötern. Das dankbare Weimar errichtete diese Säule zum Gedächtnis an des Bäckers Heldentat und seine eigene Befreiung.

Da der Herbst nahte und das Sonnenlicht kostbar wurde, bevorzugten wir den offenen Weg an den höheren Stellen des Parkes, wo die Baumgruppen geschickt verteilt sind und weite Wiesenflächen freilassen, die sich an der einen Seite bis zur Allee von Belvedere mit ihren Kastanienbäumen ausdehnen, auf der anderen Seite bis zu den kleinen Felsen, die einen Wall an dem Wege längs der Ilm bilden. Hervorragend schön waren die anmutigen Formen der Platanen, die sich golden von dem Hintergrund der schwarzen Pinien abhoben. Hier pflegten wir auf und ab zu gehen an den herbstlichen Nachmittagen, die anfangs leuchtend und warm waren, später allmählich unter tiefhängenden purpurnen Wolken schwermütig dunkelten und unter den Winden, die die Blätter von den Zweigen herabregnen ließen, erschauerten. Das Auge begrüßt hier freudig, als einen Gegensatz, die weiße Fassade eines Gebäudes am Ende des Felsens, das ähnlich einem kleinen griechischen Tempel erscheint, und man begreift sofort, daß man hier ein Stück dekorativer Kunst vor sich hat, einen Kunstgriff, um die Landschaft hervortreten zu lassen. Aber man sieht bald darauf einen Aufseher nahe der Tür des Erdgeschosses sitzen, der sich die Langeweile seines mühelosen Amtes mit einem Buch und einer Pfeife vertreibt, und man erkennt mit Erstaunen wiederum einen Zufluchtsort, um fürstliche Würden vergessen und ungestört philosophieren zu können. Für Wesen nicht fürstlichen Standes erscheint der Ort allerdings hierzu ausnehmend wenig geeignet. Auf der anderen Seite ist der Park von der Landstraße, die zu dem kleinen Dorf Oberweimar führt, begrenzt, — ein anderer sonniger Spazier-

gang, der noch den besonderen Reiz hat, daß er an Goethes Gartenhaus, seinem ersten Wohnsitz in Weimar, vorbeiführt. Es ist innen eine heimische Art von Landhaus, etwa wie die Gärtnerwohnung eines englischen Edelmanns; es enthält kein Mobiliar mehr, und die Familie hat die Absicht, es zu verkaufen. Sein äußerer Anblick hat auf uns die Wirkung wie der eines lieben Freundes, dessen ungleichmäßige Gesichtszüge und altmodische Kleidung einen eigentümlichen Reiz haben. Es steht mit seinem Fleckchen Garten und Obstplantage auf leicht abfallendem Boden nach Westen gerichtet; davor dehnt sich der Park aus mit seinen wiesigen Durchblicken, bis zu den Bäumen, die die Ufer der Ilm einsäumen, und zwischen diesen Wiesen und der Gartenhecke liegt die erwähnte Straße nach Oberweimar. Ein Wäldchen von Trauerbirken verlockte uns manchmal, von diesem Wege abzuschwenken zu den Feldern auf der Höhe der Böschung, wo nicht nur das Gartenhaus, sondern noch mehrere andere bescheidene Landhäuser stehen. Von dieser kleinen Erhebung aus sieht man die Anlagen des Parkes in ihrer herbstlichen Färbung; die Stadt mit dem steilen Dach der Kirche und dem Schloßuhrturm, ein leuchtendes Grün; die baumbestandene Linie der Chaussee nach Belvedere und Belvedere selbst, das auf einem Hügel aus einem Nest von Bäumen hervorlugt. Hier oben war ebenfalls ein günstiger Ort, einen herrlichen Sonnenuntergang zu sehen, einen Sonnenuntergang, wie ihn uns manchmal der September schenkt, wenn der westliche Horizont wie ein wellengekräuseltes Meer von Gold ist, davon sich über die ganze Himmelskuppel ein goldener Dunst verbreitet, der nach Osten hin allmählich in eine tiefe Rosenfarbe übergeht.

Übertragen von Oda Weitbrecht

* * *

GOETHE IM INSEL-VERLAG

Augenblicklich sind lieferbar oder werden es in kürzester Zeit:

GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. *(Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.)* In Leinen M 360.—.

Diese Ausgabe steht im Mittelpunkte der Unternehmungen des Insel-Verlags im Dienste Goethes. Sie ist nächst der Weimarer Sophienausgabe die vollständigste aller Goetheausgaben. Ein weiterer Vorzug beruht auf der durch Verwendung undurchsichtigen Dünndruckpapiers ermöglichten großen Handlichkeit.

DER JUNGE GOETHE. Begründet von Salomon Hirzel. Neu hrsg. v. Max Morris. Sechs Bände mit 66 Lichtdrucktaf. In Halbleinen M 120.—.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern v. Chodowiecki in Nachstich u. einer Rötelstudie. Sechste Auflage. In Pappband M 30.—, in Halbleder M 50.—.

FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. u. II. Teil, Paralipomena. 76.—85. Tausend. In Leinen M 16.—, in Leder M 60.—.

FAUST in ursprünglicher Gestalt [Der Urfaust]. (Insel-Bücherei Nr. 61.) Gebunden M 3.50.

GOETHE ÜBER SEINEN FAUST (Insel-Bücherei Nr. 44.) Gebunden M 3.50.

GOETHES LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Pappband mit mehrfarbiger Einbandzeichnung von E. R. Weiß. 16.—21. Tsd. In Pappband M 12.—; in Halbleder M 28.—.

GOETHES SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Herausgegeben v. Hans Gerhard Gräf. 11.—20. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 40.—; in Leder M 150.—.

ITALIENISCHE REISE. Taschen-Ausg. 6.—10. Tausend. In Leinen M 24.—.

NOVELLE. Mit 36 Zeichnungen von Bernhard Hasler. (Insel-Bücherei Nr. 296.) Gebunden M 3.50.

PANDORA. Ein Festspiel. (Insel-Bücherei Nr. 30.) Gebunden M 3.50.

WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe mit dem Titelbild der Ausgabe von 1819. Herausgegeben v. Hans Gerhard Gräf. 6.—10. Tausend. In Leinen M 20.—.

HENRICH STILLINGS JUGEND. Eine wahrhafte Geschichte. (Insel-Bücherei Nr. 248.) Geb. M 3.50.
Von Goethe herausgegeben.

GOETHES BRIEFE AN AUGUSTE ZU STOLBERG. (Insel-Bücherei Nr. 10.) Gebunden M 3.50.

GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe. Auf Dünndruckpapier (nach Art der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe). In Leinen M 30.—; in Leder M 100.—.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Mit einer Silhouette der Frau Rat. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. 51.—57. Tausend. In Pappband M 10.—.

GOETHES LILI in ihren Briefen. (Insel-Bücherei Nr. 255.) Gebunden M 3.50.

GOETHES ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische und künstle-

rische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von E. Schaeffer. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M 14.—.

HANS GERHARD GRÄF: Gedanken über ein Carl August-Museum in Weimar. Mit einem Bildnis Carl Augusts. Geh. M 1.50.

HEINRICH PALLMANN: Johann Adam Horn, Goethes Jugendfreund. In Pappband M 4.50.

Mit einem Neudruck von Horns „Ausarbeitungen“, die Gedichte auf Goethe enthalten.

CARL SCHÜDDEKOPF: Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Mit sechs Faksimiles und Lichtdrucken. In Pappband M 12.—.

WEIMAR IN DEN FREIHEITSKRIEGEN. Drei Bände. Geheftet M 8.50.

Einzelausgaben:

FRIEDRICH VON MÜLLER (der Kanzler): Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806–1813. Mit dem Bildnis Friedrich von Müllers. Geh. M 2.50.

JOHANNES FALKS Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806–1813. Mit d. Bildnis Johannes Falks. Geh M 2.—.

WEIMARISCHE BERICHTE U. BRIEFE AUS DEN FREIHEITSKRIEGEN 1806 bis 1815. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Mit 16 Abbildungen. Geheftet M 4.—.

Im Erscheinen begriffen sind:

GOETHES RÖMISCHE ELEGIEN. Faksimile-Ausgabe in Lichtdruck nach der im Goethe-Schiller-Archiv befindlichen eigenhändigen Niederschrift. 220 numerierte Exemplare. In Pappband M 400.—; in Leder M 900.—.

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Dritte Auflage, besorgt von Max Hecker. Mit einer Silhouette und zwei Zeichnungen in Lichtdruck.

(GOETHE-ZELTER:) Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker. Vier Bände. Mit Faksimiles und 4 Bildnissen. Band I u. II sind erschienen; Band III erscheint demnächst.

FRIEDRICH WILHELM RIEMER: Mitteilungen über Goethe. Herausgegeben von Arthur Pollmer. Mit 24 Abbild. In Pappband M 24.—; in Halbleder M 45.—.

Was der für Käufer haben sollte
Der Waare gratis geben wollte!

Johanni 1830 *Goethe*

DÜNNDRUCKAUSGABEN

GIOVANNI DI BOCCACCIO

Das Dekameron. Revidierte Übertragung von Albert Wesselski unter Neugestaltung der Gedichte durch Theodor Däubler. Eingeleitet von André Jolles. Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann. 21.—30. Tausend.

In Ganzleinen M 45.— In Ganzleder M 120.—

DICKENS' WERKE

Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von Cattermole, Hablot K. Browne u. a. Titel- u. Einbandzeichnungen v. E. R. Weiß. Taschenausgabe in 6 Bänden M 168.—

Einzelausgaben (jeder Band in Leinen M 28.—):

David Copperfield. Mit 40 Federzeichnungen von Hablot K. Browne, Phiz u. a.

Der Raritätenladen. Mit 73 Federzeichnungen und 8 Initialen von Browne, Cruikshank u. a.

Die Pickwickier. Mit 43 Federzeichnungen von R. Seymour, Buss und Phiz.

Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen von Hablot K. Browne (z. Zt. vergriffen, erscheint Herbst 1920).

Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen von Hablot K. Browne (z. Zt. vergriffen, erscheint Herbst 1920).

Oliver Twist und *Weihnachtserzählungen.* Mit 76 Federzeichnungen von Cruikshank, Leech u. a.

JENS PETER JACOBSEN

Sämtliche Werke. Autoris. Übertragung von Mathilde Mann, Anka Matthiesen u. Erich Mendelssohn. Mit dem v. A. Helsted 1885 radierten Porträt. 14.—21. Taus. In Leinen M 40.— Inhalt: Niels Lyhne, Frau Marie Grubbe und sämtliche Novellen und Gedichte.

CHODERLOS DE LACLOS

Schlimme Liebschaften (Liaisons dangereuses). Übertragen von Heinrich Mann. In Leinen M 30.—; in Leder M 120.—

SCHILLER

Sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M 130.—

Einzelausgaben (in Leinen je M 22.—):

Dramen I. Teil. — Dramen II. Teil. — Gedichte und Erzählungen. — Historische Schriften. — Philosophische Schriften. — Übersetzungen.

ARTUR SCHOPENHAUER

Werke in fünf Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M 110.—

Einzelausgaben:

Die Welt als Wille und Vorstellung. 2 Bände. Herausgegeben von Ed. Grisebach. In Leinen M 44.—

Kleinere Schriften. Herausgegeben von Max Brahn. In Leinen M 22.—

Parerga und Paralipomena. Zwei Bände. Herausgegeben von Hans Hennig. In Leinen M 44.—

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRY BEYLE)

Von der Liebe. Übertragen von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier. In Ganzleinen M 30.—; in Leder M 120.—

ADALBERT STIFTER

Studien. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 9.—13. Tausend. In Leinen M 30.—

Der Nachsommer. In Leinen M 30.—

THEODOR STORM

Sämtliche Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. Zweite Auflage in 4 Bänden. In Ganzleinen M 120.—

Die Insel-Bücherei kosten jetzt, unter Wegfall des Sortiments-Zuschlags, M 3.50; die Bibliothek der Romane M 18.—



